

Die dreissig sehr drolligen und sehr kuriosen geschichten gennant ...

Honoré de Balzac

Dieses Werk ist im Auftrage des Verlages R. Piper & Co. in München als Privatdruck in einer einmaligen Auflage von 1000 in der Presse numerierten Exemplaren in der Hofbuchdruckerei Gebrüder Reichel in Augsburg vom Juli bis November 1907 hergestellt worden. 35 Exemplare sind auf echt van Geldern abgezogen worden.

Dieses Exemplar trägt die Nummer

265

der gewöhnlichen Ausgabe.

HONORATUS SIEUR DE *BALZAC*

Die dreißig sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten

Erster Band.

Die Dreißig sehr drolligen und sehr kuriosen GESCHICHTEN genannt CONTES DROLATIQUES

des weiland

HONORATUS SIEUR DE BALZAC

zum erstenmal treu und trutzig verdeutscht
und unsern
ehrwürdigen Kant= und CANT=ianern hochrespektvoll zugeeignet von dem

Doctor Benno Rüttenauer,

mit schönen Bildern
des
Meister Gustav Doré
geschmückt und ausstaffiert

Erster Band



Verlegt bei R. Piper & Co
zu München
im Jahr des Heils 1908

Inhalt des ersten Bandes:

Einleitung.


PROLOGUE



Einleitung.

I.

„Nebst Shakespeare und Saint-Simon ist Balzac das reichste Magazin von Dokumenten über die menschliche Natur, das wir besitzen."

So faßt H. Taine sein Urteil über Balzac zusammen. Und wahrlich, das will etwas heißen von einem Kritiker, dessen Temperament dem Temperament Balzac ungefähr so entgegengesetzt ist wie Wasser dem Feuer. Auch andre bedeutende Franzosen haben Balzac und Shakespeare gern in einem Atem genannt.

Das tertium comparationis ist Reichtum und typenschöpferische Kraft. Kraft der Objektivierung und reiche Fülle der Gestalten. Aber Shakespeare ist der lächelnde Göttersohn, der spielend schafft, so macht es uns den Eindruck; Balzac ist eher ein götterfeindlicher Titane, eine Art Herkules und Atlas, den wir keuchen und schnauben hören unter der Wucht seiner Arbeit. Wenn wir auch nicht historisch wüßten, wie sich Balzac geplagt hat, seine Werke müßten es uns erzählen fast auf jeder Seite.

Das ist ihre Schwäche neben ihren großen Stärken. Alle ihre Mängel, besonders Mängel der Form, leiten sich daher.

Nicht umsonst will Balzac, daß dem Fleiß eher als dem Genie die Palme gebühre. „Mais est ung triple sot, voire sot dix cors en la teste, cil qui se quarre, iacte

Inhalt des ersten Bandes:

Einleitung.


PROLOGUE



Einleitung.

I.

„Nebst Shakespeare und Saint-Simon ist Balzac das reichste Magazin von Dokumenten über die menschliche Natur, das wir besitzen.“

So faßt H. Taine sein Urteil über Balzac zusammen. Und wahrlich, das will etwas heißen von einem Kritiker, dessen Temperament dem Temperament Balzac ungefähr so entgegengesetzt ist wie Wasser dem Feuer. Auch andre bedeutende Franzosen haben Balzac und Shakespeare gern in einem Atem genannt.

Das tertium comparationis ist Reichtum und typenschöpferische Kraft. Kraft der Objektivierung und reiche Fülle der Gestalten. Aber Shakespeare ist der lächelnde Göttersohn, der spielend schafft, so macht es uns den Eindruck; Balzac ist eher ein götterfeindlicher Titane, eine Art Herkules und Atlas, den wir keuchen und schnauben hören unter der Wucht seiner Arbeit. Wenn wir auch nicht historisch wüßten, wie sich Balzac geplagt hat, seine Werke müßten es uns erzählen fast auf jeder Seite.

Das ist ihre Schwäche neben ihren großen Stärken. Alle ihre Mängel, besonders Mängel der Form, leiten sich daher.

Nicht umsonst will Balzac, daß dem Fleiß eher als dem Genie die Palme gebühre. „Mais est ung triple sot, voire sot dix cors en la teste, cil qui se quarre, iacte

et pavane d'un avantaige deu au hazard des complexions, pour ce que la gloire est seulement en la culture des facultez et aussy dans la patience et le couraige." Eine überraschende Anschauung bei jemand, den man so oft arroganter Überhebung geziehen hat.

Denn im letzten Grund war Balzac, seinem Fleiß zum Trotz, eben doch ein Genie, wenn auch ein wenig schwerfälliges. Genie ist Kraft im höchsten Grad — eine besondere Kraft natürlich; und Fleiß im höchsten Grad, d. h. ein übermenschliches Ringen, ist an sich schon ein Beweis vom Vorhandensein dieser Kraft. In diesem Sinn hat man gesagt, Genie sei Fleiß.

Aber im fertigen Werk weiß das glückliche Genie, weiß innerhalb seiner engeren Grenzen schon das sichere Talent, die Spuren seiner Mühen und Anstrengungen zu verwischen. Das ist Balzac nicht immer, ja es ist ihm eigentlich nur höchst selten gelungen. Man hat uns viel erzählt von seiner unglaublichen Arbeitskraft, zwölf bis achtzehn Stunden auf vierundzwanzig Stunden und das durch Monate hindurch, man hat uns einen Einblick gewährt in seine Art, die Druckbogen zu korrigieren, zehnmal, ja zwanzigmal, so daß oft nicht ein Satz des ursprünglichen Textes übrig blieb. Alles, was wir darüber hören, ist im höchsten Grad erstaunlich. Ein Verdienst an sich ist es nicht. Das hängt davon ab, was dabei herauskam.

Ein Ungeheueres kam heraus, das ist keine Frage. Das Werk, das sich in seiner Gesamtheit „die Komödie der Menschheit" nennt, ist die Leistung eines Giganten des Geistes. Seine Intensivität ist noch größer als seine Extensivität.

Aber dieses Werk ist kein schlackenreiner Guß. Zu jener Reinheit der Form, von der eine göttlich befreiende

heitere Wirkung ausgeht, ist es nicht hinaufgeläutert. Damit meine ich nicht die klassische Linie im einzelnen und daß er den charakteristischen Zug dem schönen vorzieht, nicht, daß er öfter die kraftvolle, lebensvolle, charaktervolle Häßlichkeit, ja die groteske Scheußlichkeit darstellt als Reinheit und Schönheit. Das ist sein Recht. Das ist vor allem seine Sache. Kommt nur darauf an, wie er darstellt. Und davon soll noch die Rede sein. Hier handelt es sich um die Gesamtform eines Werks, seinen Umriß, seine Gliederung, seine saubere Ausführung, und zwar allein in dem Sinn, in dem es der Dichter gemeint, nicht wie andre es allenfalls wünschenswert finden. Überall stößt man da auf Massen von Rohstoff, die nicht in der Form aufgehen.

Die Spuren der Vorarbeiten, Fundamente, Gerüste usw. sind da nirgend mit voller Säuberlichkeit entfernt. Ihr störendes und versperrendes Dasein benimmt so manchem die Lust, überhaupt in das Werk einzutreten. Mit Recht hat man gerühmt, dieses Werk sei mehr als ein wohlgeordneter Garten und Park, es sei ein unabsehbarer Wald. Aber kann man mit solchem Vergleich ein Kunstwerk rühmen? In Wahrheit fehlt es in Balzacs Werk allerdings nicht an wirrem und wildem Gestrüpp.

Das ist aber ärgerlich.

Besonders seine endlosen Beschreibungen gehören dazu. Hier offenbart uns der gewaltige Gestalter am sichtbarsten einen Defekt seines Künstlertums. Wo der wahrhaft große Künstler mit einer blitzartigen Beleuchtung eine Vision vor uns auftauchen läßt, die deutlicher und eindringlicher wirkt, als wie die Wirklichkeit selber, macht Balzac seitenlange Anstrengungen. Und zwar vergebliche Anstrengungen. Er will erzwingen, was sich nicht erzwingen läßt.

Mit Balzac hat nicht nur das Geld, wie man so oft betont hat, seinen Einzug in die Literatur gehalten und alles was damit zusammenhängt, sondern auch die unkünstlerische endlose Beschreibung, womit später der humorlose Zola, obwohl bei ihm Plan und Komposition klarer und durchsichtiger sind, sein Werk noch mehr entstellt hat, als Balzac selber. Man kann dieses Übel, das auch in Deutschland noch täglich so viel Verwüstung anrichtet, nicht genug in seiner unkünstlerischen Natur entblößen; denn nichts ist verhängnisvoller, als wenn Große ein schlechtes Beispiel geben.

In folgender Weise — ich gebe aus guten Gründen den Originaltext — „malt" Balzac das „Porträt" einer Frau: „. . . le blanc de l'oeil n'est ni bleuâtre, ni semé de fils rouges, ni d'un blanc pur; il a la consistance de la corne, mais il est d'un ton chaud. La prunelle est bordée d'un cercle orange; c'est du bronze entouré d'or, mais de l'or vivant, du bronze animé. Cette prunelle a de la profondeur; elle n'est pas double, comme dans certains yeux, par une espèce de tain qui renvoye la lumière et les fait ressembler aux yeux des tigres ou des chats. Mais cette profondeur a son infini . . ." Genug. Vier ganze Seiten geht das bei Balzac so weiter. Und mit solchen nüchternen Aufzählungen, die ins Unendliche gehen (qui, eux aussi, ont leur infini) glaubt er Bildlichkeit und Leben zu geben. Ja, ja, unser alter Schulmeister Lessing hat in aestheticis und anderm doch einige Wahrheiten verkündet.

Die ganze Beschreibungswut hat aber ihren Ausgang in einer falschen Prätension: der der Wissenschaftlichkeit. Mit Balzac kam zu allererst diese Prätension in die

Literatur. „Wenn wir mit Widerstreben", schreibt er, „die trockenen Aufzählungen lesen, die man die „Geschichte" nennt, können wir uns nicht verhehlen, daß die Geschichtschreiber aller Zeiten, in Ägypten wie in Persien, in Griechenland wie in Rom, eins vergessen haben: das private Leben (l'histoire des moeurs). Die paar Stücke des Petronius reizen unsre Neugierde mehr als sie sie befriedigen." Was andre in ihrer Zeit versäumten, möchte Balzac für die seinige leisten. „Indem ich das „Inventar" der Laster und Tugenden aufstellte, die Wirkungen der Leidenschaften in ihren Hauptzügen zusammentrug, die Charaktere festhielt, unter den Ereignissen des Tags die wichtigsten und wesentlichsten herausnahm, besonders aber, indem ich mehrere Züge verwandter Charaktere zu Typen zusammenzog, mußte ich wohl dahin gelangen, die Geschichte zu schreiben, die die Geschichtschreiber immer vergessen haben: die Geschichte des Rein-Menschlichen. (Allzu menschlichen.) Mit viel Geduld und mutiger Arbeit mußte ich über das Frankreich des XIX. Jahrhunderts das Buch zustande bringen können, das noch nie geschrieben worden, eine treue Darstellung vom Zustand der Zivilisation, ein Buch, wie weder Rom, noch Athen, weder Tyrus noch Memphis, weder Persien noch Indien eines hinterlassen haben."

„Avec beaucoup de patience et de courage . . ." das scheint zu genügen. Schon die Ausdrucksweise der angeführten Stelle weist auf ein bedenkliches Mißverständnis hin. Gewiß kann der Roman als Naturgeschichte und Psychologie des Menschen in seinen Resultaten hochwissenschaftliche Bedeutung haben; nie aber kann seine Methode die wissenschaftliche sein. Ein verhängnisvolleres Mißverständnis kann es nicht geben.

Der wissenschaftliche — oder pseudowissenschaftliche Ballast, den Balzac seinen Romanen aufbürdet, drückt sie an vielen Stellen zu Tode.

* * *

Alle andern Vorwürfe, die man gegen Balzac erhoben hat, haben ihren Grund in moralischen und nicht in ästhetischen Bedenken. Sie sind also vor einem höheren Forum abzuweisen. Dies hat Hypolith Taine (ein schweizerischer Calvinist!) in einer Weise getan, die ich viel zu zutreffend finde, um sie nicht hier einzufügen. „Wie Shakespeare, hat Balzac Bösewichter jeder Art dargestellt: Bösewichter der großen Welt und des Strolchentums, der Börse und der Politik, Bösewichter in Sklavenketten und in Brillantenschmuck. Wie bei Shakespeare, finden wir bei Balzac die Monomanie jeder Art: die der Ausschweifung, die des Geizes, die der Ruhmsucht, die der Kunst und Wissenschaft, die der Liebe, der Vaterschwäche u. s. w. Wenn ihr diese Erscheinungen bei den einen begeistert hinnehmt, wie könnt ihr sie bei den andern mit Entrüstung zurückweisen wollen? Ein bißchen mehr Konsequenz, bitte. Dichtung und Leben sind zweierlei. In der einen ist die Phantasie, in dem andern die Notdurft Gesetzgeber. Beschränktheit herrscht hier, Unbegrenztheit dort. Nicht eine Lektion, ein Schauspiel will uns die Dichtung sein, d. h. sie will zu unsrer Phantasie sprechen und wieder zu unsrer Phantasie, die alles als Schönheit reizt, was Größe hat, was ans Ungeheure grenzt, Unglück und Verbrechen so gut wie Glück und Tugend. Zu Staunen und Bewunderung, ästhetischer Bewunderung, fordern die Gestalten der Dichtung auf, nicht zur moralischen Gutheißung oder Nachahmung. Ich begegne im offenen Feld auch lieber

einem Schaf, als einem Löwen; aber hinter dem sichern Gitter sehe ich lieber den Tiger, als das Schaf. Eine solche Art Gitter ist die Kunst. In ihr können wir, ohne Entsetzen, mit bewunderndem Erstaunen dem großartigen Schauspiel der Leidenschaften zuschauen. Die Schreie des Schmerzes und der Verzweiflung, die Schrecken eines Kampfes von Giganten (von außerordentlichen Kräften), der wildeste Aufruhr in der menschlichen Natur, die in der Leidenschaft alle Zügel (und jede Hülle) abwirft, alles das reißt uns heraus aus der kleinen Alltäglichkeit, in der wir hindußeln, an die uns die Notdurft geschmiedet hat, entreißt uns unsrer eignen Enge, Kleinheit und Schwäche; wir bewundern Kraft, Größe, Übermenschentum und fühlen unsre eignen Kräfte wachsen und unsre Seele sich recken und dehnen . . ."

Wie Shakespeare, so Balzac. Zweimal hintereinander wiederholt Taine die Wendung. Vergessen wir darüber auch hier den Unterschied nicht. Shakespeares Welt umfaßt gleicherweise alle Seiten des Lebens. Er kennt nicht nur die Ungeheuer und Dämonen des Abgrunds, er ist ebenso vertraut mit den Geistern der lichtesten Höhe. Beide zusammen, durch unendliche Zwischenstufen verbunden, machen erst die Welt aus, und Balzac ist, trotz ungeheurem Reichtum, in dem Maße ärmer, und, trotz ungeheurer Größe, in dem Maße kleiner wie Shakespeare: als er tatsächlich weniger zu Hause ist in jenen lichten Regionen der Menschen und Götter — so wenig, daß er selten da hinaufzugreifen wagt, und wenn er es einmal tut, sich gern vergreift mit unsicher tastender Hand.

Steht also Balzac nicht nur als Künstler, abstrakt gesprochen, sondern auch als Mensch eben doch in beträchtlichem Abstand von Shakespeare. Man sollte auch das Große nie mit dem Größten vergleichen.

Jeder Dichter ist in die Grenzen seiner eignen Menschheit eingeschlossen. Das sehen wir auch bei Balzac. Er war eine derbe, grobsinnliche, vollsäftige, vollkräftige, von Lebensenergie und Lebensüberfluß strotzende Natur. Sein ungeheures Vermögen zu derber lärmiger Lust mit sogar rohen Ausbrüchen, wie zur angestrengtesten und hartnäckigsten Arbeit war unerschöpflich. Die Fülle seiner Animalität grenzt ans Fabelhafte. Man hätte gut zehn Menschen gewöhnlichen Schlags damit ausstatten können, und sicher hängt seine erstaunliche geistige Zeugungskraft und die Fülle von Leben, womit er die fast unübersehbare Gestaltenmenge seiner „Komödie der Menschheit“ ausgestattet hat, geheimnisvoll damit zusammen. Aber so individuell eine jede dieser zahlreichen Gestalten uns entgegentritt, so ist doch notwendig eine jede in hohem Grad Fleisch von seinem Fleisch, Geist von seinem Geist. Was ihm fehlte, die zarteren, feineren, sublimeren Regungen der Seele, Züge von hoher Reinheit, Heiligkeit und schöner Entsagung, sie wird man auch in seiner Gestaltenwelt vergeblich suchen — trotz seiner erstaunlichen Gabe, objektiv zu sein und sich fast körperlich in andre Körper und Wesen zu versetzen, worüber er sich selber in „Facino Cane“ sehr merkwürdig ausläßt. „Indem ich diesen Leuten zuhörte,“ heißt es dort, „wurde ihr Leben ganz das meinige; ich fühlte ihre Lumpen um meine Glieder schlottern und ihre zerrissenen Stiefel an meinen Füßen schlampen. Ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, ihr ganzes Wesen floß über in mein Wesen, wie meines in das ihrige. Es war ein Zustand des lebhaftesten Traums, den man sich denken kann. Nur, daß ich wachte. Ich ereiferte mich mit ihnen gegen den Werkmeister der Fabrik, der sie tyrannisierte, oder gegen rücksichtslose Arbeitgeber,

die sie immer kommen ließen und nicht bezahlten. Mich selbst zu verlassen und ein andrer zu werden, war ein Spiel, das ich so oft wiederholen konnte, als ich nur wollte, und das damals meine wichtigste Zerstreuung bildete. Was ist diese Fähigkeit im Grund? Etwa das, was man das zweite Gesicht nennt? Ist sie eine Veranlagung des Geistes, die, zu weit getrieben, zur Verrücktheit führen kann? Aber ich habe mich niemals viel um die Erklärung gekümmert; ich besitze sie, die seltsame Gabe, das ist alles, was ich weiß."

Und in einem andern Zusammenhang: „Eine einzige Leidenschaft riß mich oft fort von meinen einsamen Studien. Sie war selber wieder ein Studium. Ich trieb mich in der Vorstadt umher, um die Bewohner und ihr Treiben zu beobachten. Da ich ebenso schlecht gekleidet war, wie die Arbeiter und gleichgültig gegen alles Äußere, scheute sich niemand vor mir. Ich konnte mich dazugesellen, wo sie gruppenweise zusammenstanden und ihre Streitigkeiten oder friedlichen Händel mit anhören. Die Gabe der Beobachtung war damals schon intuitiv bei mir. Ohne die Körper zu übersehen, schaute ich zugleich tief in die Seelen. Oder vielmehr ich sah die äußere Erscheinung so scharf, daß sie mir ihr Inneres enthüllen mußte. Die Intuition verlieh mir die Fähigkeit, vollständig das Leben eines andern zu leben, mich vollständig in den Gegenstand meiner Beobachtung hineinzuversetzen, wie der Derwisch von „Tausend und einer Nacht" den Körper und die Seele aller Personen annahm, über die er ein gewisses Wort aussprach."

Die überzeugende Lebenswahrheit und Durchdrungenheit von individuellem Leben in einer Überfülle von Gestalten, worüber wir in Balzacs Werk am meisten staunen,

findet hierin, fast möchte man sagen, eine mythische Erklärung. Eine mythische und eine mystische. Denn der Materialist Balzac ist zugleich ein katholischer Mystiker, der Rationalismus ist ihm verhaßt. „Die höchsten Genien der Menschheit," sagt er, „haben sich stets über die sterile Dunkelheit des abstrakten Denkens emporgeschwungen zur Intuition . . . Das Intuitive ist notwendig die höchste Art menschlicher Konzeption, der Ring, der die sichtbare Welt anknüpft an die unsichtbaren höheren Welten." Es ist das echter Kunstmystizismus, und man wird nicht leugnen können, daß Balzacs Glauben an Intuition und Divination, dieser sozusagen mystische Tropfen in seinem reichen Blut, ein wohltuendes Gegengewicht bildete gegen sein Hinneigen zur wissenschaftlichen Methode. Einem Künstler ist es unter allen Umständen förderlicher, an Divination zu glauben, als sein Heil in wissenschaftlicher Exaktheit auf wissenschaftlichem Wege zu suchen — besonders wenn der Glaube, wie bei Balzac, dem Fleiß und der Energie so wenig Eintrag tut.

II.

„O sagesse eminente de Flaubert," ruft Jules Lemaître einmal aus, „qui, ayant écrit en tout six volumes n'en a écrit qu'un de trop! Si tous faisaient ainsi, ils s'arrêteraient presque toujours avant la demi-douzaine, et ce serait un grand profit . . . Car, voyons nous sommes envahis." Balzac aber hat, auch wenn man von zahlreichen uneingestandenen Jugendromanen absieht, an hundert Bände hinterlassen, obwohl er bereits mit fünfzig Jahren unter der Last seiner gigantischen Arbeit zusammengebrochen ist. Aber sein unmenschlicher Fleiß hat nicht nur seine geradezu außerordentliche

Gesundheit und Lebensfülle zerstört und den Herkules auf halbem Wege getötet, er hat, was ernster ist, sicher auch sein Fortleben in der Nachwelt gefährdet. Hundert Bände sind eine Bürde, mit der es schwer fallen mag, durch die Ewigkeiten zu wandern. Die ewig Lebendigen hatten stets ein viel geringeres Gepäck.

Wird also wohl oder übel die Nachwelt selber eine Auswahl treffen müssen. Zehn Bände vielleicht mögen übrig bleiben. Aber ob mehr oder weniger, jedenfalls werden dazu die Contes drolatiques gehören, — contes admirables sagt Taine — obwohl Balzac sie, aber gewiß nicht im Ernst, für den frivoleren Teil seiner Schöpfung erklärt hat.

„Doncques," sagt er in seiner Vorrede zum dritten Zehent, „en tout ôeuvre contcentricque, comme est la tres-spacieuse bastisse emprinse par l'Autheur (la Comédie humaine), besoing est, pour se modeler sur les lois de ce dessus dict Seigneur (Dieu), de fassonner aulcunes fleurs mignonnes, plaisans insectes, beaulx draccons bien tortillez, imbicquez, supercoulorez, voire mesmes dorez, encores que l'or luy fault souvent, et les gecter aux pieds de ces monts neigeux, piles de roches et autre sourcilleuses philosophies, longs et terribles ouvraiges, columnades marmorines, vrays pensiers sculptéz en porphyre . . ."

Und obwohl er sie unverkennbar recht eigentlich zu seiner Erholung nebenbei geschrieben hat, womit er sich, abseits von seinen Herkulesarbeiten, von Zeit zu Zeit einmal ein Vergnügen machen wollte.

Aber diese Novellen — ausgenommen den „Succubus", der seiner Form nach überhaupt keine Novelle ist — sind in ihrer Mehrzahl reine Kunstwerke und frei von den

schwerwiegenden formalen Mängeln, unter denen auch seine besten Romane noch leiden. Und sie sind vielleicht die einzige Produktion des XIX. Jahrhunderts, die rein und unverwischt die Gattung und den Stil der älteren Novelle aufleben läßt, ohne den modernen Geist und den Geist ihres Urhebers zu verleugnen.

Mit wenigen Ausnahmen ist die Novelle des XIX. Jahrhunderts, um den alten italienischen Kunstausdruck hier beizubehalten, keine Novelle, sondern ein kleiner Roman. Ein Paul Heyse wird sich freilich gegen eine solche Aufstellung verwahren; aber er ist nur selber der beste Beweis dafür. Reine Novellen, ich könnte sagen klassische Novellen, trotz der contradictio in adjecto, verdankt unsre deutsche Literatur zuletzt den Romantikern. Unnötig Beispiele anzuführen. Nachher wurde die Novelle mehr oder weniger durch antinovellistische Beimengsel ein Ding ohne Stil und Charakter, wurde jedenfalls etwas andres als die Gattung verlangt.

Eine Mischgattung kann ja wie eine Mischrasse viel Reize haben, kann pikanter sein als die reine Gattung und die reine Rasse. Aber aus dem Auge darf man deswegen und aus dem Begriff nicht verlieren, was reine Rasse, was reine Gattung ist.

Einen nicht mißzuverstehenden Fingerzeig für den Stil der Novelle gibt die deutsche Bezeichnung „Erzählung“. Die Gesetze des mündlichen Vortrags müssen darin in hohem Grad maßgebend sein. Ungefähr wenigstens muß sich die Fabel mündlich so erzählen lassen, wie sie gedruckt vorliegt. Aus der mündlichen Erzählung werden auch die meisten alten Novellen herausgewachsen sein.

Im Roman ist es oberstes Gesetz, daß der Darsteller als solcher niemals gehört werde, vielmehr mit seiner

ganzen Persönlichkeit hinter die Darstellung unsichtbar zurücktrete. Das Gegenteil verlangt die Novelle. Sie soll die Illusion geben, als ob wir sie dem Erzähler vom Munde abhörten, und sie wirkt um so stärker, um so lebendiger, in je höherem Grad sie diese Illusion bewirkt.

Darin sind nun Balzacs Novellen stark. Wir sehen da immer den Erzähler Balzac, wenn wir auch nur weniges über ihn wissen, ja, wenn wir gar nichts über ihn wissen, leibhaftig vor uns. Wir hören nicht nur seine Stimme, wir sehen jede seiner Gesten, jedes schelmische und boshafte Augenzwinkern, jedes satyrisch-satirische Zucken seines sinnlichen Munds, jedes ironische Lächeln, jedes freudige Aufstrahlen seines Auges über eine unerwartete Wendung, über eine gelungene Wirkung; wir hören fortgesetzt sein breites, ungeschminktes, faunisches Lachen.

Also nicht nur die Personen der Erzählung, sondern auch den Erzähler selber sehen wir in scharfen Umrissen und mit markanten Zügen vor uns. Diese beiden Wirkungen in einem hin zu erreichen, dazu gehört eine wahrhaft bewunderungswürdige Beherrschung der Kunstmittel.

Wenn man auch gar nichts von Balzac weiß, habe ich gesagt. Denn er gibt sich selber nicht eigentlich als der Erzähler. Ohne viel Worte darüber zu verlieren, erreicht er es, daß wir uns einen dritten als Erzähler denken und im Geiste vor uns sehen: einen Mönch, Chorherrn, Abt, Edelmann, Dame aus der Hofgesellschaft. Nicht nur die Gestalten der Erzählung, auch der Erzähler als solcher hat das Kostüm, den Ton, die Sprache, das Lachen, die Religion, die Weltanschauung des XVI. Jahrhunderts, so daß wir an der Echtheit des Kolorits nicht leicht zweifeln

werden, obwohl im letzten Grund der Dichter vielleicht nur sich selber darstellt: seine Weltanschauung, seine Auffassung der Religion, seinen Spott, sein Lachen; seinen Haß, seine Liebe, seine Verachtung; seine Lustigkeit, seine „Polisonnerie“, seine „Gauloiserie“, seine Ironie, seine Frivolität, seinen alkibiadischen Übermut, seinen Humor, seinen Rabelaïsmus und Pantagruelismus.

Nur wird er nicht haben wollen, daß man das immer annimmt. Gewisse Unflätigkeiten, gewisse Geschmacksroheiten, gewisses Hinuntersteigen auf den Ton eines Weinreisenden sollen wohl nicht auf seine, sondern auf Rechnung der Zeit kommen, wo die geistreichste und sogar frömmste Königin die unanständigsten Geschichten erzählt hat.

Tatsache bleibt, daß er oft tiefer steigt, als seiner würdig ist und daß es Stellen gibt, wo man ihm mit dem besten Willen, ohne zimperlich zu sein, keinen Geschmack abgewinnen kann, geschweige denn, daß man in das Lachen einstimmte, das ihm selber (wie es auch durch seine Freunde bezeugt ist) immer zur Verfügung gestanden haben muß, da er so viel davon spricht.

Ja, das soll nicht vertuscht werden: eine Anzahl dieser köstlichen Kunstwerke haben stellenweise häßliche Flecken.

Doch haben wir auch deutsche Künstler, die hie und da auf sehr niedrige Instinkte zu spekulieren scheinen. Einem Wilhelm Busch z. B. ist dieser Vorwurf kaum zu ersparen. Man hat ihm in dem frommen Deutschland kein Verbrechen daraus gemacht. Und doch ist die Sache bei ihm schlimmer, da er sich nüchtern gibt. Und in der Tat immer verdammt nüchtern bleibt mit seinen frechen kleinen Umrißlinien. Um so mehr darf man Balzac verzeihen, diesem vollsaftigen Touraner, diesem Rabelais

redivivus, diesem Rassenmenschen mit dem Geist- und Blut-Überschuß der Renaissance, diesem Jordaens der modernen Literatur, dessen berauschtes und berauschendes Kolorit manches zudeckt mit der Pracht seines Purpurmantels, der nicht weniger königlich ist, weil er scheinbar als Narrenmantel dient.

Zudem nimmt bei Balzac, dessen Welt von der unsern durch eine gewaltige Kluft getrennt ist, das Unanständige meist so gigantisch-groteske Formen an, daß es seine Unanständigkeit verliert, so wie das Häßliche, ins Ungeheure gesteigert, zur ästhetischen Schönheit werden kann. Bei einem Faun und Zentaur wirkt dieselbe Sache anders als bei Menschen, die uns ähnlich sind, die um uns herum leben.

Nur in Bezug auf Ästhetik und Geschmack sei dies gesagt. Über die Moral ist hier kein Wort zu verlieren. „Les contes drolatiques," sagt Balzac in seiner ironischen Art, „sont plus faicts pour apprendre la morale du plaisir que pour procurer le plaisir de fair de la morale." Diese Geschichten sind nicht für Unmündige geschrieben, die erst moralisch großgepäppelt werden müssen. Sie sind überhaupt nicht für die Vielen geschrieben, und wenn wir ihnen Unsterblichkeit prophezeit haben, so können wir dagegen nur aufrichtig wünschen, daß sie jederzeit nur wenig Leser finden, eben nicht mehr, als sie ohne Schaden der Seele — und des Leibes genießen können. Dieses seltsame Buch kann immer nur eine esoterische Lektüre sein.

In diesem und keinem andern Sinn ist unsre deutsche Ausgabe gemacht worden. „Doncques" — rufen wir mit Balzac selber — „arriere mastins! Silence, cagots! Hors d'icy les ignares." Hinaus auch, ihr Pharisäer und falschen Schriftgelehrten.

Des Pharisäertums bezichtigt Balzac besonders seine Landsleute, die sich gegen die Contes drolatiques ver-

wahrt haben. „Ich kenne doch mein Frankreich," ruft er aus, „und . . ."

Aber ich will ihn hier mit eignen Worten reden lassen, damit auch derjenige, dem keine französische Ausgabe zu Hand ist, sich einen Begriff vom Stil des Originals mache. „Si," heißt es im Prolog zum driten Zehent, „si vous fouilletez l'histoire la France ha-t-elle jamais soufflé mot alors que elle estoyt joyeulsement montée, bravement montée, raigeusement montée, esraument montée? Elle est furieuse à tout et se plaist aux chevaulchées par-dessus le boire. Hein! ne voyez-vous point que ces Dixains sont françoys par la joye, françoys par la chevaulchée, françoys devant, françoys derrière, françoys partout? Arrière doncques, mastins! Sonnez les musicques! silence cagots! Advancez, messieurs les ribaulds! Mes mignons paiges, baillez vostre doulce main en la main des dames, et grattez-les au mitan; je dis la main! Ha! ha! cecy sont raisons ronflantes et peripatheticiennes, ou l'Autheur ne se cognoist point en ronflemens ne aristotelisme. Il ha pour luy l'escu de la France, l'oriflamme du Roy et monsieur sainct Denys, lequel estant sans teste ha dict: „Monte-Ma-Joye." Direz-vous, quadrupèdes, que cettuy mot est faulx? Non. Il ha été certes bien ouy par plusieurs dans le temps; mais, en ces iours de profunde misère, vous ne croyez à rien des bons religieux."

Nein, seien wir nicht ungerecht. Wir begreifen, daß auch Menschen einer hohen Kultur, die frei sind von jedem Pharisäertum, nicht wissen, was sie, trotz der hohen Kunst, mit solchen Dingen anfangen sollen. Es sind dies sogar sicher in manchem Betracht die feineren Naturen. Diesen

wird es unglaublich und unbegreiflich vorkommen, wenn sie Theophile Gautier über Balzacs Anschauungen von der Keuschheit plaudern hören. „Indem Balzac sich selber als Muster aufstellte, gab er uns Regeln der geistigen Hygiene, die manchem spanisch vorkommen mögen: als z. B. sich mehrere Jahre hindurch streng klösterlich von der Welt abzuschließen, nichts zu trinken als Wasser, nichts zu essen als eingeweichte Lupinen wie Protogenes, um sechs Uhr abends schlafen zu gehen, um Mitternacht sich zu erheben ... vor allem aber: in absoluter Keuschheit zu verharren. Auf den letzten Punkt legte er das Hauptgewicht ... Er behauptete, daß die wahre, die wirkliche Keuschheit alle Fähigkeiten und Kräfte des Geistes ins Ungeheure steigere und denen, die sie übten, fast wunderbare Gaben verleihe ... Und man muß nicht glauben, daß Balzac scherzte, indem er uns Regeln und Vorschriften gab, die einem Karthäusermönch oder Trappisten zu hart erschienen wären. Er sprach vollkommen aus Überzeugung, und er entfaltete dabei eine solche Beredsamkeit, daß er uns ansteckte und wir des öftermalen in aller Gewissenhaftigkeit den Versuch machten, nach seiner Methode ein Genie zu werden ... Auch waren alle intimen Freunde Balzacs der Meinung, daß er die Keuschheit, die er andern predigte, in der Tat an sich übte und keine andre Liebe kannte, als die platonische ... Während der ganzen Dauer unsrer Intimität, die von 1830 bis zu seinem Tode dauerte, hat er uns ein einziges Mal und mit Ausdrücken der höchsten Ehrfurcht und Rührung von einem seiner ersten Jugend angehörigen Liebesverhältnis gesprochen ... wir sahen seine Augen feucht werden von Tränen."

Vergessen wir dann bei den **Contes drolatiques** über der niedern Region der Laszivitäten nicht die höhere des

Humors, der Ironie, der Satire. Hier liegt außer ihrem künstlerischen Wert ihre geistige Kraft. Balzac ist nach Rabelais unstreitig der größte Humorist Frankreichs. Sein Humor ist freilich kein deutscher Humor. Er ist nicht so fromm; er ist viel frecher, viel frivoler; er ist gallisch mit einem Wort. Und, bei Gott, er ist in seiner Art köstlich. Er erweist sich als König unter den verschiedenen Arten von Geist. Als König und als Souverän. Vor allem auch als Sieger. Sein Triumphgeschrei ist gerade nicht immer fein und kann allzu zarte Ohren verletzen, aber es wirkt ansteckend.

Und was sage ich vom Satiriker? Empfindlich darf man auch ihm gegenüber nicht sein. Man darf ihn nicht einmal immer beim Wort nehmen. Balzac wendet sich an freie Geister. Er verlangt, daß sie Spaß verstehen. Seine Satire überliefert auch nicht (wie z. B. Busch meistens) arme Teufel der Lächerlichkeit, die mehr unser Mitleid herausfordern oder überhaupt so schäbig sind, daß man nicht begreift, wie man sich mit ihnen abgeben mag. Balzac reckt die Hand aus nach den Höchsten und Mächtigsten, nach denen, so Gewalt gegeben ist über den Leib, die das Schwert der Strafe und das Szepter der Macht halten, wie nach jenen, die Gewalt haben über die Seelen. Seine Peitsche trifft gleicherweise den Richter wie den Priester. Den Königen zieht er die Narrenkappe über die Ohren und stellt sie an den Pranger. Kaum der liebe Gott ist sicher vor seinem Spott. Kaum, sage ich; bis zum äußersten treibt er's nicht.

Und doch will er auch wieder selber nur als Schalk genommen sein. Er zupft die Könige am Bart und gibt sie dem Gelächter preis; dennoch bekennt er sich als Anhänger der absolutistischen königlichen Gewalt. Die

Geistlichkeit überschüttet er mit Hohn, dessen Duft mehr an Jauche als an Rosenöl gemahnt; aber er hält sie nichtsdestoweniger für die besten, ja für die einzig möglichen Erzieher der Menschen. „L'enseignement, ou mieux l'éducation par les corps religieux, est le grand principe d'existence pour les poeuples, le seul Moyen de diminuer la somme du mal et d'augmenter la somme du bien dans la société.“ Er schreckt, wie Heine, wenn ihn gerade der Teufel reitet, fast vor einer Blasphemie nicht zurück, aber er huldigt zugleich einem Mystizismus, der eines heiligen Bonaventura würdig wäre. „Das höchste Leben, das Leben, das alle andern Leben in sich begreift, in dem alle Kräfte sich aufs höchste spannen und dessen Verdienste uns das Tor der Gottheit erschließen, das ist das Leben des Gebets ... In diesem Zustand wirst du eins mit Gottes Geist und Macht. Du fühlst: es gibt eine Harmonie, und du bist ein Teil davon; es gibt ein Licht und dein Auge sieht es; es gibt eine Melodie und in dir liegt ihr Akkord. Du fühlst deine innere Kraft wachsen, deine Seele sich ausbreiten, deinen Geist die Unendlichkeit umfassen; denn Raum und Zeit sind keine Schranken für den Geist ...“

Aber freilich kann man sich nicht gut vorstellen, daß Balzac dies in sich selber erfahren habe.

Der Erzähler der Contes drolatiques in Gebetsekstase! Ja, man muß sich bei Balzac ans Groteske gewöhnen, ans Gotisch-Groteske, dem es nicht an Schamlosigkeiten fehlt, aber auch nicht an sublimen Gedanken und Visionen.

Und man muß wenigstens so frei und vorurteilslos sein, um zu begreifen: daß ein geistreicher und phantasiereicher Mensch, wenn es sein muß, noch immer lieber den

lustigen Hanswurst macht, als den langweiligen Schulmeister.

III.

Zu meiner Übertragung nur wenige Worte. Ein literarisch hochangesehener Freund schrieb mir: „Ich halte die Contes drolatiques für unübersetzbar.“ Nun, ich muß gestehen, daß es die Schwierigkeiten waren, die mich an der Sache gereizt haben. Ob ich sie alle überwunden? Das erwartet wohl niemand von einem ersten Anlauf; ich selber bin überzeugt, daß ich manches bessern würde, wenn ich's noch einmal zu machen hätte. Und wem geht es nicht so bei jeglichem Werk?

Nur so viel sage ich noch, Balzacs Wortakrobatik ist oft eine geradezu halsbrecherische Kunst für den, der sie nachtanzen will, und da es schon bei Balzac nicht an gelegentlichen unschönen Verrenkungen fehlt, wird man gegen den Nachtänzer vollends nicht allzu streng sein dürfen, wenn er bei allzu schwierigen „Passagen“ manchmal Leichtigkeit und graziöse Haltung vermissen lassen sollte.

Zudem weiß jedermann, daß gewissen Dingen gegenüber unsre deutsche Sprache widerstrebender und widersträubender ist als die französische.

Man kann der Meinung sein, die Contes drolatiques hätten im Stil einer älteren Epoche übersetzt werden sollen. Wer aber die Verhältnisse sich genauer besieht, wird von dieser Anschauung zurückkommen müssen. Man sehe sich doch nach dem Vorbild um, an das der Text anklingen könnte und das dem Geist und Ton der Contes drolatiques so homogen wäre wie in Frankreich Rabelais. Vielleicht denkt mancher an Fischart, aber wer wird in der Sprache eines Schriftstellers schreiben wollen — vorausgesetzt, daß er es könnte —, der mit seinen Schriften so

wenig in der Gegenwart lebendig als unser Fischart? Einige Tischreden Luthers gäben einen guten Ton; aber die Contes drolatiques an Luther anzuheften, was würde man dazu sagen? An Abraham a Santa Clara allenfalls. Und gewiß könnte, wer sich zutraute, die Sprache dieses Augustiners durch zwei dicke Bände hindurch nachzuahmen und damit ächt zu wirken, ein interessantes Kuriosum zustande zu bringen. Möge es versuchen, wer sich Talent und Wissenschaft genug zutraut, um mit seinem lustig bewimpelten Sprachschifflein nicht in ein ganz falsches Fahrwasser zu geraten, nämlich in den Ton des übrigen damaligen Deutschlands, als welches ein Predigerton, ein Traktätchenton, ein behaglich hausbackener Ton ist, ein frömmlich-salbadernder, ein schäferlich-weinerlicher Ton, ein schulmeisterlich lehrhafter Ton, ein biedermeierlich-biedermännlicher Ton, ein Pfarrhauston, ein Ton, der nach Theologie und aufgewärmtem Sauerkraut riecht, kurz, ein Ton, der zu Balzac und den Contes drolatiques paßt wie die Faust aufs Auge.

Trotz der deutschen Übersetzermanie hat sich bis jetzt niemand an die Contes drolatiques gewagt. Von nun an aber wird es wohl nicht fehlen, daß andre nachmachen, was ich vorgemacht habe: so hoffe ich, daß sie mich verbessern.

Benno Rüttenauer.

Erstes Zehent.

Prolog.

Das ist ein saftiges Buch, ein gepfeffertes Buch, ich sag' es euch zum voraus, darin es nicht zimperlich zugeht, ein Buch für eine ganz besondere Sorte lustiger Kumpane, solcher Zecher am Spundloch des Lebens, die schon dem unsterblichen Franziskus Rabelais, unsrem großen Meister und Lehrer in allen guten Dingen, unsrem Touraner Landsmann, ewigen Angedenkens, die liebste Kumpanei und Jüngerschaft waren. Nicht daß der Autor sich einbildet, etwas andres zu sein als ein guter Touraner und etwas anderes zu können, als den guten Gesellen dieses famosen und gottgesegneten Landes eine lustige Stunde zu machen, dieses Landes, das fruchtbarer ist an gehörnten und ungehörnten Spaßvögeln als irgend ein Land der Welt, darunter nicht wenige sind, vor denen unser ganzes Volk salutiert und noch einige Völker der Erde mit ihm, wie der Meister Courier selig, der nun niemand mehr kitzelt, oder Meister Verville und andere, die jedermann kennt, den edlen Meister Cartesius ausgenommen. Denn der war ein fast düsterer Geist und hat seine Wolkenträume und Hirngespinste höher gestellt als die guten fetten Bissen und die klaren Tropfen, also daß die Waffelbäcker und Garköche der guten Stadt Tours nichts von ihm wissen noch hören wollen, und wenn man seinen Namen nennt, ein Gesicht machen, als ob sie sagen wollten: „Ist mir nicht vorgestellt."

Dieses Buch aber gehört zu den Früchten, wie die lustigsten und ausgelassensten Stunden unsrer guten alten Mönche sie hervorbrachten, und wovon man hie und da in alten Klöstern und Schlössern noch Spuren findet, auch bei jovialen Chorherren und alten Edeldamen, die manchmal ganze Sammlungen davon lebendig mit sich herumtragen. Sie haben die gute alte Zeit gekannt, wo man noch wußte, was Lachen heißt und man nicht gleich jemand ängstlich ansah, ob ihm nicht ein Heuwagen aus dem Munde komme, wie es heut bei jungen Dämchen Sitte ist, die so gravitätisch dasitzen, und deren Art zu unserm lustigen Lande paßt wie ein Nachtgeschirr auf das Haupt einer Königin. Und da das Lachen ein Privilegium des Menschen ist, und wir Grund genug zur Traurigkeit haben, in diesen Tagen der sogenannten politischen Freiheit, also daß wir den heiligen Philisterernst, der uns überall anglotzt, nicht auch noch durch Bücher zu vermehren brauchen: — habe ich geglaubt, ein ganz teufelsmäßig patriotisches Werk zu tun, indem ich meinen Zeitgenossen so ein Körbchen voll Lustigkeit schenkte. Wahrhaftig, die Zeit tut mir leid. Wie ein feiner, grauer Staubregen rieselt die Langeweile auf uns hernieder und sickert uns durch alle Poren mit ihrer schleimigen Feuchtigkeit, daß es kein Wunder ist, wenn alles die Gehirnerweichung kriegt und unsre alten Sitten zum Ammenmärchen werden, die Sitten von dazumal, wo uns die öffentlichen Angelegenheiten, oder wie man die Lumpereien nennen mag, nur soweit interessierten, als sie uns Stoff zum Lachen gaben. — Immer seltener werden sie, die alten Pantagruelisten, die keine Zeit hatten, dem König und dem lieben Gott ins Handwerk zu pfuschen, weil ihnen Lachen und Lustigsein eine wichtigere Sache dünkte; mir scheint, sie sterben aus, und so befürchte

ich, daß mein Brevier da, das noch ein wenig nach der Lustigkeit unsrer Großväter und Großmütter riecht, ich fürchte, sage ich, daß man es verketzern, verleumden und verschimpfieren, daß man es anspeien und mit Kot bewerfen wird. Aber ich pfeife darauf, denn ihr könnt euch denken, was ich für einen Respekt habe vor diesen kahlschwänzigen Ratten, die alle alten Ehrwürdigkeiten benagen und bepissen.

Wollt auch bedenken, ihr Herren Kritiker, Phrasendrescher und Wortverdreher, die ihr nichts könnt, als die Aspirationen und Inspirationen anderer zu verdächtigen, wollet bedenken, sage ich, daß wir nur als Kinder lachen und daß uns mit der Zeit das Lachen ausgeht, wie einer Lampe das Öl. Daraus könnt ihr sehen, daß man zum Lachen unschuldig und reinen Herzens sein muß. Wo ihr aber zusammengekniffene Lippen, hochgezogene Brauen, gerunzelte Stirnen, kurz finstere Gesichter seht, da dürft ihr sicher sein, daß auch das Herz finster ist und voll Unrat. Nehmt an, dieses Buch sei eine Bildergruppe oder Statue; wollt ihr denn, daß der Autor sie verstümmeln und ihnen da und dort ihre natürliche Beschaffenheit rauben soll? Er wäre ein Esel in der siebenundzwanzigsten Potenz, wenn er auch nur ein Feigenblatt dran klebte, da solche Werke, ebenso wie dieses Buch, ja nicht für Klöster bestimmt sind. Immerhin habe ich aus meinen Manuskripten zu meinem großen Ärger und Leidwesen manche guten alten Wörter ausgestrichen, weil ich wohl weiß, daß an so vielen Leuten nichts keusch ist als die Ohren. Mit Recht können solche Ohren verlangen, daß man Rücksicht auf sie nimmt. Auch ist ja die Umschreibung kitzliger als das nackte Wort. Wir sind aber mit der Zeit alt geworden. Lang gesponnene Albernheiten sind uns lieber

1*

als die kurzen Frechheiten unsrer Jugend, man kann länger dran saugen und suggeln. Seid also nicht gar zu wütig gegen mich, geht nicht allzu verschwenderisch um mit euren faulen Eiern und stinkenden Äpfeln, lest auch meinetwegen mein Buch lieber bei Nacht als bei Tag, und vor allem gebt es keiner höheren Tochter in die Hand, das arme Buch könnte Schaden leiden an seiner Seele. Mich selber mögt ihr in den Erz-Grund und -Boden verfluchen. Um das Buch ist mir nicht angst, es hat denselben Quell und Ursprung wie so viele Dinge, die sich die Welt erobert haben, als zum Beispiel die königlichen Orden vom goldenen Vließ, vom heiligen Geist, der großbritannische Badeorden, der Orden vom Hosenband (hony soit, qui mal y pense) und andre hohe und weltberühmte Institutionen, unter deren Schutz und Schirm ich mich stelle.

„Also seid mir lustig und aufgeräumt, meine Lieben, und lest dies mit fröhlichem Sinn, daß sich eure Lenden, und was drum und dran hängt, dabei wohl fühlen; wenn ihr mich aber verleugnet, nachdem ihr mich gelesen, so mög' euch der Belzebub reiten."

Diese Worte sind von Meister Rabelais, vor dem wir alle ehrfurchtsvoll den Hut abziehen, als vor dem König der Wissenschaft und aller göttlichen und menschlichen Komödie.

Die schöne Imperia.

Als der Erzbischof von Bourdeaulx sich nach dem Konzil von Kostnitz begab, hatte er in seinem Gefolge einen jungen Priester, einen Touraner, der von feiner zierlicher Rede und gar einnehmendem Wesen war, denn er galt für einen Sohn der damals weit berühmten schönen Salome und des königlichen Statthalters. Der Erzbischof von Tours hatte ihn seinem Amtsbruder bei dessen Durchreise durch diese Stadt überlassen, quasi zum Geschenk gemacht; solche Geschenke sind unter Erzbischöfen üblich, die wohl wissen, daß wenn einem die Theologie irgendwo juckt, man einen guten Theologen braucht, um sich kratzen zu lassen.

Und also kam der junge Priester zum Konzil und wurde im Hause seines Prälaten einquartiert, der ein Mann war von guten Sitten und hoher Wissenschaft. Philipp von Mala, so war der Name des Priesters, war entschlossen, sich gut zu führen und seinem Beschützer gewissenhaft zu dienen; aber er sah auf diesem Konzil hochheiliger Gottesgelahrtheit viele Leute, die weniger ein gottesgelehrtes als gottesgeleertes und lästerliches Leben führten und nichtsdestoweniger, oder vielleicht gerade deswegen, mehr Indulgenzen, Goldgülden und Benefizien gewannen als die andern, die sich eines würdigen und frommen Lebenswandels befleißigten.

Eines Nachts also, als seine Tugend einmal wieder schwere Anfechtungen zu bestehen hatte, flüsterte ihm der Teufel ins Ohr, er solle doch nicht so dumm sein und Hunger leiden, während ihm der große Brotkorb vor der Nase hänge; könne doch jeder am Busen unsrer heiligen Mutter, der Kirche, sich satt trinken, ohne daß die Quelle je versiege, durch welches Wunder allein schon die Gegenwart Gottes in seiner Kirche bewiesen werde. Der junge Priester aus unsrem allzeit lustigen Touranerland ließ sich das gesagt sein. Er nahm sich vor, zu bankettieren und sich die deutschen Braten mitsamt der Sauce, Fasttage hin, Fasttage her, wohl schmecken zu lassen, wo sie nichts kosteten; denn der gute Jüngling war arm wie eine Kirchenmaus. Da er sehr enthaltsam lebte, indem er sich seinen alten Erzbischof zum Muster nahm, der nicht mehr sündigte, weil er es nicht mehr konnte und darum für einen Heiligen galt, hatte sein Fleisch fast immer böse Anfechtungen und seine Seele wurde darüber voll Traurigkeit, um so mehr, als er nirgends jenen verführerischen Frauenzimmern ausweichen konnte, die so offen und freigebig ihre Reize zur Schau trugen, aber kalt waren wie Eis, wenn es sich um einen armen Teufel handelte, der keine drei Silberlinge im Beutel hatte. Sie waren aus der ganzen Welt zusammengekommen, um mit dem Licht ihrer Schönheit die Köpfe der versammelten Väter zu erleuchten. Und also war der junge Priester voller Verzweiflung, weil er kein Mittel fand, sich eine von den glänzenden Elstern zu zähmen, die sogar mit Kardinälen, mit Äbten, Hoch- und Großmeistern, Oberappellationsräten, Legaten, Bischöfen, Fürsten, Herzögen und Markgrafen oft so wenig Federlesens machten, wie wenn es arme Schreiber gewesen wären ohne Pfennig in der Tasche.

Oft, wenn er abends sein Gebet verrichtet hatte, dachte er es sich aus, wie er eine der Kostbaren anreden wolle; er komponierte sich selber eine Art Liebesbrevier mit Anreden und Antworten mit Antiphonen und Responsorien für alle Fälle. Und wenn er dann tags darauf nach der Vesper einer dieser Prinzessinnen begegnete, wie sie mit ihrer fleischlichen Üppigkeit sich in ihrer Sänfte breit machte, von dienenden Pagen begleitet, gebläht von Stolz, da stand er mit offenem Mund verlegen wie ein Hund, der vergeblich nach einer Fliege jappt, und starrte nur idiotisch in das Feuer ihrer Augen, das ihm das Herz versengte, wie ein Licht die arme graue Motte.

Der Geheimschreiber des Erzbischofs, ein Edelmann aus dem Land der schwarzen Trüffeln, hatte ihm gestanden, daß die Väter der Kirche, Prokuratoren und Appellationsräte den Beutel weit aufmachen müßten, nicht für Reliquien und Indulgenzen, aber für Schmuck und Geschmeide in Gold und Edelstein, weil sie anders keinen Zutritt fänden bei den vornehmsten dieser verhätschelten Katzen, von denen eine jede unter den Großherren und Fürsten des Konzils ihren besonderen Protektor habe. Da kam der arme Touraner, so sehr Nestling und unflügg er war, auf den Einfall, sich einen Schatz anzulegen, und er sammelte in seinem Strohsack all die Silberlinge, die ihm der gute Erzbischof für seine Schreibereien und sonstigen Dienste zukommen ließ, und hoffte, eines Tages genug zu haben, um der Leibhure eines Rotmantels oder Kardinals aufzuwarten. Das übrige stellte er Gott anheim. Seine Ausstattung war, vom Kopf bis zu den Füßen, so schäbig, daß man eine Ziege mit einer Haube auf den Hörnern bei Nacht eher für ein Fräulein als ihn für einen Mann gehalten hätte. Aber von der Begierde angestachelt, trieb

er sich jede Nacht in den Straßen von Kostnitz herum, unbekümmert um sein Leben und ewig in Gefahr, die Hellebarde eines Landsknechts ins Gedärm zu bekommen. So lauerte er den Kardinälen auf, die nächtlich zu ihren Schönen schlichen. Da sah er, wie in dem Haus die Wachskerzen angezündet und alle Fenster und Kreuzstöcke hell wurden. Wenn er dann horchte, hörte er, wie die geweihten Äbte und andre sich lustig machten, wie sie vom Besten tranken und das geheime Hallelujah der Liebe anstimmten, ohne sich viel aus der Musik zu machen, die man ihnen dazu aufspielte. Die Küche tat auch wahre Wunder und sorgte dafür, daß die Hora nicht langweilig wurde. Präludiert wurde mit fetten, kräftigen Brühen, die Metten wurden mit Schinken eingeläutet, dann kam die Bratenvesper, und verzuckerte Früchte und andre leckere Bissen machten als die Lauden den Beschluß. Nach langer tumultuöser Fresserei und Sauferei trat dann Silentium ein. Die Pagen spielten mit Würfeln auf den Stufen der Treppe, die Maultiere, die auf der Straße warteten, schlugen und bissen nach einander, um doch auch einen Zeitvertreib zu haben. Alles ging zum besten. Wahrlich, da war noch Glaube und Religion, und darum haben sie auch den Gevatter Hus verbrannt. Und der Grund dafür? Er wollte in die Schüssel langen, ohne daß ihn jemand aufgefordert hatte. Es ist ihm recht geschehen; warum wollte er auch ein Hugenotte sein, ehe die Hugenotten überhaupt erfunden waren.

Um auf den allerliebsten kleinen Philipp von Mala zurückzukommen! Er erwischte wohl manchen Schlag und Rippenstoß, aber der Teufel flößte ihm Mut ein, indem er ihm zuflüsterte und ihn in dem Glauben und der Zuversicht stärkte, daß früher oder später die Reihe an ihn

kommen müßte, Kardinal zu werden, wenigstens bei der Hure eines Kardinals. Die Begierde machte ihn tollkühn, gleich einem Hirsch in der Zeit der Brunst, so sehr, daß er sich eines Abends in das schönste Haus von Kostnitz einschlich, auf dessen hoher Staffel er öfter ein hochnäsiges Pack von Bedientenvolk bemerkt hatte, Stallknechte, Kammerdiener, Pagen, Läufer, die mit brennenden Fackeln ihre Herren erwarteten, als da waren Herzöge, Könige, Kardinäle und Erzbischöfe.

„Ah," seufzte er, „die da muß wohl über alle Maßen schön und verführerisch sein."

Ein bewaffneter Landsknecht ließ ihn durchschlüpfen, weil er glaubte, daß er zum Gefolge des Kurfürsten von Bayern gehöre, der gerade das Haus verlassen und vielleicht etwas vergessen hatte, was er durch seinen Kaplan wollte zurückholen lassen. Schnell und geschmeidig wie ein Windhund erstieg Philipp von Mala, vom Liebesteufel gepeitscht, die Treppe, und ein deliziöses Rüchlein von Spezereien brachte ihn, er brauchte nur seiner Nase nachzugehen, in die Nähe des Gemachs, wo gerade die Herrin mit ihren Frauen über ihren Schmuck und Anzug parlamentierte und beratschlagte. Ein jäher Schreck durchfuhr ihn. Wie ein Dieb, vor dem plötzlich die Häscher auftauchten, stand er da. Das Weibsbild war ohne Häubchen und Hemd, die Dienerinnen und Zofen, damit beschäftigt, ihre Dame für die Nacht zu schmücken, hatten gerade den weißen Kern, ich will sagen, ihren Körper, aus seinen Hüllen herausgeschält, daß das arme Pfäfflein unter der Tür wie in einen Zauberspiegel zu blicken vermeinte und ein „Ah" ausstieß, das die ganze Not seiner Seele und seines Körpers verriet.

„Was willst du, Kleiner," fragte die Courtisane.

„Euch meine Seele bringen,“ antwortete er, indem er sie mit den Augen verschlang.

„Komm morgen wieder her!“

Das klang höhnisch und wenig einladend; aber Philipp, rot bis über die Ohren, antwortete mit Anstand:

„Ich werde nicht verfehlen, schöne Frau.“

Sie brach in ein schallendes Gelächter aus. Philipp verstummte, blieb aber lüstern und behaglich stehen, immer die unschuldig begehrlichen Blicke auf sie geheftet; er schlug durchaus nicht die Augen nieder vor dem üppigen Haar, das über den Rücken niederfloß, der schimmerte wie poliertes Elfenbein und zwischen den dunklen Strähnen wollüstig aufleuchtete. Sie trug auf der Stirn einen geschliffenen Rubin, der aber weniger Feuer ausstrahlte und Blitze warf als ihre schwarzen Augen, in denen die Lachtränen schimmerten. Mutwillig warf sie ihren Schnabelschuh in die Höhe, der mit Gold gestickt war wie ein Meßgewand, dabei machte sie eine unzüchtig kitzlige Bewegung und zeigte einen Fuß, kleiner wie der Schnabel eines Schwans. Sie war diesen Abend gut aufgelegt, sonst hätte sie das Tonsurmännlein zum Fenster hinausschmeißen lassen, ohne sich mehr um ihn zu kümmern als um ihren ersten Bischof.

„Er hat schöne Augen, Herrin,“ sagte eine der Zofen.

„Aus was für einem Mausloch ist er denn herausgeschlüpft?“ fragte die andere.

„Das arme Kind!“ spottete die Herrin, „Seine Mutter wird ihn suchen, man muß ihn auf den rechten Weg zurückbringen.“

Der Touraner kam aber nicht aus der Fassung; er betrachtete mit Verzückung und Bewunderung das Bett von Goldbrokat, das den schönen Leib in sich aufnehmen

durfte. Dieser Blick, der von tiefer Wissenschaft der Liebe sprach, erregte die Phantasie der Dame; halb noch scherzend, halb schon verliebt in den Kleinen, wiederholte sie ihr „Morgen"! und entließ ihn mit einer Geste, vor der selbst Papst Johann sich geduckt hätte, um so mehr, da der Arme jetzt eine Schnecke war ohne Gehäuse, indem das Konzil ihn soeben entpapstet hatte.

„Da habt Ihr schon wieder ein Gelübde der Keuschheit in sündige Begier verwandelt," sagte eins der Weibchen.

Und das tolle Gelächter begann von neuem. Philipp aber schlich sich davon, er war betäubt wie ein berauschter Gimpel von dem Anblick dieser Kreatur Gottes, die weißer leuchtete als eine Sirene, wenn sie just aus den Wellen des blauen Meeres auftaucht.

Er merkte sich die eingemeißelte Schilderei vor der Haustür, irgend ein phantastisches Tier, und Seele und Leib voll sündiger Gedanken, kam er nach Hause. Er stieg auf sein Zimmer hinauf und zählte die ganze Nacht seine Silberlinge, konnte aber nie mehr als vier herausbringen. Da das nun sein ganzer St. Habemus war, dachte er, die Dame werde wohl zufrieden sein, wenn er ihr alles gäbe, was er auf der Welt sein eigen nenne.

„Was ist denn mit Euch, Philipp?" fragte ihn der gute Erzbischof, der auf das unruhige Wesen und das verstohlene Geseufz seines Schreibers aufmersam geworden war.

„Ach, gnädiger Herr," antwortete der arme Priester, „ich wundere mich, wie ein so zierliches und sanftes Wesen von Frau einem so schwer auf dem Herzen liegen kann."

„Welche denn?" erwiderte der Erzbischof, indem er sein Brevier auf die Seite legte, das der Gute für die andern betete.

„Beim Erlöser," antwortete Philipp, „Ihr werdet böse auf mich werden, mein gnädiger Herr und Protektor, denn ich habe eine gesehen, die das Liebchen von wenigstens einem Kardinal ist. Und ich habe geweint, da es mir schien, daß mir mehr als ein verdammter Taler fehle, um . . ."

Er stockte.

Der Erzbischof verzog den Accentum circumflexum, der ihm auf der Nase saß und sagte kein Wort, also daß der bescheidene Priester zitterte in seiner armen Haut und es bitter bereute, seinem Vorgesetzten gebeichtet zu haben. Aber da sagte der heilige Mann plötzlich: „Ist sie denn so teuer?"

„Oh," rief der Jüngling, „sie hat sich von mancher Mitra die Borten abgetrennt und aus mehr als einem Krummstab die Rubinen ausgebrochen."

„Philipp," antwortete der Erzbischof, „wenn du mir versprichst, nicht mehr an sie zu denken, will ich dir dreißig Silberlinge aus dem Schatz der Armen geben."

„Gnädiger Herr, dabei würde ich zuviel verlieren," sprach der junge Priester, dessen Kopf voll war von wollüstigen kribbligen Phantasien.

„Oh Philipp," entgegnete ihm der gute Bordelenser, „du willst also dem Teufel in die Arme rennen und Gott mißfallen, wie unsere Kardinäle?"

Und der fromme Seelenhirt, innerlichst von Schmerz bewegt, wandte sich im Gebet an den hl. Gratian, den Patron der Keuschen, und empfahl ihm das Heil seines Dieners. Diesen ließ er niederknien und forderte ihn auf, den hl. Philipp, seinen eignen Patron, um seinen Schutz anzurufen. Aber das verflucte Pfäfflein flehte heimlich den Heiligen um eine ganz andre Hilfe an, nämlich, ihm Kraft zu geben, daß er in Ehren bestehen möge, wenn

die Schöne ihm morgen gnädig sein sollte. Nichtsdestoweniger war der gute Erzbischof sehr erbaut von dem inbrünstigen Gebet seines treuen Dieners, er rief: „Mut, mein Sohn, der Himmel wird dich erhören!"

Am andern Tag, während der Erzbischof auf dem Konzil gegen die schamlosen Ränke und Frechheiten dieser Apostel der Christenheit vergebens ankämpfte, war Philipp von Mala damit beschäftigt, seine Silberlinge, die er unter dem Schweiße seines Angesichts verdient, für Bäder, Spezereien, kostbare Salben und andre Allotria auszugeben. Er salbte sich wie eine Braut am Hochzeitsmorgen, dann machte er sich auf in die Stadt, ob er auch das Haus seiner Herzenskönigin noch fände, und als er einen Vorübergehenden fragte, wem der Palast gehöre, lachte ihm der Mann unter die Nase und sagte: „Ist der dumme Kerl von heute, daß er noch nichts von der schönen Imperia weiß?"

Da war der gute Klerikus fast sicher, daß er seine armen Silberlinge dem Teufel in den Rachen geschmissen hatte; der berühmte Name ließ ihn das Verzweifelte seines Unternehmens im hellsten Lichte sehen.

Imperia war bekannt in der ganzen Welt als die hochmütigste und launenhafteste Dame ihres Handwerks. Sie galt außerdem für die strahlendste Schönheit und man sagte ihr nach, daß Kardinäle, Soldatenführer und andre rohe Leutschinder und Volksunterdrücker sich von ihr nur so um den Finger wickeln ließen. Sie hatte zu ihrer eignen Verfügung tapfere Hauptleute, Bogenschützen und Kavaliere, die bereit waren, ihr in jeder Sache zu Befehl zu sein. Ein Zucken ihrer schönen Wimpern genügte, um einen jeden ermorden zu lassen, der es gewagt hatte, ihr auch nur ein Haar zu krümmen. Für ein halbes Lächeln

brachte man ihr so viel abgeschlagene Menschenköpfe, als sie haben wollte. Ein gewisser Herr von Baldricourt, ein Kriegshauptmann des Königs von Frankreich, fragte sie oft im Scherz, ob heut' nicht jemand für sie umzubringen sei, und mancher Abt oder Erzbischof, der zugegen war, erblaßte bei dem Witz.

Nur mit den höchsten Kirchenfürsten nahm sie sich zusammen, sonst ließ sie alle Welt an ihrem Schnürchen tanzen und schwang lachend dazu ihre Rute, so groß war der Zauber ihrer gottverdammten Schönheit und die Anziehungskraft ihrer Liebespraktiken. Nie versagte diese Leimrute. Die Tugendhaftesten und Unempfindlichsten verfingen sich daran wie die Gimpel. Darum war sie auch mit Respekt umgeben, wie die wahren Damen und Prinzessinnen. Jedermann nannte sie Frau und Herrin. Und als einmal eine stolze und tugendhafte Dame sich bei dem Kaiser Sigismund deswegen beklagte:

„Ihr, würdige Frau," antwortete er ihr, „rühmt Euch mit Recht, die Hüterin frommer Sitten zu sein, dafür ist Frau Imperia die Hüterin der weniger frommen, aber um so angenehmeren Sitten, die sich von der Göttin Venus herschreiben; eines schickt sich nicht für alle . . ." Wahrhaft christliche Worte, die den ehrenhaften Damen sehr zum Ärgernis gereichten, aber ganz mit Unrecht.

Philipp dachte an den berauschenden Trank seiner Augen in der vergangenen Nacht und fürchtete sehr, daß es bei diesem Vorgeschmack bleiben möchte. Da überkam ihn eine dumpfe Traurigkeit. Ohne an Essen oder Trinken zu denken, trieb er sich in der Stadt umher und harrte so der Stunde entgegen; denn er war viel zu wählerisch und feinschmeckerisch, um sich mit einer andern zu begnügen, die leichter zugänglich gewesen wäre als Frau Imperia.

Die ungestüme Begierde peitschte ihn, ein vorweg genommener Stolz ließ ihn über sich selbst hinauswachsen; dann wieder glaubte er ersticken zu müssen an seiner Leidenschaft, und als die Nacht endlich gekommen war, schlich er sich wie ein Aal in das Haus derer, die sich in Wahrheit die Königin des Konzils nennen durfte; denn vor ihr beugten sich alle Autoritäten, alle göttlichen und menschlichen Wissenschaften, alle Lehrer und Väter der heiligen Kirche. Der Hausmeister, der ihn nicht kannte, machte gerade Miene, ihn zur Tür hinauszuschmeißen, aber eine Zofe, die oben an der Treppe erschien, tat ihm Einhalt:

„Meister Imhof," rief sie, „das ist der Kleine unsrer Frau."

Und der arme Philipp, rot und voll Seligkeit wie eine Brautnacht, stolperte berauscht die Treppe hinauf. Die Zofe nahm ihn bei der Hand und führte ihn in den Saal, wo die Herrin, vorläufig nur leicht geschmückt, sich in süßer Faulheit herumräkelte. Sie saß vor einem Tisch, der mit goldverbrämtem Sammet bedeckt und ganz mit Schüsseln und Tellern und tausenderlei kostbaren Gefäßen überfüllt war. Neben antiken Trinkschalen standen zierliche venetianische Gläser und neben hohen geschliffenen Flaschen dickbäuchige Krüge alten Cyperweins. Andre gewürzte Getränke dufteten aus riesigen Kannen neben ganzen Körben voll Spezereien und leckerer Süßigkeiten; Schüsseln voll grüner Kapern, geräucherte Schinken, gebratene Pfauen luden zu derberen Genüssen ein. Dem Priester wäre zu andrer Stunde das Wasser im Maul zusammengelaufen, doch ihm stand jetzt einzig der Sinn nach Frau Imperia. Sie merkte, daß er nichts sah außer ihr, und obwohl an die ketzerliche Devotion der tonsurierten Häupter und ihre Andacht vor dem Altar des Stroh-

sacks gewöhnt, fühlte sie sich dennoch sehr geschmeichelt; denn sie hatte sich wahrhaftig über Nacht in den armen Touraner verliebt und auch den ganzen Tag war er ihr nicht aus dem Sinn gekommen, daß es ihr im Herzen gekribbelt und gekrabbelt, wie ein Floh im Ohr tun mag, in das er sich verfangen hat. Die Fenster waren geschlossen, die ganze Zurichtung und die Buhlerin selbst sahen danach aus, als ob sie mindestens einen Fürsten des römischen Reichs erwarte. Dem Schlingel von Pfaffen, ganz in Ekstase vor der allerheiligsten Schönheit der Imperia, ging übrigens die Ahnung auf, daß weder ein Kaiser noch Burggraf, noch Kardinal und Papstkandidat heute abend gegen ihn aufkommen werde, gegen ihn, das arme Pfäfflein, das nichts in seiner Hosentasche und seinem Hosenlatz beherbergte als den Amor und den Teufel. Er benahm sich auch ganz wie ein großer Herr, warf sich in die Brust und machte eine höfische Verbeugung, die gar nicht linkisch ausfiel; die Dame warf ihm einen flammenden Blick zu und mit einer einladenden Handbewegung:

„Setzt Euch neben mich,“ sagte sie, „ich möchte wissen, ob Ihr Euch seit gestern verändert habt.“

„Nicht wenig,“ antwortete er.

„Wieso?“ fragte sie.

„Gestern,“ erwiderte der Spitzbube, „gestern habe ich Euch geliebt . . . ., heute lieben wir uns; ein armer Schwartenhals war ich gestern und reicher wie ein König bin ich heute.“

„Kleiner, Kleiner,“ rief sie belustigt, „du hast dich wirklich verändert, aus einem simpeln Pfaffen bist du, wie ich sehe, ein geriebener Teufel geworden.“

Und beide setzten sich zusammen vor das Kaminfeuer; ans Essen dachten sie nicht, sie schnäbelten sich mit den Augen und rührten nicht an die Schüsseln.

Plötzlich entstand ein wüster Lärm vor der Tür, wie wenn man sich draußen raufte und zankte.

„Herrin," rief die Zofe, die in Eile hereinstürzte, „nun wird gleich eine andere Tonart anheben."

„Was," schrie die Buhlerin zornig und mit dem Ton eines übelgelaunten Tyrannen, den man stört.

„Der Bischof von Chur will Euch sprechen."

„Hol ihn der Teufel," rief sie, indem sie Philipp einen verliebten Blick zuwarf.

„Er hat durch den Spalt Licht gesehen und macht einen wahren Höllenlärm."

„Sage ihm, daß ich Fieber habe, und du wirst nicht lügen; denn ich bin wahr und wahrhaftig krank an dem Pfäfflein hier, das mir den Sinn verrückt hat."

Aber sie hatte ihre Rede, wobei sie die heiße Hand Philipps inbrünstig drückte, noch nicht zu Ende gebracht, als der dicke Bischof von Chur zorngerötet und pustend hereinpolterte. Seine Läufer folgten ihm, sie trugen eine riesige Lachsforelle, frisch im Rhein gefangen, auf einer Schüssel von eitel Gold, auch Spezereien, in kunstreichen Schalen, und tausend leckere Bissen nebst kräftigen Essenzen und Likören, wie die Nonnen seiner Abtei sie zu bereiten pflegten.

„Schockschwerenot," keuchte der Bischof, „ich kann warten, bis mich der Teufel holt, mein süßer Schatz; wenn du mich aber etwa vor der Zeit zum Teufel schicken wolltest . . ."

„Euer Wanst wird eines Tages eine gute Degenscheide geben," antwortete sie. Ihr Blick, kurz zuvor noch so sanft und lieb, wurde drohend wie ein gezückter Dolch.

„Und der Chorknabe da, kommt der schon für die Seelenmesse?" fragte der Bischof herausfordernd, indem

er sein breites, rotes Gesicht dem zierlichen Philipp zuwandte.

„Gnädiger Herr," erwiderte dieser, „die schöne Frau hat mich für ihre Beichte rufen lassen."

„Oho, bist du so unwissend im kanonischen Gesetz? Die Frauen zur Beichte hören, zu solcher Stunde der Nacht und an einem Orte, der den Bischöfen vorbehalten ist . . . Auf, bleib bei deinem Leisten, Schuster, bleib bei deinen Nönnlein, Mönch; unter Strafe der Exkommunikation verbiete ich dir, hierher zurückzukommen."

„Nein, bleibt," schrie rot vor Zorn die schöne Imperia, die aber im Zorn noch schöner war als in der Liebe, schon deswegen, weil hier beides beisammen war, Liebe und Zorn. „Bleibt, mein Freund, Ihr seid hier zu Hause."

Da erkannte er, daß er geliebt sei.

„Steht es nicht in Eurem Brevier und vor allem in den Evangelien, daß wir alle gleich sind vor Gott, im Tal Josaphat?" fragte sie den Bischof.

„Das ist eine Erfindung des Teufels," schrie der fette Koloß, „er hat die Bibel gefälscht; aber geschrieben steht es," setzte er ruhiger hinzu, indem er nach der gedeckten Tafel schielte.

„Ihr seid also auch gleich vor mir, die ich hier auf Erden Eure Göttin bin," erwiderte die Imperia. „Wenn es Euch aber nicht gefällt," wandte sie sich an den Bischof, „so werde ich Euch eines Tages zwischen Kopf und Schultern mit aller Zärtlichkeit strangulieren lassen, das schwöre ich Euch bei der Allmacht meiner Tonsur, die mindestens so viel wert ist als die des Papstes."

Da es aber schade gewesen wäre, wenn man die Forelle hätte kalt werden lassen, und da ihr auch die goldene

Schüssel, die Konfektschalen und die kostbaren Essenzen in die Augen stachen, lenkte die Buhldirne geschickt ein:

„Setzt Euch," sagte sie, „esset und trinket."

Ihrem Liebling gab das durchtriebene Weibsbild, das diese geistreiche Komödie nicht zum ersten Male aufführte, durch einen Wink zu verstehen, daß er nur keine Angst haben solle vor dem fetten Deutschen, der gar bald über dem Bacchus den Amor gründlich vergessen werde. Die Zofe war dem Bischof behilflich, sich am Tisch bequem zurechtzurücken, Philipp aber fand vor Wut kein Wort. Er sah bereits sein ganzes Glück in Rauch aufgehen und wünschte dem fetten Prälaten mehr Teufel auf den Hals, als es Mönche auf Erden gibt.

Sie waren schon weit in der Mahlzeit vorgerückt und der junge Priester hatte noch keinen Bissen berührt; ihn hungerte allein nach der Herrin des Hauses, er schmiegte sich eng an sie und brachte kein Wort über die Lippen. Um so beredter war er in jener Sprache, die die Damen verstehen — ohne Beistriche, ohne Punkte und Ausrufungszeichen, ohne Akzente, ohne große und kleine Buchstaben, ohne Glossen und Randbemerkungen und Illustrationen.

Der dicke Bischof, ein großes Leckermaul und sehr besorgt um das geistliche Gewand von geweihter Haut, in das ihn seine verstorbene Mutter eingenäht hatte, ließ sich von der zarten Hand der Herrin ein Glas nach dem andern vollschenken, mit Cyperwein, mit Hyppokras, mit Lacrimae Christi und was es sonst geben mochte. Als er gerade zum ersten Male laut rülpste, hörte man plötzlich auf der Straße den lauten Tumult einer Kavalkade. Die Menge der Pferde, die lauten „Hoho", „Hollaho" und „Brr Brrr" der Stallknechte zeigten an, daß mindestens ein Fürst im Begriff stand, den Tempel der Liebe zu stürmen.

So war's, die Saaltür wurde aufgerissen, und der Kardinal von Ragusa, dem die Hausknechte nicht gewagt hatten, in den Weg zu treten, trat breitspurig in das Gemach. Bei diesem Anblick zuckte die Buhlerin zusammen wie ein Hund, den man auf den Schwanz getreten, und ihrem Kleinen fiel das Herz in die Hosen, denn leichter war mit dem Teufel Kirschen essen als mit diesem Rotmantel, um so mehr, als man im Augenblick nicht wußte, wer am andern Tag Papst sein werde, da die drei Prätendenten zur Beruhigung der Christenheit freiwillig auf die dreifache Krone verzichtet hatten.

Der Ragusa, ein ganz durchtriebener Italiener, mit schönem schwarzen Bart, ein Schlaukopf ersten Ranges, der größte Kabalenmacher des Konzils, brauchte nur halb hinzusehen, um zu wissen, wo Barthel den Most holt. Im Nu war sein Plan bedacht, wie er hier manövrieren müsse, damit er mit seinem Appetit nicht zu kurz komme. Er war geil wie ein Mönch, und wenn man ihm seine Beute streitig machte, hätte es ihn wenig gekostet, sieben Nebenbuhler niederzustoßen und im Notfall seinen Splitter vom heiligen Kreuz zu verkaufen, was doch ein großes Sakrilegium gewesen wäre. Mit einem Wort rief er Philipp zu sich heran. Der arme Touraner war mehr tot als lebendig; er ahnte gleich, daß ihm der Teufel da eine böse Suppe eingebrockt habe.

„Was beliebt Eurer Eminenz," sagte er kleinlaut zu dem fürchterlichen Kardinal.

Dieser nahm ihn am Arm, führte ihn nach der Treppe, und ohne erst nach einer Laterne zu rufen, bohrte er seine Augen in die des jungen Priesters.

„Bei der Mutter Gottes," rief er, „du bist kein übler Geselle, und ich möchte nicht gezwungen werden, deinen

Kopf darüber zu belehren, wie schwer dein Wanst ist ...; eine solche Genugtuung könnte mich in meinem Alter eine fromme Stiftung und einen Beutel Dukaten kosten ...; also wähle: entweder, dich mit einer Abtei zu verheiraten für dein ganzes Leben, oder mit Frau Imperia für diesen Abend und morgen zu sterben."

Der arme Touraner war in Verzweiflung.

„Und wenn Ihr abgekühlt seid, gnädiger Herr, darf ich dann wiederkommen?"

Da hätte der Kardinal fast gelacht; er sagte aber streng: „Wähle, das hänfene Halsband oder die Mitra!"

„Aber, nicht wahr," sagte das Pfäfflein boshaft, „eine große, fette Abtei!"

Der Kardinal trat in den Saal, griff nach einem Schreibzeug und kritzelte auf einen Fetzen Papier eine Anweisung an den Botschafter von Frankreich.

„Gnädiger Herr," erlaubte sich der freche Touraner zu bemerken, „der Bischof von Chur hier wird aber nicht so schnell wegzukriegen sein wie ich, denn er hat mehr Abteien in seiner Diözese, als die Soldaten Kneipen haben in der Stadt. Übrigens ist er besoffen wie ein Landsknecht. Und seht, um Euch meinen Dank abzustatten für die herrliche Abtei, bin ich Euch wohl eine Warnung schuldig ... Ihr wißt, wie bösartig die verdammten schwarzen Blattern sind, die unheimlich um sich greifen und im letzten Jahre ganz Paris grausam verheert haben. Also sagt ihm, daß Ihr geradewegs von Eurem alten Freund, dem Erzbischof von Bordeaux kommt, dem Ihr die Sterbesakramente gebracht. Ihr werdet sehen, wie er wegstiebt, gleich der hohlen Spreu, wenn ein Windstoß in sie fährt."

„O," rief der Kardinal, „du verdienst mehr als eine Abtei. Bei der Mutter Gottes, mein kleiner Freund, hier sind

tausend Goldgülden für deine Reise nach der Abtei Tulpenau. Ich habe sie gestern im Spiel gewonnen, ich schenke sie dir."

Die letzten Worte hörte die Löwin Imperia, und da zu gleicher Zeit Philipp von Mala verduftete, ohne daß er ihr auch nur einen letzten Blick der Huldigung und Liebe gegönnt, worauf sie so schmerzlich gewartet hatte, da fauchte sie wie ein Uhu, im Innersten ergrimmt über die Verzagtheit des elenden Priesters; denn noch war sie nicht genug Katholikin, um es ihrem Geliebten zu verzeihen, nicht kaltblütig in den Tod zu rennen, wenn es ihr zufällig ein Vergnügen machte. Der giftige und verächtliche Blick, den sie ihm nachwarf, hatte keine geringere Bedeutung als die eines Todesurteils.

Der Kardinal rieb sich die Hände. Dieser italienische Wüstling und Strohsackpurzler zweifelte keinen Augenblick, daß die Abtei in kürzester Frist wieder in seinen Händen sein werde. Der Touraner aber, unbekümmert um das alles, drückte sich in aller Stille, ließ die Ohren hängen und zog den Schwanz ein wie ein nasser Pudel, den die Magd aus der Küche jagt.

Die Buhlerin seufzte tief, sie hätte in diesem Augenblick die ganze Menschheit mißhandeln mögen, wenn sie sie unter den Händen gehabt hätte; das Feuer, das ihr in den Eingeweiden brannte, war ihr zu Kopf gestiegen, die ganze Luft um sie herum knisterte von Funken. Das war der erste Priester, der ihr das zu bieten wagte. Der Kardinal aber lächelte von neuem, er hoffte, aus ihrer Wut Münze zu schlagen.

War das nicht ein geriebener Gesell? Wahrlich, er trug nicht umsonst einen roten Hut.

„Ah, guter Gevatter," sagte er zu dem Bischof, „ich freue mich Eurer Gesellschaft und schmeichle mir, daß es

mir gelungen ist, den ruppigen Küster zu vertreiben, der wahrhaftig unsrer schönen Frau nicht würdig war; auch Ihr müßt mir das danken, meine leckere, weiße Maus, seine Berührung wäre für Euch der schimpflichste Tod gewesen."

„Wie? Wieso?"

„Er ist der Schreiber des Herrn Erzbischofs von Bordeaux . . . Der gute Greis aber ist heute morgen von der schwarzen Pest . . ."

Bei diesen Worten sperrte der Bischof den Mund auf, wie wenn er einen ganzen Schweizerkäse hätte verschlucken wollen.

„Teufel, woher wißt Ihr das?" fragte er.

„Woher?" antwortete der Kardinal, indem er die Hand des guten Deutschen ergriff, „ich habe ihm vorhin die letzte Ölung gebracht. In diesem Augenblick befindet er sich mit vollen Segeln auf der Reise nach dem Paradies."

Bei dieser Gelegenheit zeigte der Bischof von Chur, wie die Dicken leicht sein können, weil die Dickbäuche durch die Gnade Gottes und zur Ausgleichung ihrer schweren Last allem Anschein nach eine Art Luftballon in sich tragen. Und so sah man den Bischof zurückschnellen wie eine Feder, ganz mit Schweiß überdeckt und schon hüstelnd wie ein Ochse, der in seinem Häcksel Daunen gefunden hat. Blaß wie der Tod taumelte er nach der Treppe, ohne auch nur von der Herrin des Hauses Urlaub zu nehmen, der Kardinal aber, als die Tür hinter dem Bischof geschlossen war, der bereits auf die Straße hinauswankte, brach in ein schallendes Lachen aus.

„Nun, meine Kleine," höhnte er, „bin ich nicht würdig, Papst zu werden? Oder, was mir lieber ist, für heute nacht dein Geliebter?"

Die schöne Imperia aber machte eine bedenkliche Miene. Der Kardinal näherte sich ihr, um ihr Zärtlichkeiten zu erweisen, sie mit den Armen zu umschlingen und sie verliebt zu knutschen, ganz nach der Art dieser rotmänteligen Kardinäle, die ungestümer sind als andre Menschenkinder, die Soldaten nicht ausgenommen, weil sie ganz und gar müßiggängerisch leben und die Quintessenz ihres Spiritus nicht mit geistiger Anstrengung verderben.

Die Schöne aber wich ihm jäh aus.

„Du willst meinen Tod," schrie sie, „du Ungeheuer von Rotmantel, für Euch ist Euer Vergnügen die Hauptsache, elender Kuppler, was liegt Euch an meiner Haut; wenn du mich tötest, wirst du mich nachher heilig sprechen, gelt? Was, Ihr habt das pestilenziale Gift im Gedärm und wagt es, mich anzurühren? Pack dich zum Teufel, gedankenloser Pfaff . . . Rühr mich nicht mehr an," schrie sie, da er sich ihr von neuem nähern wollte, „oder ich werde dich mit dem Dolch da kitzeln."

Bei diesen Worten zog das liebe Wesen aus seiner Gretchentasche ein hübsches kleines Stilett, mit dem sie, wenn Not an Mann ging, wunderbar umzugehen wußte.

„Aber, mein Liebchen, mein kleines Paradiesgärtchen," sagte er lachend, „siehst du denn nicht die List? Mußte ich nicht den alten Ochsen von Chur in die Flucht jagen?"

„Gut denn," sagte sie, „wenn Ihr mich liebt, so wird es sich jetzt zeigen . . . Ich will, daß Ihr für heute abzieht . . ., wenn Ihr von der Krankheit gebissen seid; an meinem Tod liegt Euch nichts, ich kenne Euch genugsam, um zu wissen, daß Ihr alles drangeben würdet, um in der Stunde Eures Todes einen letzten Augenblick der Lust zu erhaschen. Ihr würdet dafür die Welt in einer zweiten

Sündflut ersäufen. Oh! Ihr selber habt Euch dessen gerühmt im Rausch. Ich aber, ich liebe nichts als mich, meine Schätze und meine Gesundheit ... Geht, und wenn Euch die neueste Pestilenz nicht in der Lunge sitzt, besucht mich morgen ... Heut' haß ich dich, mein guter Kardinal," fügte sie lachend hinzu.

„Imperia," rief der Kardinal und warf sich ihr zu Füßen, „meine heilige Imperia, geh' doch, du willst mich zum Narren haben."

„Nein," sagte sie, „ich mag einen Narren nicht zum Narren haben."

„Was, ekelhafte Hure, ich werde dich exkommunizieren ... Morgen ..."

„Sonst fällt Euch nichts mehr ein in Eurem Kardinalsverstand?"

„Imperia, Satansweib, verteufeltes ... was sag' ich nur ... mein süßes Liebchen, meine Kleine, mein Lustgärtlein ..."

„Ihr werdet respektswidrig ... Kniet Euch doch nicht hin, wie vor dem Allerheiligsten, schämt Euch."

„Willst du, daß ich dir Absolution gebe in articulo mortis ...? Willst du mein ganzes Vermögen, oder besser noch, willst du einen Splitter des heiligen Kreuzes ...? Willst du?"

„Keine himmlischen und keine irdischen Reichtümer können heute abend mein Herz bezahlen. Ich wäre die letzte der Sünderinnen, unwürdig den Leib unsres Heilands, des Herrn Jesus Christus, zu empfangen, wenn ich nicht meine Launen hätte."

„Ich werde dir dein Haus anzünden ... Du bist eine Hexe, du hast einen teuflischen Zauber gegen mich gebraucht ... Ich lasse dich auf dem Scheiterhaufen

verbrennen . . . Höre mich, mein Schatz, meine süße kleine Maus, ich verspreche dir den schönsten Platz im Himmel . . . was sagst du dazu? Du willst nicht . . .? Zum Teufel also . . . Auf den Scheiterhaufen mit der Hexe . . ."

„Wenn ich Euch aber vorher umbringen lasse, Herr Kardinal?"

Der Kardinal schäumte vor Wut.

„Ihr werdet ja rasend," sagte sie. „Geht doch endlich. Ihr macht Euch krank, wenn Ihr's nicht schon seid."

„Du sollst mir den Streich bezahlen, wenn ich Papst werde."

„Die Tiara wird Euch nicht von dem Gehorsam entbinden, den Ihr mir schuldig seid."

„Sagt, was muß ich tun, um Euch diesen Abend zu gefallen?"

„Euch zum Henker scheren."

Sie hüpfte vor ihm im Zimmer herum wie eine Bachstelze, streckte und dehnte sich wie eine Schlange und ließ den Kardinal fluchen und toben, dem nichts übrig blieb, als endlich das Feld zu räumen.

Als sich die schöne Imperia allein sah — im Kamin brannte ein schönes Feuer, die Tafel war noch wohl versehen, es fehlte nichts als das junge Pfäfflein —, da übermannte sie der Zorn.

„Bei dem Dreigehörn des Teufels," rief sie aus, indem sie in ihrer Wut eine goldene Kette zerriß, „wenn der Kleine schuld ist an diesem Auftritt mit dem Kardinal und mich der Gefahr einer Vergiftung ausgesetzt hat, ohne daß ich meine Absichten mit ihm erreiche und ganz zu meiner Zufriedenheit, so will ich ihn lebendig schinden sehen vor meinen Augen, ehe ich sterbe."

„Oh Gott," rief sie aus, und diesmal flossen ihr echte Tränen über die Wangen, „was für eine unglückliche Kreatur ich bin; das bißchen Genugtuung, das ich von Zeit zu Zeit erlebe, ist mit einem solchen Hundeleben — und dem Verlust der ewigen Seligkeit obendrein — wahrhaftig zu teuer bezahlt."

Nachdem sie sich unter Verrenkungen und Konvulsionen wie eine angeschossene wilde Taube so weit ausgetobt hatte, daß sie nicht mehr konnte, sah sie plötzlich das gerötete Gesicht des kleinen Priesters in ihrem venezianischen Spiegel auftauchen . . .

„Ah," rief sie, „du bist der vollkommenste Pfaffe, das hübscheste kleine Pfäfflein, so pfiffig pfäfflich und so pfäfflich pfiffig, wie es gewiß keinen zweiten gibt in der verpfefferten und verpfäffelten Stadt von Kostnitz . . . Aber komm, mein herziger Ritter, mein geliebter Sohn, mein Kleiner, mein Dicker, mein Baum der Glückseligkeit, mein wonniger Gärtner, komm, daß ich deine Augen trinke, ich möchte dich fressen, ich möchte dich umbringen vor Liebe; oh mein Blumenbekränzter, mein Frühlingsgott! Mein süßer Glockenschwengel! Mein Gott in alle Ewigkeit, komm, komm! Du bist nur ein armes Pfäfflein, ich will einen König aus dir machen, einen Kaiser, einen Papst, nein, ich will dich glücklicher machen als alle zusammen. Was willst du noch, vernichte mich mit Feuer und Schwert, wenn es dir beliebt, ich bin dein Eigentum. Ich will dir's zeigen, du sollst Kardinal sein, und wenn ich all mein Herzblut hergeben müßte, um dein Barett damit zu färben."

Und mit zitternder Hand, so überglücklich war sie, füllte sie mit griechischem Wein einen goldenen Becher, den der dicke Bischof von Chur hergebracht hatte, und reichte ihn dem Freund; auf ihren Knien reichte sie ihm den

Trank, sie, deren Pantoffel die Fürsten der Erde küßten, mit mehr Devotion küßten, als den Pantoffel des Papstes.

Er aber betrachtete sie mit einem stummen Blick voll Glück und Inbrunst, daß sie erzitterte vor seliger Genugtuung:

„Du hast recht, Kleiner, was sollst du noch lange reden . . . komm!“

Die läßliche Sünde.

Wie der gute Ritter Bruyn zu seiner Frau kam.

Der edle Herr Bruyn, derselbe, der das Schloß Ravenstein, oder wie sie es auf welsch nennen Roche-Corbon-lez-Vouvray, an der Loire ausgebaut hat, war in seiner Jugend ein wilder Gesell und Tunichtgut. Er ging noch halb in den Knabenschuhen, da war schon keine Jungfernschaft mehr vor ihm sicher, und überall machte er einen Spektakel, als wenn er das Haus zum Fenster hinauswerfen wolle. Als er dann, noch ganz jung, seinen Vater, den Freiherrn von Ravenstein, zu begraben das Vergnügen hatte, wurde er vollends ein richtiger kleiner Teufelsbraten. Er war nun sein eigener Herr und konnte erst recht das Haus mitsamt allen Truhen und Kisten, und was sie enthielten, zum Fenster hinauswerfen.

Wirklich lebte er in Saus und Braus alle Tage, vertat sein Geld mit Saufen, Spielen und Huren und kümmerte sich den Teufel um Gesetz und Sitte, daß er sich bald aus der Gesellschaft der ehrsamen Menschen ausgestoßen sah und nur noch die Wucherer, Halszuzieher, Beutelschneider und andere Schnapphähne zu seinem Umgang hatte. Aber selbst die Herren Hypothekenjäger und Geldverleiher wurden stachelig wie eine Kastanienschale, als er kein

andres Pfand mehr einzusetzen hatte als die genannte Herrschaft Ravenstein, in Anbetracht nämlich, daß diese Rupes Corbonis sive Roche-Corbon, als ein königliches Lehen, keinerlei Sicherheit und Bürgschaft zu bieten vermochte. Da war Bruyn im besten Zug, ein gefürchteter Raufbold zu werden, der wegen nichts mit den Leuten Händel anfing und kein größeres Vergnügen kannte, als Rippen einzustoßen und Schulterblätter und Schlüsselbeine entzweizuschlagen.

Dieses Treiben sah der Abt von Marienmünster, sein Nachbar, ein Mann, der nicht gern ein Blatt vor den Mund nahm. „Das sei ja alles sehr schön," sagte er zu dem Ritter, „und wenn er so fortfahre, werde er sicher noch ein Ausbund aller ritterlichen Tugenden werden; aber noch fehle seinem schädelspalterischen Tun die Krone, nämlich: daß er hinziehe in das Heilige Land und sein Schwert an den Knochen der sarazenischen Mahummedisten und mahummedistischen Sarazenen schartig mache, allein zur Ehre Gottes, und dann zurückkehre, reich an Ablässen und Indulgenzen, entweder zurück in sein geliebtes Touran, den Garten Frankreichs, oder ins himmlische Paradies, den Garten Gottes, von wo alle christlichen Barone herkommen."

Diese weisheitsvollen Worte des Prälaten leuchteten dem Ritter ein, und ausgerüstet vom Kloster und gesegnet vom Abt, ging er zu Schiff und fuhr über Meer, zur nicht geringen Freude seiner Nachbarn. Er belagerte nun zahlreiche Städte in Asien und in Afrika, hieb auf die Ungläubigen ein, ohne Pardon zu geben, machte ein wahres Gemetzel unter Sarazenen, Griechen, Engländern und andern, ohne viel danach zu fragen, ob es Freunde wären oder Feinde, denn er war als echter Mann wenig

neugierig und befragte die Leute nach solchen Lappalien erst, nachdem er sie umgebracht hatte.

In diesem Beruf, dem lieben Gott, dem König und ihm selber sehr angenehm, gewann Bruyn einen großen Ruhm als ritterlicher Christ und christlicher Ritter und hatte viel Spaß in den heidnischen Ländern, wo er es trieb wie daheim und lieber einer Hure einen Taler als einem Bettler einen roten Heller gab, obwohl er mehr arme Teufel antraf, die einem Cherubim gleichsahen, als er Weiber unter die Hände bekam, die auch nur von weitem den Huris des Mohammed geglichen hätten; aber er war ein guter Touraner, dem seine Suppe schmeckte aus jedem Teller.

Als er aber dann die Türken satt hatte bis an den Hals und sein Durst nach Reliquien und andern Gnadenspenden des Heiligen Landes hinlänglich gestillt war, kehrte er zur großen Verwunderung seiner Nachbarn aus dem Kreuzzug zurück, über und über beladen mit Gold und Edelgestein, im Gegensatz zu so vielen andern, die reich auszogen und — auch über und über bedeckt, nämlich mit dem Grind des Aussatzes, zu ihren lieben Ehegesponsen heimkamen.

Sein Ruhm drang bis zu den Ohren des guten Königs Philipp, der ihn zum Grafen ernannte und dem ganzen Touraner Land als Seneschalk vorsetzte. Da wurde Bruyn von allem Volke geliebt und mit hohen Ehren umgeben, besonders da er es mit seinen Heldentaten nicht genug sein ließ, sondern auch den Karmelitern zu den Kalköfen in der Gemeinde Trebern eine schöne Kirche baute zur Sühne für die Sünden seiner Jugend.

Er wurde ganz und gar der Liebling Gottes und der Kirche. Aus einem Raufbold und Schnapphahn, der

er ehedem war, wurde er ein kluger und gesetzter Mann, dem allmählich die Haare ausgingen und der darum die Tugend mehr liebte als die Ausschweifungen. Sein Gemüt sänftigte sich immer mehr und er geriet nur noch in Zorn, wenn jemand Gott lästerte vor seinen Ohren, was er nicht ertragen konnte, weil er selber schon für alle andern in seiner Jugend gelästert hatte. Er überfiel und belagerte auch die Leute nicht mehr; denn da er Seneschalk war, gaben sie ihm alles freiwillig; auch sah er in Wahrheit alle seine Wünsche erfüllt, und da wird ein Mensch, wenn er nicht ganz ein Teufel ist, vom Scheitel bis zur Sohle voller Faulheit und Behagen.

Bruyn besaß und bewohnte ein altes Schloß an den Ufern der Loire, den genannten Ravenstein, von außen voller Löcher und Scharten, wie ein spanisches Wams, im Innern aber, in den Sälen und Kemenaten mit königlichen Tapeten bekleidet und erfüllt mit Gerätschaften und tausenderlei Pomp sarazenischer Herkunft, daß die guten Leute von Tours davor Maul und Augen aufsperrten und sogar der Erzbischof und der hohe Klerus von Sankt Martin, denen der Graf ein seidenes Banner mit goldenen Fransen verehrte, die fremde Pracht und Herrlichkeit nicht genug bewundern konnten. Zu demSchloß gehörte eine große Menge von Landgütern und Stadthäusern mit reichen Einkünften, mit Mühlen, Fischwassern und Wäldern, also daß seine Herrschaft eine der reichsten war im Land, die dem König zu seinem Heerbann wohl an die tausend Mann zu stellen vermochte. Wahrhaftig, dieser Bruyn hatte es zu was gebracht, allen Moralpredigern zum Trotz und Widerspruch. Wenn ihm jetzt sein Amtmann, der nicht wenige in seinem Leben hatte hängen lassen, manchmal einen armen Bauern vorführte, der über irgend einem kleinen Frevel betroffen

worden, da lächelte der bejahrte Schloßherr oft gar gnädig:

„Laß ihn laufen, mein lieber Hanfwürger," sagte er, „ich habe in früheren Jahren so viele aus Versehen umgebracht, mag er dafür das Leben haben."

Doch nicht immer lief es so gut ab. Noch genug Bauern mußten an seinen Galgen oder an den Eichen seiner Wälder baumeln, „denn Gerechtigkeit muß sein", pflegte er zu sagen, „und wenn es auch nur wäre, um eine alte Sitte nicht in Abgang kommen zu lassen." Im ganzen hielten sich seine Hintersassen ruhig und waren ihm in Klugheit ergeben, denn er beschützte sie vor jeder Art von schlimmem Gesindel, vor den Vogelfreien und Vagabundierern, vor Beutelschneidern und Buschkleppern, die er unnachsichtig verfolgte, da er aus eigner Erfahrung wußte, welch eine Landplage dieses Raubzeug sein kann. Er betrieb seine Obliegenheiten mit großem Eifer, war bei allem mit ganzer Seele dabei, beim Gottesdienst, wie beim Trinken, machte aber bei Streitigkeiten, wie in allem, gern kurzen Prozeß, und versüßte harte Urteile mit lustigen Scherzen und Redensarten. Wenn er einen gekränkt hatte, lud er sich bei ihm zu Gast, um ihn zu trösten. Er ließ sogar die Gehängten in geweihter Erde begraben, denn, pflegte er zu sagen: „Die gehören dem lieben Gott und sind schon genug gestraft, daß sie nicht mehr leben dürfen." Über die Juden fiel er immer nur dann her, wenn er wußte, daß sie sich mit Wucherzinsen, dem Saft der Nation, vollgesaugt hatten, wie die Blutegel mit rotem Menschensaft; die übrige Zeit ließ er sie gewähren und pflegte sie seine lieben Bienen zu nennen, die ihm die Waben mit goldenem Honig füllen. Wenn er sie aber beraubte, geschah es immer nur zum Nutzen der Kirche, des Königs und des

Landes, wie allenfalls, weil es der Brauch so mit sich brachte, zu seinem eignen Gewinn und Vorteil.

Seine Leutseligkeit gewann ihm immer mehr die Liebe von groß und klein. Oft, wenn er in vergnügter Stimmung vom Gericht nach Hause ritt und dem alten Abt von Marienmünster begegnete:

„Ihr habt, scheint es," sagte dieser, „dem Galgen wieder reiche Dotationen vermacht, daß Ihr so lustig und zufrieden ausseht."

Und wenn er von seinem Schloß Ravenstein nach der Stadt Tours hineinritt durch die Gassen der Vorstadt von Sankt Symphorion, da sagten die kleinen Buben unter sich: „Es muß heut' Gerichtstag sein, da kommt der Gevatter Bruyn;" und ohne Furcht sahen sie ihm nach, wie er auf seinem weißen Zelter, den er von der Levante mitgebracht, langsam und gemütlich dahinritt. Auf der Flußbrücke unterbrachen die Knaben ihr Klickerspiel und riefen freimütig:

„Guten Tag, Herr Seneschalk." Und er antwortete: „Spielt weiter, meine Kinder, spielt weiter, um so besser werden euch nachher die Prügel schmecken."

„Au weih, Herr Seneschalk," riefen die Buben und lachten.

So schaltete Bruyn als gnädiger Herr und säuberte derart das Land von Spitzbuben und Diebsgesindel, daß man im Winter nach der großen Überschwemmung nur noch zweiundzwanzig Gehängte zählte, abgesehen von einem Juden, der verbrannt wurde, weil er in der Gemeinde Neuenbürg eine Hostie gestohlen oder, wie andre sagen, gekauft hatte, da er ein sehr reicher Mann war.

Nun geschah es im darauffolgenden Jahr, ungefähr um Sankt Johannis den Täufer oder Sankt Johannis den

Grasmäher, wie die Bauern hier zu Lande sagen, da kam eines Tages eine Truppe seltsames Volk in der Stadt an, Ägyptianer oder Böhmaken, sagten die einen, Zigeuner oder Mausfallenhändler wurden sie von andern genannt, kurz ein Haufen fremden Raubgesindels, das im Münster von Sankt Martin nicht nur eine Anzahl heiliger Gegenstände entwendete, sondern auch an Stelle eines Bildnisses Unsrer Lieben Frau, um in schnöder Weise unsern heiligen Glauben zu verspotten, ein hübsches Heidenkind, eine Art weiblicher Seiltänzer und Scheuerpurzler, fasernackt zurückließ, ein freches Ding und nicht älter an Jahren wie ein alter Hund. Über diese unerhörte Schandtat war männiglich aufs äußerste ergrimmt, und die Leute des Königs wie die der Kirche waren darüber einig, daß die Mohrin für die andern bezahlen solle, also daß man festsetzte, das nackte Tierlein lebendig zu braten, zu welchem Zweck und Ende man auf dem viereckigen Platz vor Sankt Martins Münster nahe bei dem Brunnen, wo der Gemüsemarkt abgehalten wurde, einen mächtigen Holzstoß auftürmte.

Bei dieser Gelegenheit nun zeigte Bruyn, der Seneschalk, daß er weiter dachte als alle andern, indem er dartat, was man für einen großen Gefallen Gott erweisen könne, wenn man die schwarze afrikanische Seele für die wahre Religion gewönne. „Wenn aber der Teufel, der diesen weiblichen Körper bewohnte," so schloß er seine Rede, „etwa den Hartnäckigen spielen sollte, wäre der Holzstoß immer noch da, um ihm Gelegenheit zu geben, seinen dummen Eigensinn zu bereuen." Das fand der Erzbischof weise gedacht und mit dem kanonischen Recht, den Geboten der christlichen Liebe und den Lehren des Evangeliums vollständig in Übereinstimmung.

Die Damen der Stadt jedoch und andre Leute von Autorität und Ansehen erhoben lauten Widerspruch dagegen, daß man sie um eine so schöne Ceremonie betrügen wolle (als die des Verbrennens nämlich). Denn die Mohrin weinte in ihrem Kerkerloch und stieß jammernde Schreie aus wie ein gebundenes Zicklein; da war also nicht zu zweifeln, daß sie das Wasser dem Feuer vorziehen und sich mit Vergnügen bekehren werde, um ihr Leben zu retten und ihre Tage zu verlängern wie die eines Raben, wenn es möglich wäre. Darauf aber erwiderte der Seneschalk, daß die Bekehrung der Heidin zur heiligen christlichen Religion ja noch eine viel lustigere Ceremonie sei und daß er sich anheischig mache, der Stadt Tours ein wahrhaft königliches Fest zu geben; er selber wolle als Taufpate zu Gevatter stehen und seine Mitgevatterin solle eine Jungfrau aus feinem Hause sein, um Gott eine besondere Freude zu machen und weil er selber ein Junggesell sei.

Das schöne Mohrenkind schwankte nicht lange zwischen dem Scheiterhaufen und der Taufe. Diese Wahl war für sie keine Qual, sie wollte tausendmal lieber eine lebendige Christin als eine verbrannte Heidin sein. Aber statt einen Augenblick am Leibe gebraten zu werden, fiel ihr nun das Los, daß eine Flamme durch lange, lange Jahre sie langsam verzehrte, denn, um ihrer Bekehrung sicher zu sein, steckte man sie in ein Frauenkloster, wo sie eine Heilige wurde. Die genannte Ceremonie ihrer Bekehrung aber vollzog sich im Palaste des Erzbischofs, und es wurde bei der Gelegenheit zur Ehre unsres Herrn und Heilands mehrere Tage bankettiert und getanzt, woran sich alle schönen Damen und hohen Herren des ganzen Touraner Landes beteiligten, eines Landes, wo man mehr tanzt und turniert, bankettiert und Feste feiert und lustige

Saufgelage hält, als in der ganzen übrigen Welt zusammen.

Der gute alte Seneschalk hatte zur Mitgevatterin die Tochter des Herrn von Ridel=Alzay ausgewählt, der zur Eroberung des Heiligen Landes ausgezogen und bei der Belagerung von Ascre in die Hände eines Sarazenen gefallen war, welcher, da der fränkische Ritter danach aussah, ein königliches Lösegeld für ihn forderte.

Um die Summe zusammenzubringen, hatte die Dame von Ridel=Alzay den Wechslern und Halszuziehern ihr ganzes Lehen verpfändet und wartete nun, arm wie eine Kirchenmaus, in einer elenden Stadtwohnung auf die Ankunft ihres Herrn und Gemahls. Obwohl sie keinen Stuhl besaß, um sich darauf zu setzen, war sie stolz wie die Königin von Saba und tapfer wie eine Bulldogge, die das Eigentum ihres Herrn verteidigt. Der Seneschalk, der ihre Bedrängnis kannte, erwählte ihre Tochter für die genannte Taufhandlung, um der Mutter eine Unterstützung zukommen zu lassen, die sie nicht ausschlagen durfte. Er besaß eine schwere goldene Kette, den Ehrenpreis für die Eroberung von Cypern, und er beschloß bei sich, sie seiner schönen Mitgevatterin um den Hals zu hängen. Er hing aber an die Kette noch alle seine Landgüter und ersparten Schätze, seine Reitpferde, seine weißen Haare, mit einem Wort alles, sobald er die schöne Blancheflor von Ridel=Alzay zwischen den Damen von Tours eine Gavotte hatte tanzen sehen. Trotz der Ägypterin, die in ihrem Leben für das letztemal tanzte, und in Volten und Sprüngen, Biegungen und Beugungen, in Beinspreizen und Zehen=wirbeln sich selber übertraf, trug doch Blancheflor den Preis davon über alle, denn sie tanzte wahrhaft anmutig und jungfräulich.

Der alte Bruyn stand bezaubert bei dem Anblick des tanzenden Jungfräuleins, dessen Fersen Angst zu haben schienen vor der Berührung mit dem Fußboden, und das so unschuldig tollte mit seinen siebzehn Jahren, und Sprünge machte wie eine junge Cicade am Sankt Johannismorgen. Ein heftiger Wunsch entbrannte da in dem Greis, eine apoplektische Begierde, eine solche, die stark ist aus Schwachheit und die ihn durchglühte von der Fußsohle bis zum Nacken hinauf; denn sein Haupt sah so winterlich verwüstet aus, daß die Liebe davor Halt machte. Zum erstenmal fiel es dem Seneschalk ein, daß seinem Schloß die Hausfrau fehlte und die schartige Burg kam ihm auf einmal so traurig und öde vor, wie nie in seinem Leben.

Was war auch ein Haus ohne Hausfrau? Man möchte sagen: ein Klöppel ohne seine Glocke. Kurz, er kannte auf einmal keinen andern Wunsch, als den, sich eine Frau zu nehmen. Und das so schnell als möglich. Er hatte keine Zeit zu verlieren. Denn der ihm dort irgendwo in einer dunklen Ecke winkte, hielt wohl einen Bogen in der Hand, aber dieser Bogen war eine Sense. Der gute Bruyn verscheuchte indessen so unliebsame Visionen während all den rauschenden Festlichkeiten und verscheuchte auch den Gedanken an seine wohlgezählten achtzig Jahre, die ihm das Haupt verwüstet hatten. Er fand seine Augen hell und klar; denn darin stand das Bild der jungen Mitgevatterin, die nach den Anweisungen ihrer Frau Mutter ihm mit Blicken und Gebärden nicht wenig den Hof machte und in ihrer Unschuld glaubte, daß das bei einem so alten Mitgevatter weiter nichts zu bedeuten habe. Sie war im Gegensatz zu den andern Dirnen des Landes, die aufgeweckt sind wie ein Frühlingsmorgen, noch ganz und gar Kind und erlaubte ihm

zuerst, ihr die Hand zu küssen und dann noch einiges andre, als zum Exempel den Hals ein wenig tief unten . . .

Aber das erst eine Woche darauf, nachdem der Erzbischof sie zusammengesprochen hatte, wobei die gute Stadt Tours die schönste Hochzeit und jedenfalls die schönste Neuvermählte sah seit langen Jahren.

Die genannte Blancheflor war frisch und anmutreich wie nicht leicht eine und so jungfräulich rein, als man es nur sein kann, nicht nur unschuldig, sondern auch unwissend, kurz, ein junges Ding, das an das Märchen vom Storch und vom Kinderbrunnen glaubte, wie ans Evangelium. Sie war wie eine frisch erblühte Blume, leuchtend im Glanz ihrer Schönheit, wie ein Engel, dem nur die Flügel fehlten, um sich unerkannt unter die himmlischen Scharen zu mischen. Als sie das arme Haus ihrer Mutter verließ, um als Braut in die Kathedrale einzuziehen, strömte das Landvolk scharenweise herzu, um die schönen Teppiche zu sehen, die man vor ihr her auf dem ganzen Weg über das Pflaster gebreitet hatte, und alle waren einig, daß niemals ein schönerer Fuß den Boden von Touran berührt, niemals leuchtendere Augen in den Himmel geblickt und niemals die Stadt festlicher mit Blumen und Kränzen geschmückt war. Die Dirnen der Stadt, die von Sankt Martin und die aus der Vorstadt Neuenbürg wurden blaß vor Neid beim Anblick ihrer aschblonden Flechten, mit denen sich die Blancheflor, denn nicht anders war es möglich, einen Grafen eingefangen hatte, und ganz und gar krank wurden sie beim Anblick des golddurchwirkten Brautkleides, der funkelnden Edelsteine aus dem fernen Morgenlande, der blitzenden Diamanten und der schweren goldenen Ketten, womit das Bräutchen nach Kinderart spielte und die sie für immer an den Seneschalk banden.

Der alte Kriegsmann an ihrer Seite schien wie verjüngt, er schwitzte sozusagen sein Glück aus allen Poren. Obgleich sein Rücken ungefähr so gerade war wie ein Heidensäbel, stolzierte er doch voll Selbstbewußtsein an der Seite seiner Braut und drückte die Knie durch wie ein Landsknecht beim Parademarsch. Er hielt sich das Zwerchfell zu beiden Seiten, wie einer, der ersticken will an seinem Behagen; und als nun die Glocken läuteten von den Türmen und die ganze Stadt sich hinzudrängte, um den hochzeitlichen Zug zu sehen, wovon später die Greise den Enkeln erzählten, da wünschten die genannten Dirnen, daß es Mohrinnen regnen und Seneschalke hageln und daß doch jeden Tag eine Ägypterin getauft werden möchte; aber wie jene die erste, so blieb sie auch die letzte im Lande Touran, das von Böhmen oder Ägypten weit abliegt.

Nach den Trauungsfeierlichkeiten erhielt die Dame von Ridel-Alzay eine beträchtliche Summe, die es ihr ermöglichte, nach der Stadt Ascre im Morgenland ihrem Gemahl entgegenzuziehen; aber nicht nur Geld gab ihr der Seneschalk, auch mit Kriegsvolk und was man sonst zu einer solchen Reise braucht, rüstete er sie aus. Am Tage der Hochzeit, nachdem sie ihre Tochter dem Grafen übergeben und sie ermahnt hatte, ihm eine fromme Hausfrau zu werden, reiste die gute Mutter beruhigt ab und erst viel später kam sie mit dem Ritter von Ridel-Alzay zurück; er war aussätzig, sie aber pflegte und heilte ihn, trotz aller Gefahr der Ansteckung, was allgemein bewundert wurde.



Die ganze Stadt drängte sich hinzu, um den hochzeitlichen Zug zu sehn.

Drei Tage hatte das Hochzeitsgelage gedauert, dann führte der gute Ritter sein Bräutchen mit großem Pomp und Gepränge auf sein Schloß Ravenstein und nach der Sitte der Neuvermählten aus so vornehmen Regionen hielten sie zusammen in feierlicher Zeremonie ein Schaubeilager auf dem neuen Ehebett, über das der Abt von Marienmünster das Weihwasser sprengte, das Rauchfaß schwang und den Segen sprach. Nach der Feierlichkeit aber, als sich nun der alte Bruyn in dem herrschaftlichen Schlafgemach, das man mit den kostbarsten Tapeten aus grünem Brokat mit goldenen Borten neu ausgeschlagen hatte, Seite an Seite sah mit seiner jungen Frau, da küßte er sie zuerst auf die Stirne, dann auf die blütenweiße Rundung der Brust, dort, wo sie ihm erlaubt hatte, das Schloß der goldenen Kette selber zu befestigen. Und dabei blieb's.

Denn bald merkte jetzt der alte Kracher und Knickebein, daß er sich zuviel zugetraut hatte. Amor saß weit weg im Winkel und schmollte, trotz der ausgelassenen Hochzeitslieder und neckisch-frechen Schnaderhüpfel, die unter schallendem Gelächter von der Halle herauftönten, wo Gelage und Tanz die ganze Nacht hindurch dauerten.

Der Ritter setzte den bräutlichen Stärketrank an seine Lippen, der, wie es die Sitte verlangte, ebenfalls geweiht und gesegnet war und in einem goldenen Pokal vor ihnen stand; das stark gewürzte Getränk erhitzte ihm wohl den Magen und die Gedärme, aber nicht das Herz im Hosenlatz.

Die schöne Blancheflor verwunderte sich nicht im geringsten über das Betragen ihres Mannes; denn sie war jungfräulich nicht nur am Leib, sondern auch an der Seele und sah in der Heirat, was eben junge Mädchen

darin sehen, nämlich schöne Kleider, Feste, Pferde, Dame und Gebieterin sein, eine Grafschaft haben, einer Dienerschaft befehlen können, et caetera. Als das Kind, das sie war, spielte und tändelte sie mit den goldenen Eicheln der Bettgehänge und konnte sich nicht genug erstaunen über die reiche Zurüstung, worin ihre Magdschaft begraben werden sollte.

Zu spät fühlte nun der alte Seneschalk sein Unrecht; er hoffte aber auf die Zukunft, die ihm doch logischerweise von Tag zu Tag immer mehr von dem nehmen mußte, wovon er schon jetzt so viel wie nichts besaß.

In Ermanglung von Taten nahm er einstweilen seine Zuflucht zu Worten und suchte seine Frau zu unterhalten, so gut es gehen mochte. Er versprach ihr die Schlüssel zur Schatzkammer, zum Vorratsspeicher und allen Schränken, sowie die Verwaltung seiner Einkünfte aus seinen Häusern und Landgütern, ohne daß er ein Wort drein reden wolle. Ihr wurde es dabei wohl wie einem jungen Streitroß vor der vollen Krippe, sie fand ihren Trottel von Ehemann charmant über alle Maßen, und indem sie sich im Bett aufsetzte und sich mit vergnügtem Lächeln umblickte, hatte sie eine neue Freude an dem großen und reichen Bett mit grünem Brokat und goldenen Borten, in dem sie nun jede Nacht schlafen durfte. Diese heitre Laune mißdeutete aber der Ehemann, der wohl mit allen Hunden gehetzt war, aber was eine Jungfrau ist kaum anders als vom Hörensagen kannte. Er beurteilte das liebe Ding nach den Weibsbildern, mit denen er sich immer abgegeben, und meinte nicht anders, als daß sie nun mit Gehätschel und Getätschel und heimlichen Manipulationen das bekannte Spiel und Scharmützel einleiten wolle, dem er sich ehemals sicher nicht ent-

zogen hätte, aber das war lange her. Er wich ihr also aus bis zum Rand des Bettes, voller Angst vor dem drohenden Unglück, und:

„Nun, mein Liebchen," sagte er, „da bist du nun also Seneschalkin und wahrlich der Schalk schaut dir aus den Augen. Man sieht dir an, daß du glücklich bist."

„Keineswegs," sagte sie.

„Wie," rief er erschrocken, „habe ich Euch nicht zu einer großen Dame gemacht?"

„Nein," sagte sie wieder, „ich bin ja noch immer ein Mädchen. Eine Frau bin ich erst, wenn ich ein Kind habe."

„Habt Ihr die schönen Wiesen gesehen beim Ritt hierher?"

„Ja," antwortete sie.

„Nun, sie sind Euer."

„Oh!" rief sie lachend, „so will ich darauf nach Schmetterlingen jagen."

„So gefallt Ihr mir. Und den Wald nach der andern Seite, habt Ihr den gesehen?"

„Darin würde ich mich fürchten allein, da müßt Ihr mich begleiten; aber gebt mir doch ein wenig von dem Trank, den die Barbara mit so großer Sorgfalt für Euch zubereitet hat."

„Nicht doch, mein Kind, er würde dir die Eingeweide verbrennen."

„Oh, ich will ihn versuchen," rief sie voll Unwillen über seine Weigerung, „denn ich möchte Euch so bald wie möglich ein Kind schenken, und man hat mir gesagt, daß der Trank zu diesem Zweck gemacht ist."

„Mein liebes Kind," sagte der Seneschalk, der jetzt wohl sah, ein wie unschuldiges Ding seine Frau war, „dazu gehört zweierlei: erstens, daß es der Wille Gottes

sei, und zweitens, daß sich die Frau im Zustand der Heublüte befinde."

„Und wann werde ich im Zustand der Heublüte sein?" fragte sie lächelnd.

„Wann es der Frau Natur gefallen wird," antwortete er in spaßhaftem Ton.

„Was kann man aber dazu tun?" fragte sie wieder.

„Ach Gott! Dazu ist eine kabbalistische und alchimistische Operation erforderlich, die sehr gefährlich werden kann."

„Ah," erwiderte sie nachdenklich, „das ist also der Grund, warum meine Mutter so weinte beim Gedanken an diese Verwandlung; aber Berta von Andlaw, die so glücklich ist über ihren neuen Stand, hat mir gesagt, daß es auf der Welt nichts leichteres gebe."

„Je nach dem Alter," antwortete der alte Ritter; „aber habt Ihr im Stall den schönen weißen Zelter gesehen, von dem man spricht im ganzen Touraner Land?"

„Gewiß, er ist so sanft und drollig."

„Nun denn, ich schenke ihn Euch, und Ihr könnt ihn besteigen, wann und so oft Euch nur die Lust ankommt."

„Ihr seid wahrhaftig die Güte selber, man hat mich nicht belogen."

„Alles ist hier Euer Eigentum, mein Liebchen; der Kellermeister, der Kapellan, der Schatzverwalter, der Stallmeister, der Koch, der Amtmann, sogar der Herr von Mäusebug, dieser junge Walter, mein Bannerträger, zusamt seinen Kriegsknechten, Hauptleuten, Menschen und Tieren; sie alle gehören Euch, und ein Wink von Euch wird ihnen Befehl sein, unter Strafe des Stranges."

„Aber," erwiderte sie, „diese alchimistische und kabbalistische Operation, kann sie nicht gleich jetzt vorgenommen werden?"

„O nein," antwortete der Seneschalk, „dazu ist es nötig, daß wir beide im vollkommenen Zustand der Gnade seien. Andernfalls würden wir uns versündigen gegen das kanonische Gesetz, und unser Kind käme zur Welt, beladen mit dem Fluch Gottes. Aus diesem Grund gibt es so viele böse und unverbesserliche Menschen auf der Welt. Ihre Eltern waren nicht im Zustand der Reinheit, darum sind ihre Kinder verworfene Wesen. Die Schönen und Tugendhaften kommen von Vätern, die rein und ohne Sünde waren. Darum lassen wir Edeln unser Bett weihen und einsegnen mit Kerzen und Weihrauch, wie der Abt von Marienmünster mit diesem hier getan hat ... Wißt Ihr Euch auch keiner Sünde schuldig wider ein Gebot der heiligen Kirche?"

„Gewiß nicht!" rief sie lebhaft. „Ich habe vor der Messe die Absolution erhalten von allen meinen Sünden. Und seither hab' ich nicht einmal ein Dreiviertelsündchen begangen."

„Ja, Ihr seid die Tugend selbst," beteuerte der listige Ehemann, „und ich bin glücklich, Euch zur Frau zu haben. Aber ich, bei Gott, ich habe geflucht wie ein Türke."

„Oh, warum denn?"

„Weil der Tanz nicht enden wollte, während ich vor Ungeduld brannte, Euch hier allein zu haben und zu küssen."

Er ergriff ihre Hand bei diesen Worten und streichelte sie zärtlich; mit sanften Liebkosungen drückte er die Frau an seine Brust, daß sie ganz glücklich und zufrieden war.

Sie fühlte sich übrigens müde vom vielen Tanzen und all den Zeremonien.

„Morgen werde ich über Euch wachen, daß Ihr nicht wieder sündigt," sagte sie und legte sich auf die Kissen zurück.

Mit Entzücken betrachtete sie der Greis in ihrer weißen Schönheit, voll Bewunderung für ihre zarte Natur, aber dann kratzte er sich verzweifelt hinter den Ohren. Es schien ihm ebenso schwer, sie in ihrer entzückenden Unwissenheit zu erhalten, als sich zu erklären, warum der Ochs sein Futter zweimal kaut. Obgleich ihm aber nichts Gutes ahnte, geriet er immer mehr in Ekstase vor den seltenen Vollkommenheiten der schlummernden Blancheflor und faßte den Vorsatz, dieses Kleinod der Liebe zu bewahren und zu verteidigen bis in den Tod . . . Mit Tränen in den Augen küßte er ihr das goldene Haar, die gesenkten Augenlider, den roten, frischen Mund, aber sanft und vorsichtig, damit sie nicht erwache . . .

Das war die einzige Frucht dieser Brautnacht, die ihm das Herz verbrannte, indes die ahnungslose Blancheflor den Schlaf eines Kindes schlief. Der arme Greis aber raufte sich verzweiflungsvoll das ergraute Haar, er hätte hohnlachen mögen, daß ihm Gott die schönste Nuß so lange aufgehoben, bis er just keine Zähne mehr hatte.

Wie der zahnlose Seneschalk sich mit seiner Frauen Jungfrauenschaft herumbiß.

In den ersten Tagen seiner Heirat erfand unser Ritter von der traurigen Gestalt tausend plumpe Lügen, um die kostbare Unwissenheit seiner Frau damit zu füttern und am Leben zu erhalten. Sein Richteramt mußte ihm zum Vorwand dienen, wenn er sie allein ließ. Er bot ihr alle Vergnügungen des Landlebens, um sie zu

entschädigen und zu zerstreuen und suchte mit albernen Späßen ihren Geist abzulenken und einzuschläfern.

Die hohen Herren und vornehmen Leute, sagte er ihr, betrügen sich auch in der Ehe nicht wie das gemeine Volk, und die Kinder der Grafen dürften nur bei gewissen Konstellationen der Gestirne gepflanzt werden, Tag und Stunde hätten allein die Astrologen zu bestimmen. Verboten sei die Sache, als eine schwere Arbeit, an allen Sonn- und Festtagen. Wenn die Eltern nicht im Stande der Gnade wären, behauptete er ein andermal, würden die Kinder blind, wenn sie am Tag von Sankt Clara gepflanzt wären, die von Sankt Vitus bekämen den Veitstanz, die von Sankt Wolfgang würden vom Wolf gefressen, die von Sankt Rochus bekämen Pest und Aussatz. Die Kinder vom Februar, erklärte er ihr, wären dem Fieber unterworfen, die vom März würden unbändige Wildfange, die vom April reine Taugenichtse, die vom Mai unverbesserliche Wüstlinge. Er seinerseits aber wolle ein vollkommenes Kind, ein Kind ohne Fehl und Makel, ein Kind, das ein Ausbund sei aller Tugenden, da handle es sich drum, den glücklichsten Augenblick abzuwarten.

Dann wieder sagte er zu Blancheflor, daß es das Recht des Mannes sei, seiner Frau ein Kind zu schenken oder zu verweigern, ganz nach seinem Willen, und daß eine tugendhafte Ehefrau niemals murre wider den Willen ihres Herrn. Und jedenfalls müsse man abwarten, bis die Frau Schwiegermama aus dem Morgenlande zurückkäme, damit sie der Niederkunft beiwohnen könne.

Aus all dem glaubte Blancheflor herauszuhören, daß ihr Fragen und Drängen dem Grafen lästig falle und daß er seine guten Gründe haben möge, da er ja alt und wohlerfahren sei. Sie gab sich darum zufrieden und

dachte an das ersehnte Kind nur noch, wenn sie ganz allein war, das heißt, sie dachte Tag und Nacht daran wie eine Frau, die sich etwas in den Kopf gesetzt hat und nicht bedenkt, daß sie mit ihrem ewigen Schielen nach der verbotenen Frucht schon eine halbe Ehebrecherin ist.

Bruyn selber ging dem Gespräch über Kinder so ängstlich aus dem Weg wie die Katze dem Wasser; aber eines abends verfiel er dennoch unvorsichtigerweise auf das verhaßte Thema. Er hatte an dem Tag über einen Knaben wegen einer Übeltat schwere Strafe verhängt und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß das so ein Früchtchen wäre, wie sie im Stand der Totsünde erzeugt werden.

„Ach," sagte Blancheflor, „ich wollte, Ihr beschertet mir eines, und wenn Ihr auch noch so schwere Sünden auf Euch hättet, ich wollte es schon zum Guten erziehen, Ihr solltet gewiß zufrieden sein . . ."

Da erkannte der Graf, daß seine Frau an einer fixen Idee litt als an einer Krankheit, die nur er heilen konnte — oder die er vielmehr leider nicht heilen konnte. Es galt aber jetzt, dem Übel fest ins Auge zu blicken.

„Du möchtest also Mutter werden, mein Liebchen," sprach er; „aber noch ist dir der Beruf der Frau zu neu, und du hast dich noch gar nicht so recht dran gewöhnt, die Gräfin und große Dame richtig vorzustellen."

„Oho," sagte sie, „um eine vollkommene Gräfin zu sein und einen kleinen Grafen in meinem Schoß zu tragen, wäre es nötig, daß ich die Miene der Herrscherin aufsetze? Nun, ich werde sie aufsetzen, gebt acht. Ich kann auch die Dame spielen."

Und also hoffte sie ein Kind zu bekommen, wenn sie recht als große Dame lebte. Sie ließ es nicht fehlen.

Sie jagte den Hirsch und die Hirschin, sie durchpirschte mit den Rüden Dickicht und Gebüsch, sie sprengte auf ihrem Zelter über Berg und Tal, über Hecken und Gräben, sie entkappte den Falken auf ihrer Faust und ließ ihn zur Jagd aufsteigen, alles im Galopp ihres Pferdes. Und der Seneschalk lachte sich ins Fäustchen. Das war, was er gewollt hatte.

Dennoch hatte er sich verrechnet. Die wilde Jagd in Wald und Flur weckte etwas in Blancheflor, was seither geschlafen hatte; ein Hunger, ein Appetit, etwas wie ein wildes Tier, reckte sich in ihr auf, daß sie Mühe hatte, es zurückzudämmen, wenn sie glühend und blühend sich den Staub und Schweiß der Jagd von den Gliedern wusch. Das Tier bleckte die Zähne. Auf der Jagd las sie die Inschriften an den Wegen, überraschte das Tier des Waldes in der Brunst, überfiel den Auerhahn im tollsten Liebesrausch, und allmählich lüftete die Natur den Schleier vor ihren Kinderaugen. Ihre Lippen wurden röter, ihre Lebensgeister immer übermütiger, das kriegerische Wesen spornte und stachelte ihren Wunsch, sie ließ ihm die Zügel schießen, sie ließ ihn mit sich durchgehen. Was der Seneschalk mit Anstrengung und Ermüdung zu töten, oder wenigstens zu entwaffnen gedachte, wurde davon erst recht lebendig, wurde ungestüm, bäumte sich auf und brannte nach dem Kampf wie der frischbespornte Page nach dem Turnier, nach Ringelstechen und Lanzenbrechen . . .

Der gute Graf erschrak; aus dem Ei seiner falschen Klugheit war ein fürchterlicher Drachen ausgekrochen, und das Ruhebett seines Alters hatte sich in einen glühenden Rost verwandelt. Er sah jetzt ein, daß er die Natur des Tieres, mit dem er sich eingelassen, verkannt hatte; er wußte seinem Hunger keine Weide, und es schlug um so

wilder aus, je freier er es laufen ließ. Wehe dem, der in dem Kampf unterlag, in dem Wunden geschlagen wurden, unheilbare, giftige Wunden, die sich der gute Ritter so nah vor seinem Tode mit Gottes Hilfe gern erspart haben würde.

Schon auf der Jagd konnte der alte Seneschalk seiner Frau nicht mehr folgen, er schwitzte unter seinem Harnisch, keuchte, schnappte nach Luft, kam der Ohnmacht nahe, während die Seneschalkin sich immer toller berauschte und sich ein zehnfaches Leben trank aus dem Becher der wilden Hatz. Am Abend nach dem Vesperbrot wollte sie dann tanzen. Wenn nun der unglückliche Mann, in einen ganzen Pack von dicken Stoffen eingewickelt, ihr den Partner machen mußte, als etwa ihr die Hand geben, wenn sie den Schüttertanz der Mohrin versuchte, oder ihr die Leuchter halten zum Fackeltanz, denn sie hatte die tollsten Einfälle, da meinte er oft zusammenbrechen zu müssen vor Abspannung und Müdigkeit; aber es half alles nichts, er mußte die Zähne aufeinanderbeißen und den charmanten Schwerenöter machen, trotz Gicht, Zipperlein und Rheumatismus, und mußte den Entzückten spielen bei ihrem Schmiegen und Biegen, ihrem Wirbeln und Balancieren, ihren Pantomimen und tausenderlei Possen, bei denen sie kein Ende finden konnte.

Er liebte sie trotzdem über alles; wenn sie die Glocken von Sankt Martins Münster als Anhängsel verlangt hätte, er hätte sie ihr geholt in hellem Lauf.

Eines schönen Tages aber sah er doch ein, daß seine Lenden zu lahm und seine Glieder zu steif geworden, um es länger mit der strotzenden Gesundheit seiner Frau aufnehmen zu können. Er beschloß darum, der Sache ihren Lauf zu lassen und alles dem lieben Gott und der Scham-

haftigkeit und Ehrbarkeit seiner Frau anheimzustellen. Dennoch schlief er nur mit einem Auge, denn er konnte den Gedanken nicht abweisen, daß Gott die Rebhühner gemacht habe, um aufgespießt und gebraten zu werden.

An einem feuchtgrauen Morgen, während es draußen fein regnete, und nur die Schnecken mit Behagen spazieren gingen, an einem solchen wahrhaft trübseligen Morgen, der den Geist träumerisch und melancholisch macht, saß Blancheflor auf einem Stuhl am Fenster und sinnierte vor sich hin; denn ihr müßt wissen, daß nichts so sehr die substanziellen weiblichen Essenzen in Wallung und Gärung bringt, daß kein Rezept, Spezifikum oder Filter eindringlicher, durchdringlicher, beißender, kribbeliger, kitzeliger ist: als die subtile Wärme, die sich erzeugt zwischen dem Haarpolster eines Sessels und dem einer Jungfrau, die lange darauf sitzt. Die arme Gräfin juckte es aller Ecken und Enden; ihre Jungferschaft fing an, ihr unerträglich zu werden.

Mit Kummer sah der Ehemann den Zustand seiner Frau; denn er erriet das heimliche Spiel ihrer Gedanken, als den feinen geistigen Anfang von sehr ungeistigen, groben Dingen.

„Was ist es, das Euch Sorge macht, mein Herz?“ fragte er.

„Ich schäme mich, darum bin ich bekümmert.“

„Hat Euch jemand einen Schimpf angetan?“

„Ein Schimpf liegt darin, daß mich Gott als Frau verworfen hat und daß ich Euch keine Nachkommenschaft geben kann. Ist man überhaupt eine Frau, wenn man nicht Mutter werden kann? Sicherlich nicht. Seht nur, alle meine Nachbarinnen haben Kinder; um Kinder zu haben, habe ich mich verheiratet, nur in dieser Absicht

habt Ihr mich genommen. Die Edelleute von Touran sind alle reichlich mit Kindern versehen. Ihre Frauen schenken ihnen ganze Nester voll. Ihr allein habt keine. Wahrlich, man wird Euch auslachen und verspotten. Was soll da aus Eurem Namen werden und aus Eurem Leben und aus Eurer Herrschaft? Ein Kind ist uns Frauen die liebste Gesellschaft. Wir kennen keine größere Freude, als es ein- und auszupacken, zu putzen und zu waschen, anzuziehen und wieder auszuziehen, als es zu schaukeln, zu herzen, zu küssen, zu wiegen, als es zu päppeln bei Tag und bei Nacht. Oh! wenn ich nur einen Bürzel von einem Kind hätte, wie wollt' ich es drücken und schmücken, wie wollt' ich es schlecken und necken; wie sollt' es hüpfen und springen um mich, wie sollt' es lachen und tollen, ich glaube, ich würde närrisch werden vor Glück."

„Ihr bedenkt nicht, daß so viele Frauen sterben bei der Niederkunft; um ohne Gefahr ein Kind zu haben, seid Ihr noch zu jung und niedlich, Ihr seid noch zu eng verschlossen, es würde Euch töten. Aber wollt Ihr ein fertiges kaufen? Ihr würdet davon weder Mühe noch Schmerzen haben."

„Ich will aber Mühen und Schmerzen davon haben," rief sie. „Nur so wird es das meinige. Ich weiß, daß es von mir kommen muß, da es im Ave Maria heißt: Benedictus est fructus ventris tui ... Und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes."

„So lasset uns zu Gott beten," sprach der Seneschalk, „daß er es also füge, und eine Wallfahrt geloben zur Muttergottes von Amorbach. Manche Dame hat dort empfangen, es wird Euch gewiß auch nicht fehlen."

Und noch an demselben Tage machte sich Blanche-flor mit großem Gefolge auf, um zu Unsrer Lieben Frau

von Amorbach zu wallen. Sie war umgeben wie eine Königin von all ihrem Volk, ritt auf einem weißen Zelter und trug ein Kleid von grünem Sammet mit goldenen Schnüren, das die Brust frei ließ und dessen weite Schlepp-ärmel gefüttert waren mit karminroter Seide. An den Füßen trug sie golddurchwirkte Schuhe und auf dem Haupt eine spitze Haube, die von Edelsteinen funkelte. Ein goldener Gürtel blitzte um ihre zarten Lenden.

Die junge Frau war so schlank und biegsam wie eine Weide, sie hatte sich so kostbar geschmückt, weil sie ihre ganze Ausrüstung der heiligen Jungfrau vermachen wollte. Am Tage ihres ersten Kirchgangs wollte sie ihr alles übergeben.

Der Junker von Mäusebug ritt ihr voran, sein Auge blitzte wie das eines Bussards; mit seinen Reitern drängte er das Volk beiseite und wachte über die Sicherheit der Reise. Bei Marienmünster war der gute Seneschalk bereits eingeschlafen; denn es war zur Zeit der Ernte und eine große Hitze. So wacklig saß er auf seinem Streitroß, wie eine Königskrone zwischen den Hörnern einer Kuh. Alles verwunderte sich, ein so jungheiteres Ding von Dame neben dem alten Kahlkopf zu sehen, und ein junges Bauernweib, das am Fuß eines Baumes kauerte und aus einem Steinkrug Wasser trank, rief einer zahnlosen alten Vettel zu, die in der Nähe Ähren auflas: „Ob die schöne Prinzessin dort mit dem Tod zur Hochzeit zieht?“

„Nein,“ antwortete die Alte, „das ist unsre Herrin von Ravenstein, die Seneschalkin von Touran, die um ein Kind wallfahrten geht.“

„Oh, oh!“ rief die Bauerndirne und lachte, daß ihr der Bauch wackelte. „Aber der dort,“ fügte sie hinzu,

indem sie mit einer Kopfbewegung den kecken Junker an der Spitze des Zuges bezeichnete, „der dort könnte ihr wohl eins beibringen und sie könnte Kerzen und Gelübde sparen.“

„Mich wundert nur,“ erwiderte die Ährenleserin, „daß sie zur Muttergottes nach Amorbach geht, wo man seit Menschenalter kein hübsches junges Pfäfflein mehr gesehen hat. Sie täte besser, sich ein Viertelstündchen im Schatten des Kirchturms von Marienmünster auszuruhen. Die Herren Patres dort sind groß im Urbarmachen und Fruchtbarmachen.“

„Zum Teufel die Mönche,“ rief eine dritte, die sich aus dem Graben erhob, wo sie geschlafen hatte, „seht doch den Junker von Mäusebug, wie sein Auge flammt und blitzt; er wäre der rechte Mann, ihr das Herz aufzuschließen, das ja ohnedies schon gespalten ist.“

So wechselten Reden und Gelächter. Der Junker hatte die letzten Worte gehört und befahl, daß man das Weibsbild mit dem losen Maul am nächsten Apfelbaum der Straße aufknüpfte. Aber Blancheflor wehrte ihm.

„Laßt sie noch nicht hängen,“ rief sie, „sie hat gewiß noch mehr zu sagen, wir werden auf der Rückkehr das übrige hören.“

Sie wurde rot bei diesen Worten und Walter von Mäusebug warf ihr einen Blick zu, feurig genug, um das tiefste Dunkel eines süßen Geheimnisses gleich einem zuckenden Blitz zu durchleuchten. Schon die Reden der Bäuerinnen hatten der Dame ein halbes Licht aufgesteckt, der Baum der Erkenntnis mit seinen roten Früchten nahm immer deutlichere Gestalt an in ihrer Phantasie.

Blancheflor fing bereits an, den ungeheuren Unterschied in den physischen Formen und Eigenschaften ihres

Mannes und denen des Junkers so zu sehen, wie sie ihn nie gesehen hatte, und konnte schon ihr Auge nicht mehr wegwenden von der Gestalt des dreiundzwanzigjährigen Walter, der sich im Sattel hielt, grad wie eine Lanze und munter wie die erste Morgenstunde, indes der Seneschalk den Kopf hängen ließ wie eine Nachthaube.

Walter war einer jener Goldjungen, den die Mädchen im Bett lieber um sich gehabt hätten als ihr Nachthemd, wahrscheinlich, weil sie sich dann weniger vor Flöhstichen zu fürchten gehabt hätten, und mir scheint, daß man unrecht täte, die jungen Dinger um diese Vorliebe zu tadeln, denn wie eins sich bettet, so schläft es, das ist seine Sache.

So schnelle Fortschritte machte die Seneschalkin im Begreifen und Verstehen einer vergleichenden Anatomie, daß sie noch vor der hölzernen Brücke über den Fluß den schönen Walter liebte, mit Zittern und Zagen und ganz im tiefsten Innern, wie nur eine Jungfrau lieben kann, die nicht weiß, was Liebe ist.

Sie wurde auf dieser Wallfahrt mit einem Schlag eine gute Christin, insofern sie zum ersten Male das Gebot der Nächstenliebe, das höchste der christlichen Lehre, richtig zu begreifen glaubte und zu befolgen sich anschickte. Nur das begriff sie nicht, warum ihr Herzlein so unruhig wurde und sich totkrank fühlte, und begriff auch nicht, was sie jetzt erfuhr, nämlich, wie allein durch die Augen sich ein feines Gift in den Körper einschleichen könne, daß man es spürte, nicht nur im Herzen, sondern auch bis ins feinste Geäder hinaus durch alle Nerven, in allen Gliedern, in allen Eingeweiden, in Haut und Gehirn, in Lunge, Leber und Nieren. Durch alle Gefäße sickerte und tröpfelte das feine Gift wie eine Flamme, die alles durchdringt und die überall hervorzüngelt, hervorschlägt, hervorbricht,

in den Haaren knistert, in den Fingerspitzen prickelt, unter der Haut kribbelt und krabbelt. So sehr umloderte sie die Flamme jungfräulicher Liebe, so sehr ging ihr Wesen unter in einem Wunsch ohne Namen, daß sie zu ersticken drohte, daß ihr die Sinne schwindelten, daß ihr guter alter Ehegemahl ihr zu Luft wurde, und daß sie nur noch den jungen Walter sah, der strotzte von jugendlicher Kraft wie das Kinn eines Abtes.

Als man endlich in dem berühmten Wallfahrtsort einzog, da weckten die Zurufe der Menschen von allen Seiten den Ehemann aus seinem Dusel, und er hielt mit großem Pomp seinen Einzug in die stattliche Kirche „Unserer Lieben Frau", die von Amorbach heißt, weil hier ein Bach fließt, an dem schon die alten Heiden ihrem Gott Amor einen Tempel erbaut hatten. Blanchefleur begab sich unverzüglich nach der Kapelle, wo von Alters her die Frauen den lieben Gott und die heilige Jungfrau um Fruchtbarkeit anzuflehen pflegten. Die Sitte wollte, daß sie allein hineinging, der Seneschalk und sein Gefolge, wie das neugierige Volk blieb vor dem Gitter.

Als nun der Priester erschien, der zuerst die sogenannte Kindermesse hielt und dann die Gelübde entgegennahm, fragte ihn die gute Dame in der Beichte, ob es viel solcher Frauen gäbe wie sie, worauf der Priester erwiderte, daß er sich nicht zu beklagen habe, und daß seine Kirche von diesem Notstand die größten Einkünfte bezöge.

„Und geschieht es oft," fragte Blanchefleur weiter, „daß junge Frauen einen so alten Mann mitbringen, wie der Herr Seneschalk ist?"

„Sehr selten," antwortete der Priester.

„Und haben solche je Nachkommenschaft erhalten?"

„Nie hat es daran gefehlt," erwiderte der Priester lächelnd.

„Und bei den andern, die jüngere Männer hatten?"

„Auch bei ihnen fehlte es selten."

„Oh," rief die Dame freudig aus, „so ist also größere Sicherheit bei einem Mann wie der Herr Seneschalk?"

„Gewiß", antwortete das Pfäfflein.

„Warum?" fragte sie.

„Hohe Herrin!" sprach der Priester ernst. „Vor diesem Alter liegt die Sache allein in der Hand Gottes; später hat außerdem immer noch ein Mann seine Hand im Spiele."

So sagt man doch wahrlich mit Recht, daß in jener Zeit die Kleriker allein im Besitz aller Wissenschaft waren.

Blancheflor aber tat ihr Gelübde, das sehr beträchtlich war, denn ihre Ausrüstung hatte wohl an die zweitausend Goldgulden gekostet.

„Ihr seid ja auffallend vergnügt," sagte der Seneschalk, als sie auf dem Heimweg ihren Zelter zu den verwegensten Sprüngen und Kapriolen reizte.

„Mit gutem Grund," antwortete sie. „Ich brauche nicht mehr zu zweifeln, daß ich ein Kind haben werde, da das nur von einem Manne abhängt, wie mir der Priester erklärt hat. Ich habe den Walter dazu ausersehen . . ."

Im ersten Zorn wollte der Seneschalk hingehen und den Pfaffen erwürgen, aber er bedachte, daß ein solches Verbrechen ihn viel Geld kosten könne, und er beschloß bei sich, seine Rache mit Hilfe des Erzbischofs billiger zu erlangen. Zu dem Junker von Mäusebug aber sagte er, er möchte unverzüglich nach seinem Mausloch reiten und ihm einen Sack voll Schatten bringen, wozu Walter, der die Launen seines Herrn kannte, sich ohne Weigerung anschickte. Seine Stelle gab der Seneschalk einem Sohne des Schloßherrn von Langenburg, der sein Vasall war, und dessen Sohn Renatus genannt wurde. Der Seneschalk

machte aus dem jungen Renatus, der just in sein vierzehntes Jahr ging, einstweilen seinen Pagen, bis er alt genug wäre, um Stallmeister zu werden und das Kommando über das gräfliche Kriegsvolk zu übernehmen, das er vorderhand einem alten Haudegen übertrug, der in Palästina und andern Orten der Genosse seiner Heldentaten gewesen war. Auf diese Weise glaubte der gute Greis, aller Gefahr einer Behörnung vorgebeugt zu haben und seiner Frauen Jungfrauenschaft, wenn sie sich auch gelegentlich rebellisch zeigen sollte, auch künftighin mit Leichtigkeit in Zucht und Zügel halten zu können.

Welcher Gestalt eine Todsünde zu einer läßlichen Sünde wird.

Es war am nächsten Sonntag nach der Ankunft des Renatus auf dem Schlosse, daß Blancheflor ohne ihren Gemahl zur Jagd auszog und in dem Wald bei Lurdorf einen Mönch bemerkte, der eine junge Bauerndirne ungebührlich zu mißhandeln schien. Sie gab ihrem Zelter beide Sporen und rief ihren Leuten zu, den Mönch zu verhindern, daß er das Mädchen töte. Aber angelangt bei den beiden, riß sie plötzlich ihr Pferd herum, und der Anblick dessen, was sie gesehen hatte, machte sie stumm und nachdenklich für die ganze Dauer der Jagd. Diesmal ging ihr ein helles und ganzes Licht auf und warf seinen erleuchtenden Schein auf tausend Dinge, die sie bisher nicht begriffen hatte, auf heilige und profane Bilder, Historien und Gedichte der Troubadours, das Ge-

baren der Vögel und andrer Tiere des Waldes. Mit einem Schlag begriff sie das Geheimnis der Liebe, das in allen Sprachen geschrieben ist, sogar in der der Karpfen. Wie wäre es auch möglich gewesen, ihr allein diese Wissenschaft auf immer zu verheimlichen.

Blancheflor ging diesen Abend früher als gewöhnlich zu Bett.

„Bruyn," sagte sie zu dem Mann an ihrer Seite, „Ihr habt mich schnöd hintergangen. Ihr müßt Euch aber endlich bequemen, mit mir zu tun, wie der Mönch von Curdorf mit der Dirne."

Der gute Seneschalk brauchte nicht nach dem Vorgang zu fragen, er ahnte ihn und fühlte sein Unglück über sich hereinbrechen.

„Mein süßes Herz," antwortete er, indem er seiner Bettgenossin einen schmachtenden Blick zuwarf, „als ich Euch zur Frau nahm, da hatte ich mehr Liebe als Kraft zur Liebe und zählte auf Euer Mitleid und christlich keuschen Sinn. Das Unglück meines Lebens ist, daß ich nur noch stark bin im Herzen. Ich werde aus Kummer bald sterben, und über kurz oder lang werdet Ihr frei sein . . . Solltet Ihr so brennen vor Ungeduld, um nicht meinen Tod erwarten zu können? Seht, ich flehe Euch an, ich, Euer Herr und Meister, der Euch befehlen könnte und der nichts andres sein will, als Euer ergebenster Knecht und Diener. Habt Mitleid mit meinen weißen Haaren. Häuft nicht Schande auf mein greises Haupt. Bedenkt auch ein wenig, daß schon mancher Edelmann seine Frau erwürgt hat um dieser Sache willen."

„Ihr wollt mich töten?" rief sie.

„Nein," antwortete der alte Mann, „ich liebe dich allzusehr, mein Herz. Siehe, du bist die Blume meines

Alters, die einzige Lust meiner Seele, du bist mein vielgeliebtes Kind. Mein Auge wird hell bei deinem Anblick; von dir kann ich alles hinnehmen, selbst ein Schmerz, den du mir zufügst, macht mich glücklich. Du sollst deinen Willen haben in allem, wenn du dem alten Bruyn nicht allzusehr grollen willst, dafür, daß er dich zu einer großen Dame, daß er dich reich und geehrt gemacht hat. Geh, du wirst eine hübsche Witwe sein! Ich aber werde gern sterben, denn ich werde denken, daß es dein Glück ist."

Und er fand in seinen vertrockneten Augen eine letzte Träne, die ihm heiß über die lederfarbene Wange rann und niederfiel auf die Hand seiner Frau. Blancheflor aber fühlte sich tief erschüttert von dieser großen Liebe des alten Mannes, der in die Grube steigen wollte, um ihrem Glück nicht im Wege zu stehen.

„Na, na," sagte sie, „weint nur nicht, ich werde schon warten können."

Der Seneschalk küßte ihr die Hand und überhäufte sie mit tausend Zärtlichkeiten nach seiner Art.

„Wenn du wüßtest, Blancheflor, mein Herzlieb, wie ich mich so oft in Leidenschaft verzehrte, während du ruhig an meiner Seite schlummertest . . ." und dabei streichelte sie der alte Affe zärtlich mit seinen beiden Händen, die nicht anders waren, als die des Knochenmanns.

„Aber," sagte er immer wieder, „ich wagte nicht, mein weißes Kätzchen zu wecken, ich hätte mich geschämt; denn nur mein Herz war stark vor Liebe."

„Oh," sagte sie, „Ihr dürft mich lieben nach Eurer Art, auch wenn ich die Augen offen habe, das macht mir nichts."

Bei diesen Worten ergriff der arme Seneschalk einen kleinen Dolch, der auf dem Tische lag neben dem Bett und drückte ihn seiner Frau in die Hand.

„Mein Herzlieb,“ rief er, „töte mich oder laß mich glauben, daß du mich ein klein, klein wenig liebst.“

„Gewiß,“ antwortete sie, „und ich will trachten, Euch recht sehr zu lieben.“

Auf diese Weise geschah es, daß so ein unwissendes Ding von Jungfernschaft sich diesen Greis zum Sklaven machte und daß die gute Blancheflor mit der allen Frauen natürlichen Grausamkeit den alten Bruyn kommen und gehen hieß, wie einen Mühlesel, alles zur höheren Ehre der Frau Venus, die bei den blinden Heiden eine Göttin war: — Mein guter Bruyn, ich möchte das! Bruyn, hör doch, ich möchte dies! Bruyn, hörst du! Bruyn! Und immer wieder: Bruyn!

Also, daß Bruyn mehr litt unter der Liebenswürdigkeit seiner Frau, als er von ihrer Bosheit gelitten hätte. Sie verdrehte ihm den Kopf ganz und gar, derart, daß er bei ihrem geringsten Augenzwinkern nicht wußte, wo aus und ein. Wenn sie aber traurig war, war es vollends um ihn geschehen. Was man ihm dann vor seinem Richterstuhl auch vortrug, er hatte zu allem nur die eine Antwort: „Hängt ihn.“

Ein andrer wäre drauf gegangen wie eine Fliege im Dezember in dieser verrückten Jungfernschaftshetze. Aber Bruyn war von einer eisernen Natur und nicht so leicht umzubringen. Eines Abends, als Blancheflor das ganze Haus zu oberst, zu unterst gekehrt hatte, Menschen und Tiere, und mit ihren unglaublichen Launen sogar den lieben Gott in Harnisch gebracht haben würde, der doch wahrlich, wie könnte er uns sonst ertragen, einen unerschöpflichen Vorrat an Geduld hat:

„Mein guter Bruyn," sagte sie beim Zubettegehen, „ich leide unter Vorstellungen, die mich verfolgen wie Furien, die mir Herz und Hirn erfüllen, wo sie Böses ausbrüten, und des nachts im Schlaf, da träume ich von dem Mönch von Turdorf."

„Mein Herzlieb," antwortete der Seneschalk, „das sind teuflische Versuchungen, deren sich auch die Nonnen in den Klöstern zu erwehren haben. Darum, wenn Euch Euer Seelenheil lieb ist, geht noch morgen in die Beichte zu dem Abt von Marienmünster, unserm Nachbar; er wird Euch gut beraten und Euch den rechten Weg weisen."

„Ich werde gehen," antwortete sie.

Sie verlor keine Zeit, und der heraufsteigende Tag sah sie bereits auf dem Wege nach dem Kloster der guten Mönche, die ganz in Ekstase gerieten beim Anblick der entzückenden Frau, also daß sie am Abend manche Sünde ihretwegen begingen. Für jetzt aber führten sie die hohe Besucherin mit großer Zuvorkommenheit vor ihren ehrwürdigen Abt.

Blancheflor fand den guten Greis in einem abgesonderten Garten, nahe bei den Felsen, im Schatten des Kreuzgangs. Die Haltung des heiligen Manns flößte ihr Ehrfurcht ein, obwohl sie wahrlich nicht gewohnt war, sich aus weißen Haaren viel zu machen.

„Gott grüß Euch, verehrte Frau," sagte er. „Was führt Euch, jung wie Ihr seid, in die Nachbarschaft des Todes?"

„Eure unschätzbare Weisheit," antwortete sie, indem sie ihn grüßte mit einem tiefen Knix. „Und wenn Ihr geruhen wollt, ein verirrtes Schaf auf den rechten Weg zu weisen und mein Beichtvater zu sein, würdet Ihr mich überall es glücklich machen."

Hier ist zu sagen, daß der alte Bruyn sich bereits mit dem Mönch verständigt und die heuchlerische Rolle, die er spielen sollte, mit ihm verabredet hatte.

„Meine Tochter," antwortete der Abt, „wenn ich nicht die Kälte von hundert Wintern auf diesem kahlen Schädel aufgehäuft hätte, dürfte ich Eure Sünden nicht anhören; so aber mögt Ihr sagen, was Euch bedrückt."

Da fing die Seneschalkin an, all das kleine Krimskrams ihres Sündenvorrats vor dem Abt auszupacken, die Hauptsache aber ersparte sie für das Post-scriptum.

„Heiliger Vater," sagte sie da, „ich muß Euch bekennen, daß ich Tag und Nacht von dem Wunsch verfolgt werde, ein Kind zu bekommen. Ist das eine arge Sünde?"

„Nein," antwortete der Mönch.

„Aber," entgegnete sie, „meinem Gemahl ist es von Natur aus untersagt, für meine Bedrängnis eine offene Hand zu haben, wie die Bettler zu sagen pflegen."

„Wenn es so ist," entgegnete der Priester, „bleibt Euch nichts übrig, als Euch jeden Gedanken dieser Art aus dem Kopf zu schlagen."

„Ich habe aber die Dame von Langenburg sagen hören, daß es keine Sünde sei, wenn man weder Vorteil noch Vergnügen davon habe."

„Vergnügen ist immer dabei, und rechnet Ihr es nicht für einen Vorteil, ein Kind zu bekommen? Also, laßt Euch gesagt sein, daß es immer eine Todsünde ist vor Gott und ein Verbrechen vor den Menschen, ein Kind zu bekommen von einem Manne, mit dem man nicht kirchlich getraut ist . . . Frauen, die die heiligen Gesetze der Ehe verletzen, werden in der andern Welt entsetzlich dafür gestraft, sie werden dort fürchterlichen Ungeheuern übergeben, die sie mit ihren scharfen Krallen in glühende Öfen

werfen, damit sie des sündhaften Feuers gedenken, das sie auf Erden in ihrem Herzen genährt haben."

Blanchefior kratzte sich hinter den Ohren. Aber, nachdem sie ein wenig nachgedacht:

„Und die heilige Jungfrau Maria," sagte sie zu dem Priester, „wie hat die es denn angefangen?"

„Oho," rief der Abt, „das ist ein Mysterium."

„Was ist das, ein Mysterium."

„Eine Sache, die man nicht erklären kann und an die man ohne Untersuchung glauben muß."

„Und könnte mir nicht auch ein Mysterium widerfahren?"

„Ein solches," antwortete der Abt, „hat sich nur einmal ereignet, da hat es sich um den Sohn Gottes gehandelt."

„Hört mich," heiliger Vater, „glaubt Ihr, daß Gott meinen Tod will? Oder daß, klaren Geistes wie ich bin, mein Blut mir das Gehirn verbrenne? Und wahrlich, ich fürchte es sehr. Denn seht, wenn manchmal alles in Aufruhr in mir ist, dann verliere ich derart den Kopf, daß ich nach nichts mehr in der Welt frage, und daß ich über Mauern wegspringen und schamlos querfeldein laufen möchte, um mir den ersten besten Mann zu nehmen, ja alles hintansetzen könnte, um nur das Ding zu sehen, das bei dem Karmelitermönch also glühte und sprühte. Wenn ich in diesem Zustande bin, gibt es für mich weder Gott, noch Teufel, noch Gemahl, ich zittere und bebe, ich bin in ewiger Unruhe, ich möchte alles in Trümmer schlagen, Geschirre, Geräte, den Geflügelhof, die ganze Wirtschaft, mit einem Wort alles, und ich kann gar nicht sagen, wie mir ist. Ich wage auch nicht, Euch alle meine Missetaten zu gestehen, ich kann nicht davon reden, ohne daß das,

worauf Gott seinen Fluch gelegt hat, mich toll und verrückt macht. Wollt Ihr, daß der Wahnsinn mich peitsche und meine Tugend töte? Kann mich Gott verdammen, nachdem er das Feuer in meinen Eingeweiden entzündet hat?"

Da war es nun an dem Priester, sich hinter dem Ohr zu kratzen. Er fühlte sich ganz ratlos diesem Abgrund gegenüber, der sich vor seinen Augen auftat und ihn in eine Tiefe menschlichen Jammers blicken ließ, den er nicht geahnt hatte.

„Meine arme Tochter," sprach er, „Gott hat uns von den Tieren unterschieden und hat uns ewige Wonnen bereitet, die wir uns verdienen sollen; darum hat er uns die Vernunft gegeben, als ein Steuer, wenn die Stürme der Leidenschaft uns zu verschlingen drohen; da heißt es fasten und arbeiten, wachen und beten, daß die Vernunft nicht schwach werde. Statt wie ein loses Füllen herumzutollen, werft Euch auf die Knie vor dem Bild der heiligen Jungfrau, schlaft auf hartem Lager, haltet Euer Haus in Ordnung, vor allem seid niemals müßig."

„Ach, mein Vater, wenn ich in der Kirche in meinem Stuhl sitze, da sehe ich weder Priester noch Altar, ich sehe nur das kleine Jesuskind, und schnell sind meine Gedanken bei andern Sachen als bei dem Gebet. Wenn mir dann der Kopf wirbelt, in dem Grade, daß ich den Verstand verliere und ich mich in meinen Phantasien verfange und zapple wie der Fisch im Netz . . ."

„Wenn es so mit Euch stünde," sagte unvorsichtigerweise der Abt, „da wäret Ihr ja in der Lage der heiligen Lidoria, die eines Tages während der großen Hitze eingeschlafen war, nur wenig bekleidet, und der sich ein schlimmer junger Mann genaht, leise und schleichenden Tritts, und dergestalt mit ihr tat, daß sie ein Kind bekam,

ohne eine Ahnung davon zu haben, und wie ihre Entbindung nahte, fest glaubte, ihre Schwangerschaft sei eine unheimliche böse Krankheit, weswegen ihr Beichtvater ihren Fall für eine läßliche Sünde erklärte, da die Sache für sie ohne Wollust war, und der Bösewicht auf dem Schafott, wo er hingerichtet wurde, eingestanden hat, daß sich die Heilige nicht gerührt und geregt habe."

„Oh, mein Vater," sagte die Seneschalkin, „ich würde mich gewiß auch nicht rühren und regen."

Und gestärkt in ihrem Mut, leise in sich hineinlächelnd, kehrte sie auf das Schloß zurück, in Gedanken einzig damit beschäftigt, wie ihr auch eine solche läßliche Sünde gelingen möchte. Im Schloßhof sah sie den kleinen Langenburg, der unter der Aufsicht des alten Stallmeisters ein Pferd zuritt, mit Sprüngen, Wendungen und Kapriolen, sich allen seinen Launen anschmiegend, mit unglaublicher Gewandtheit im Lauf absitzend und wieder aufspringend, mit Volten und Überschlagungen, kurz, sich so keck und tadellos produzierend, daß er sogar die berühmte Königin Lukrezia lüstern gemacht hätte, welche sich bekanntlich getötet hat, weil sie wider Willen einem Manne unterlegen war.

„Oh," sagte Blancheflor bei sich, „wäre doch der Page bald fünfzehn, wie gern wollte ich einschlafen, wo er mich sehen sollte."

Seine große Jugend hinderte sie indessen nicht, bei allen Mahlzeiten unaufhörlich nach ihm hinzuschielen, sich an der Schwärze seiner Locken und der Weiße seiner zarten Haut die Augen aus dem Kopf zu schauen und an seinen feuchten Blicken sich zu berauschen, die sprühten von einer Überfülle von Jugendkraft und Leben.

Nach der Vesper fand der Seneschalk sie nachdenklich in ihrem Sessel am Herdfeuer sitzen, und zärtlich besorgt

fragte er sie von neuem, was sie für einen Kummer habe.

„Ich habe gerade gedacht," sagte sie, „Ihr müßtet auf dem Schlachtfeld der Liebe gewiß sehr frühzeitig Lanzen gebrochen haben, daß Ihr nun so ganz und gar kampfunfähig seid."

Wie alle Greise, die man auf die Erinnerung ihrer Liebestaten bringt, schmunzelte der Seneschalk.

„Mit dreizehn Jahren", sagte er, „habe ich die Kammerzofe meiner Mutter geschwängert."

Und Blancheflor lächelte zufrieden, denn sie dachte an Renatus, der schon bald vierzehn war. Sie wurde darüber ganz heiter und aufgeräumt, sagte dem Alten allerlei ausgelassene Neckereien und ließ sich wohlig von ihrem geheimen Wunsch durchwärmen wie eine Katze von der Frühlingssonne.

Welcher Gestalt
und von wem die läßliche Sünde begangen wurde.

Die Seneschalkin brauchte nicht allzulang darüber nachzusinnen, wie sie es anfangen wolle, den kleinen Renatus mit Sicherheit für sich zu angeln; sie verfügte über einen Köder, daß einer kein Gimpel zu sein brauchte, um anzubeißen.

Folgendes war der Hergang:

In den heißen Stunden des Tages pflegte der alte Bruyn nach Art der Sarazenen Siesta zu halten, nämlich ein Schläfchen zu tun, wie er es sich im Heidenlande angewöhnt hatte. Während dieser Zeit blieb Blancheflor

allein. Sie erging sich entweder auf der Wiese oder beschäftigte sich spielend mit kleinen Arbeiten, mit Weben oder Sticken, wie Frauen zu tun pflegen, oder sie sah in der Halle oder in der Weißzeugkammer nach dem Rechten, kurz, schlenderte herum, wie es ihr beliebte. Diese Zeit gedachte sie in Zukunft ausschließlich der Erziehung des Pagen zu widmen, und sie begann damit, daß er ihr aus Büchern vorlesen und die üblichen Gebete hersagen mußte.

Am andern Tag nun, als auf Schlag Mittag der Seneschalk sich seinem süßen Schlaf überließ — denn es war heiß und die Felsen von Ravenstein wurden wie glühend von den Strahlen der Sonne, also daß der Mensch nicht leicht dem Schlummer widerstand, es sei denn, daß die diabolischen Tribulationen einer aufgepeitschten Jungfernschaft ihn daran hinderten, — da räkelte die Seneschalkin sich in dem herrschaftlichen Lehnstuhl ihres Gemachs so lange zurecht, bis sie die anmutigste Lage herausgefunden hatte, und wenn der Stuhl auch etwas unbequem hoch war, sie bedauerte es nicht, weil dadurch glückliche perspektivische Zufälligkeiten nur begünstigt werden konnten. Zierlich wie eine Schwalbe in ihrem Nest, machte sie es sich so mollig wie möglich und lächelte listig, indem sie wie ein schlafendes Kind ihr Köpflein über die Lehne hängen ließ, und genäschig sich einen Vorgeschmack gab von dem Kommenden, den verstohlenen Keckheiten und Frechheiten des kleinen Pagen, der zu ihren Füßen liegen werde, kaum um einen Flohsprung von ihr entfernt. Immer näher rückte sie mit ihrer Fußspitze das sammetne Kissen. Darauf sollte Renatus niederknien, das arme Kind, das ihr, wie die Maus der Katze, zum Spielball dienen mußte mit Leib

und Seele. So nah rückte sie das Kissen, daß er wohl gezwungen war, und wenn er auch ein steinerner Heiliger gewesen wäre, mit seinen Blicken den Falten ihres Kleides nachzugehen und die Linien zu verfolgen, mit denen der Stoff ihr feines Bein modellierte. Nein, es war nicht zu verwundern, daß ein armer kleiner Page sich in einer Falle fing, wo es der stärkste Ritter nicht als Schande erachtet haben würde, als Gefangener zu zappeln. Nachdem sie so alles aufs verfänglichste zurecht gedeichselt, rief sie den Pagen, und Renatus, von dem sie wußte, daß er sich nebenan in der Halle aufhielt, streckte auch schon seinen schwarzen Lockenkopf durch den Vorhang der Tür.

„Was befiehlt meine Herrin?“ fragte er. Er hielt in großer Ehrfurcht sein rotes Sammetkäppchen in der Hand; aber röter als das Käppchen waren in diesem Augenblick seine beiden Grübchenwangen.

„Komm näher,“ antwortete sie mit schwacher Stimme. Und sie zitterte innerlich beim Anblick des Kindes.

War aber auch kein Edelstein so funkelnd und blitzend wie die Augen des kleinen Renatus, kein Seidentaffet weißer und weicher als seine Haut, kein Mädchen graciler an Formen wie er.

„Lies mir die Litanei der heiligen Jungfrau,“ sagte sie zu ihm und wies auf ein offenes Buch auf ihrem Gebetpult, „ich möchte wissen, ob du auch was lernst bei deinen Lehrern . . . Sag', findest du die heilige Jungfrau schön?“ fragte sie lächelnd, als er nun das Stundenbuch in der Hand hielt, worin viel heilige Figuren abgemalt und mit Gold und Blau illuminiert waren.

„Das ist nur gemalt,“ antwortete er schüchtern, indem sein Blick die schönheitsvolle Herrin streifte.

„Lies, Lies.“

Renatus begann, sie zu rezitieren, die Litanei voll süßer Mystik, und ihr werdet gern glauben, daß die ora pro nobis der Seneschalkin immer schwächer klangen wie der Klang des Horns aus einem fernen Walde. „Du geheimnisvolle Rose“ rezitierte der Page. Die Schloßherrin antwortete nur mit einem leisen Seufzer. Da konnte Renatus nicht mehr zweifeln, daß die Seneschalkin eingeschlafen war. Er gab also seinen erstaunten Blicken freien Lauf und dachte an keine andre Litanei mehr, als die der Liebe; dem Armen drohte das Herz still zu stehen, und wer es gesehen hätte, wie hier zwei Jungfernschaften aneinander und füreinander entbrannten, würde sich wohl hüten, je so was zusammenzubringen.

Die Augen des glücklichen Renatus lustwandelten sozusagen im Garten des Paradieses, er sah über sich die verbotene Frucht, das Wasser lief ihm im Mund zusammen. So sehr geriet er in Verzückung, daß das Stundenbuch seiner Hand entfiel, worüber er verlegen wurde wie eine junge Hofdame, die in Gegenwart ihrer Königin das Unglück hatte, sich etwas Lautbares entschlüpfen zu lassen. Er gewann aber daraus die Gewißheit, daß Blancheflor fest und sicher schlief; sie rührte sich nicht. Die listige Evastochter hätte auch bei einem ernsteren Fall oder Unfall die Augen nicht geöffnet, sie rechnete darauf, daß noch andres fallen werde als Stundenbücher; denn heftiger als das unberechenbare und kapriziöse Verlangen einer Schwangeren ist das einer solchen, die es erst werden will. Unterdessen betrachtete der Edelknabe den Fuß seiner Dame, der in einem gar zierlichen Pantöffelchen von hellblauer Seide stak und auf einem gepolsterten Schemel ruhte, da der Sessel des Seneschalken, worin die Dame ruhte, ungewöhnlich hoch war. Und ach, was war das

für ein Fuß! Schmal war er und war reizvoll geschwungen, nicht länger als ein Hänfling, den Schwanz miteingerechnet, ein Fuß zum Entzücken, ein jungfräulicher Fuß; er verdiente, geküßt zu werden, wie ein Dieb verdient, gehängt zu werden. Ein feenhafter Fuß war's, ein wollüstiger Fuß, ein Fuß, über den ein Erzengel gestrauchelt wäre, ein verhängnisvoller Fuß, ein herausfordernder Fuß, ein Fuß, in dem der Teufel stak, so weiß und unschuldig er aussah, ein Fuß, der dazu aufforderte, zwei neue, ganz gleiche zu machen, um ein so schönes und vollkommenes Werk Gottes nicht aussterben zu lassen. Renatus hätte am liebsten den herausfordernden Fuß aller seiner Hüllen entkleidet. Von diesem wonnigen Fuß gingen seine Augen hinauf nach dem schlafenden Gesicht seiner Frau und Herrin, er lauschte auf ihren Schlummer, er trank ihren süßen Atem. Und so hin und zurück. Er konnte sich nicht entscheiden, was süßer zu küssen wäre, die frischen, feuchtroten Lippen der Seneschalkin oder dieser vermaledeite, vielmehr gebenedeite Fuß. Er entschied sich dennoch endlich und aus ehrfürchtiger Angst, vielleicht auch aus übergroßer Liebe wählte er den Fuß und küßte ihn, küßte ihn hastig wie ein Jungfräulein, das gern möchte und doch nicht wagt. Dann griff er nach seinem Stundenbuch, und während das Rot seiner Wangen noch röter wurde:

„Janua coeli, du Pforte des Himmels," schrie er wie ein Blinder vor der Kirchentür.

Aber kein ora pro nobis antwortete . . .

Blancheflor erwachte nicht; sie rechnete darauf, daß noch andres fallen werde als Stundenbücher und daß der Page vom Fuß bis zum Knie hinauf stiege und so weiter die Leiter. Sie war darum sehr enttäuscht, daß die Litanei ohne weiteren Fall und Unfall zu Ende ging und Renatus,

dem sein Glück schon zu groß schien für einen einzigen Tag, auf den Zehen aus dem Saal schlich, sich reicher dünkend von dem kühn geraubten Kuß als ein Dieb, der den Opferstock erbrochen hat.

Die Seneschalkin blieb allein zurück. Sie dachte in ihrer Seele, daß der Page auch Gescheiteres tun könnte, als, wie man zu sagen pflegt, in der Mette das Magnifikat zu singen und über dem Präludium nicht zu dem Offertorium zu gelangen. Sie faßte den Entschluß, am nächsten Tag den Fuß noch ein wenig höher zu stellen, um auf diese Weise ein kleines weißes Zipfelchen von jener Schönheit hervorblicken zu lassen, von der man bei uns zu Haus sagt, daß ihr die Luft nicht schadet, weil sie immer frisch bleibt.

Wie der Page die Nacht zubrachte, könnt ihr euch denken. Er schlief auf seiner Begierde wie auf einem glühenden Rost, und mit einem erhitzten Gehirn voll Bildern und Phantasien, erwartete er mit brennender Ungeduld die Stunde des verliebten Brevierbetens. Er wurde gerufen, und die seltsamliche Litanei mit „Du elfenbeinerner Turm,“ „Du Arche Nohä,“ „Du göttliches Gefäß,“ begann von neuem. Blancheflor verfehlte nicht, einzuschlafen, und Renatus, unterdessen kühner geworden, tastete mit zitternder Hand über das hochgestellte Bein, er wagte sich soweit vor, um sich zu überzeugen, daß das Knie glatt und rund und etwas andres weich war wie Seide; aber so gebieterisch richtete sich seine Angst auf und stellte sich seinem verwegenen Wunsch in den Weg, daß er nur ganz flüchtige Devotionen und Liebkosungen wagte, kaum einen hingehauchten Kuß, worauf er sich sofort wieder in die Haltung des frommen Beters warf, als ob nichts geschehen wäre. Die Seneschalkin, die sich mit aller

Gewalt zurückhielt, um sich auch nicht um ein Härlein zu rühren, verzweifelte fast.

„Was ist denn, Renatus,“ lispelte sie, „ich schlafe ja.“

Als der Page diese Worte hörte, von denen er glaubte, daß sie ein schwerer Vorwurf seien, ergriff er mit Entsetzen die Flucht. Da fügte die Seneschalkin der berühmten Litanei eine neue Strophe hinzu:

„O, allerheiligste Jungfrau,“ seufzte sie, „eine wie schwere Sache ist doch das Kinderkriegen.“

Beim Essen mußte der Page seinem Herrn und seiner Herrin aufwarten. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne. Aber wie groß war seine Überraschung, als ihm Blancheflor statt bittrer Worte süße Blicke gab, verliebte Blicke, so verliebt, als Frauenblicke nur sein können, und voll geheimnisvoller Allmacht; denn sie verwandelten mit einem Schlag das schüchterne und ängstliche Kind in einen mutigen Mann.

Als darum der gute Herr Bruyn an diesem Abend sich etwas länger, als er sonst zu tun pflegte, in seiner Seneschalkerei zu schaffen machte, suchte Renatus die schöne junge Herrin; und wie der liebe Gott in den alten Zeiten, ließ der Page über sie einen Traum kommen, mit dem sie zufrieden war, nahm ihr kurzer Hand, was ihr so lang zur Last gewesen und gab ihr, wonach sie so lang und so viel geseufzt. Er tat sogar etwas mehr, als zu diesem löblichen Zweck nötig gewesen wäre. Auch fühlte er sich plötzlich an den Haaren gepackt und eng an eine weiche Brust gedrückt.

„Oh, Renatus,“ rief das verschmitzte Weibsen, „nun hast du mich aufgeweckt.“

Sie hatte wahrlich so gut geschlafen, als es ihr nur möglich war, aber es gibt Dinge, die stärker sind als der

stärkste Schlaf. In dieser Stunde geschah es, und es war gar kein Wunder weiter dazu nötig, geschah es, daß auf dem kahlen Schädel des guten Bruyn, ohne daß er, wie alle seinesgleichen, auch nur das geringste davon merkte, jenes Gewächs aufsproßte, das ich euch nicht zu beschreiben brauche, da derer, die es tragen, gar viele sind.

Seit diesem Tag, der rot gedruckt war in ihrem Kalender, machte die Seneschalkin alltäglich ihren Mittagsschlummer, wie man so sagt, auf französische Art, der Seneschalk blieb der sarazenischen Mode treu. Die schöne Frau machte dabei die Erfahrung, daß nicht ganz reife Früchte einen besseren Geruch haben, als überreife, an denen die Fäulnis schon ihr Werk begonnen hat; sie wickelte sich darum des Nachts fest in ihre Tücher und rückte so weit weg als möglich von ihrem Herrn Gemahl, den sie stinkend fand wie einen alten Bock.

Und siehe, mit lauter Einschlafen und Aufwachen am glockenhellen Tag, mit Mittagsruhehalten und Litaneienbeten, kam die Seneschalkin mit Gottes Hilfe glücklich so weit, daß auch in ihr etwas wuchs und sproßte. Sie hatte sich so lange danach gesehnt, aber nun waren ihr die Posten lieber als die Summe, die Faktoren lieber als das Produkt, wenn es sich auch dabei, wie der Leser errät, um ganz andre als algebraische Operationen gehandelt hat.

Renatus, wie ihr wißt, konnte lesen, und nicht nur in Büchern, sondern auch in den Augen seiner schönen „Dienstherrin", für die er durch's Feuer gegangen wäre, wenn sie es nur im leisesten gewünscht hätte. Er las aber in den gedachten Augen, während beide sich immer tiefer in die verliebte Andacht hineinbeteten, daß immer mehr eine schwarze Sorge sich der schönen Frau bemächtigte, die

Sorge um Seele und Zukunft des geliebten Pagen; und einmal, an einem regnerischen Tage, nachdem sie wieder über dem beliebten Magnetspiel sich selber vergessen hatten, wie nur zwei unschuldige Kinder sich in ihrem Spiel vergessen können:

„Mein lieber Renatus," sagte Blancheflor, „weißt du auch, du Armer, daß du immer eine Todsünde begangen hast, wo ich, derweil ich eben schlief, nur läßlich gesündigt habe?"

„Aber, schöne Frau," antwortete er, „wenn das Sünde ist, wo will denn der liebe Gott hin mit all den Verdammten?" Blancheflor mußte lachen. Sie küßte ihn auf die Stirn.

„Schweig, du Bösewicht, es geht um das Heil deiner Seele, und ich möchte dich doch an meiner Seite haben, durch alle Ewigkeiten."

„Eure Liebe ist meine ewige Seligkeit."

„Lassen wir das," sagte sie. „Ihr seid ein Ungläubiger, ein böser Mensch, Ihr wollt nichts hören von dem, was ich liebe. Das seid Ihr. Wisse aber, mein Schatz, daß mir ein Kind von dir im Schoße wächst, das ich über kurzem so wenig werde verbergen können, wie meine Nase. Was wird der Abt von Marienmünster dazu sagen? Und was mein Herr und Gemahl? Er wird dich vernichten in seinem Zorn. Und also ist es meine Meinung, Kleiner, daß du den Abt aufsuchst, ihm deine Sünden beichtest und seinen Rat einholst, wie du dem Zorn des Seneschalken schicklich zuvorkommen magst."

„Aber wird nicht der Alte," antwortete der listige Page, „wenn ich ihm unser Glück verrate, über unsre Liebe das Interdikt verhängen?"

„Wahrscheinlich," sagte sie, „aber dein ewiges Seelenheil geht mir jetzt über alles."

„Ihr wollt es also, Geliebte?“

„Ich will es,“ antwortete sie mit schwacher Stimme.

„So werde ich hingehen,“ rief er entsagungsvoll. „Aber vorher schlaft noch einmal ein, mir schwant, daß es das letzte Mal ist.“

Betete also das schöne Paar seine Abschiedslitanei mit den ewig gleichen und doch immer neuen Antiphonen und Responsorien und eins wie's andre hatte das Gefühl, daß der kurze Lenz ihrer Liebe sich zum Ende neige. Am andern Tag aber machte sich Renatus auf den Weg nach Marienmünster, mehr um seiner Herrin willen, als zu seiner eignen Rettung, vor allem aber aus Gehorsam gegen seine Gebieterin.

Das Ende der läßlichen Sünde, wie sie gesühnt wurde und wie sie über Blancheflor Trauer und groß Herzeleid brachte.

„Bei Gott,“ rief der Abt, nachdem der Page das letzte Kyrie eleison seiner Sündenlitanei heruntergebetet hatte, „bei Gott, du hast dich der ungeheuerlichsten Treulosigkeit schuldig gemacht, du hast deinen Herrn und Gebieter verraten. Weißt du auch, du Unglückswurm, daß du dafür in der Hölle brennen wirst durch alle Ewigkeit? Und weißt du, was das heißt, die ewige Seligkeit zu verlieren für einen Augenblick hinfälligen irdischen Glücks? Unglücklicher, ich sehe dich schon zum voraus schmoren in dem heißesten Ofen der Hölle, es sei denn, daß du noch zu deinen Lebzeiten Genugtuung und Sühne leistest für deine Missetat.“

Und also machte der gute alte Abt, der von dem Holze war, aus dem man die Heiligen schnitzelt, und als solcher schon zu seinen Lebzeiten im ganzen Touraner Lande verehrt wurde, machte er, sagte ich, mit einem ganzen Haufen von Vorstellungen und Drohungen und christlichen Argumentationen dem jungen Manne dergestalt die Hölle heiß, trug aus dem Kanon der Kirchengesetze, aus den Schriften der Väter und was weiß ich woher, eine solche Menge von Beredsamkeit zusammen, als ein armer Teufel, der eine Jungfrau verführen will, in sechs Wochen nicht fertig bringt, und ließ nicht eher ab, als bis Renatus, der in seinem Herzen trotz allem ein frommes Kind war, sich zu seinen Füßen stürzte und christliche Unterwerfung gelobte.

Und der genannte Abt, wohl wissend, daß man das Eisen schmieden muß, solange es glüht und der aus dem jungen Pagen, der dem Herrn Teufel wahrlich mehr als einen Schritt entgegengegangen war, seiner Sünden ungeachtet einen heiligen und tugendhaften Mann machen wollte, befahl ihm zuvörderst, daß er hingehe und zu den Füßen seines Herrn sich seiner Schuld anklage, dann aber, wenn er je mit heiler Haut und ganzen Gliedern aus dieser Beichte hervorginge, sich unverzüglich das Kreuz anhefte, um schnurstracks nach dem heiligen Lande zu ziehen und gegen die Ungläubigen zu kämpfen, fünfzehn Jahre lang, keinen Tag mehr und keinen weniger.

„Oh, ehrwürdiger Vater,“ sprach der Kleine ganz verwundert, „werden fünfzehn Jahre auch eine hinreichende Sühne sein für so viel Glück der Sünde? Wenn Ihr wüßtet, Vater, Ihr habt aber sicher diese Seligkeit nicht verschmeckt, würdet Ihr tausend Jahre für viel zu wenig halten.“

„Der liebe Gott wird es nicht so genau nehmen," sprach der Abt, „geh' hin und sündige künftig nicht mehr; unter dieser Voraussetzung spreche ich dich los, ego te absolvo . . ."

Ganz zerknirscht kehrte der arme Renatus nach Schloß Ravenstein zurück, und der erste Mensch, dem er in die Hände lief, war der Seneschalk, der im Hof seine Waffen putzte, Eisenhauben, Halsberge, Armschienen und was sonst dazu gehörte. Er saß auf der großen Steinbank am Tor, und es tat ihm wohl, zu sehen, wie die Sonne in dem gescheuerten Harnisch blinkte; das erinnerte ihn an die lustige Zeit im heiligen Land, an seine Heldentaten, an die schönen Sarazeninnen et caetera. Renatus warf sich ihm zu Füßen.

„Was soll das?" fragte erstaunt der gute alte Seneschalk.

„Mein gnädiger Herr," antwortete Renatus, „befehlt zuerst denen da, daß sie sich zurückziehen."

Nachdem dies geschehen, begann der Page zum zweitenmal seine Beichte und erzählte, wie er seine Herrin im Schlaf überfallen, in Nachahmung jenes Mannes mit der heiligen Lidoria, also daß sie für sicher ein Kind von ihm empfangen. Auf Befehl seines Beichtvaters sei er hier, zu den Füßen seines Herrn, um sich ihm auf Gnade und Ungnade zu überantworten.

Nach diesen Worten senkte Renatus seine Augen, von denen alles Unglück ausgegangen war, und kniend, mit niederhängenden Armen, mit entblößtem Haupte, furchtlos und ganz ergeben in Gottes Barmherzigkeit, erwartete er sein Schicksal.

Der Seneschalk war noch nicht so weiß, um nicht erbleichen zu können, und sein Gesicht bekam die Farbe

einer frisch gekalkten Wand. Eine Zeitlang blieb er starr vor Wut, dann aber sprang er auf, und da zeigte es sich, daß ein Mann, dem längst nicht mehr so viel Lebenssäfte in seinen Adern rinnen, um ein Kind zu zeugen, noch Kraft genug haben kann, einen Mann zu vernichten. Der Seneschalk ergriff mit seiner haarigen Rechten den Harnisch an seiner Seite und schwang ihn mit hoch erhobenem Arm, wie wenn es ein Kinderspielzeug gewesen wäre; noch ein Augenblick, und die schwere eiserne Masse mußte niedersausen auf die Stirn des erbleichten Renatus, der stillhielt in seinem Schuldgefühl gegen seinen Herrn, mit vorgebeugtem Kopf den Streich erwartend, durch den er alle Schuld seiner Geliebten für diese und die andre Welt zu bezahlen gedachte.

Aber seine frische Jugend und Schönheit, und die holde Natürlichkeit seines Verbrechens fanden Gnade vor dem Herzen des alten Manns, so streng er war; er warf seinen Harnisch weit weg nach einem Hunde, dem er drei Rippen einschlug.

„Verflucht seien deine Erzeuger, du Unglückspage!“ rief er aus. „Geh zum Teufel, von dem du kommst! Geh hinweg von mir, hinweg von diesem Schloß und von diesem Lande! Verweile dich nicht einen Hahnenschrei länger als es nötig ist, oder ich will dich an einem langsamen Feuer braten lassen und du sollst deine verruchte Spitzbübin sechzigmal verfluchen in einer Stunde.“

Bei diesen Worten des Seneschalken, der in seinen Flüchen sich zu verjüngen schien, ergriff der Page, ohne ihn ausreden zu lassen, die Flucht und wahrlich, er tat wohl daran. Von neuem kam die Wut über Bruyn, der nun hinter das Haus, nach den Gärten davonraste, alles niederschlagend auf seinem Weg, fluchend wie ein Türke.

Einem Knecht, der den Hunden das Futter brachte, zerbrach er die Töpfe, daß die Brühe an ihm herunterrann. Er war wie von Sinnen. In diesem Zustand bemerkte er die Seneschalkin, die nach dem Weg von Marienmünster ausschaute und bei sich verzweifelte, ob sie ihren Pagen je wiedersehen werde.

„Holla, schöne Dame, bei der dreizackigen Gabel des Teufels; bin ich ein Hanswurst, bin ich ein neugeborenes Kind, um zu glauben, die Einfahrt sei bei Euch so groß und weit, daß ein Page bei Euch einreiten kann, ohne Euch aufzuwecken?!“

„Oh,“ antwortete sie, die merkte, daß der Teufel endlich los sei, „ich habe es wohl gefühlt, aber Ihr hattet mich so in Unwissenheit gelassen über die Sache, daß ich sie für einen Traum hielt.“

Bei diesen Worten schmolz der Zorn des Seneschalks wie Schnee in der Sonne. Der größte Zorn Gottes hätte einem Lächeln Blancheflors nicht stand gehalten.

„So mag der Teufel den Bankert holen, ich schwöre, daß . . .“

„Schwört nicht,“ sagte sie, „wenn es nicht Euer Kind ist, so ist es doch das meinige und habt Ihr mich nicht versichert, daß Ihr alles liebtet, was von mir kommt?“

Und dann begann sie mit so spitzfindigen Argumentationen, hatte so süße Blicke, so vergoldete Worte, so jammervolle herzzerreißende Klagen, untermischt mit Tränen und Zornausbrüchen; und hatte von neuem wieder so viel Gründe und Gegengründe, die sie ihm wie das Vaterunser herunterbetete, als etwa, daß doch die Domänen nun nicht an den König zurückfielen, daß das Kind ja unschuldig sei wie ein Engel im Paradies, und so und so, vom Hundertsten ins Tausendste, daß der gute Hahnre

sich endlich besänftigte und Blancheflor volle Zuversicht gewann, so sehr, daß sie sogar den Mut fand, nach dem Pagen zu fragen.

„Zum Teufel ist er," antwortete der Seneschalk.

„Wie," rief sie, „Ihr habt ihn getötet?" Sie erblaßte, sie wankte.

Bruyn erschrak, er glaubte, sie getötet zu haben, die süße liebe Frau, das Glück seiner alten Tage, und er hätte ihr jetzt gern, um sie nur zu ermuntern, den Pagen zum Geschenk gemacht, wenn er ihn zur Hand gehabt hätte.

Er gab Befehl, daß man ihn suche. Aber Renatus war schon weit fort, auf dem Weg nach dem Heiligen Land, wohin sein Gelübde ihn rief. Als Blancheflor von dem Abt erfuhr, welche Buße dem Geliebten auferlegt worden, verfiel sie in eine schwarze Melancholie. „Ich werde ihn nicht mehr sehen, den Unglücklichen," rief sie oft aus, „meine Liebe hat ihn in den Tod getrieben."

Und immer fragte sie nach dem Pagen, wie ein Kind, das seiner Mutter so lang keine Ruhe läßt, bis ihm sein Wunsch erfüllt wird. Der Seneschalk sah ihren Jammer, er fühlte aufs tiefste all seine Schuld und er tat seiner Frau alles zu Liebe — eine einzige Sache ausgenommen —, um sie glücklich zu machen; aber das Zuckerwerk, an das sie der Page gewöhnt hatte, konnte er ihr nicht auftreiben.

Und dann, eines Tages, bekam sie das einst so heißersehnte Kind. War das ein Fest für den guten Hahnrei!

Das Kind war sein ausgeschlüpfter Vater, das war ein Trost für Blancheflor und sie gewann nach und nach wieder ein wenig von ihrer früheren unschuldigen Heiterkeit, die den alten Seneschalk erquickte wie der Duft und das Leuchten einer Blume. Er gewöhnte sich auch daran, den

Kleinen zu sehen, wie er sprang und tollte und seine Mutter herzte und gewann ihn nach und nach lieb, daß er sich zuletzt selber für seinen Vater hielt.

Von dem Abenteuer seiner Frau war nichts über die Mauern des Schlosses hinausgedrungen und so erzählte man sich im ganzen Touraner Land mit Verwunderung, wie der alte Bruyn noch das Zeug in sich gefunden habe zu einem Sohn und Stammhalter. Die Ehre Blancheflors blieb ohne Makel. Sie hatte Klugheit genug, niemand von der läßlichen Sünde zu reden, wodurch ihr Kind auf die Welt gekommen war. Sie wurde fromm, und die Ehemänner im Land herum nannten sie als das Muster einer tugendhaften und ehrsamen Hausfrau. Ihren Mann konnte sie um den kleinen Finger wickeln und machte reichlich davon Gebrauch. Ihr Herz gehörte Renatus, aber mit Bruyn hatte sie ihre Absichten und war ihm scheinbar dankbar für die Blüten seines Alters, verwöhnte ihn, verhätschelte ihn, tat freundlich mit ihm, erhielt ihn in guter Laune und hatte für ihn all die kleinen Rücksichten und Zärtlichkeiten, wie gute Frauen sie im Vorrat haben für ihre Männer, die sie betrügen. Da mochte Bruyn nicht ans Sterben denken, saß breit und behaglich in seinem Stuhl, und je länger er lebte, eine um so süßere Gewohnheit wurde ihm das Leben. Aber eines Abends, nachdem er lange ruhig in seinem Stuhl gesessen:

„Blancheflor, mein Herzlieb,“ rief er plötzlich mühsam, „ich sehe dich nicht mehr, wird es schon Nacht?“

Der Tod war über ihn gekommen, ohne daß er ihn bemerkt hatte — der Tod des Gerechten, den er wohl verdient für seine Heldentaten im heiligen Lande.

Blancheflor legte große Trauer an, sie beweinte ihn wie einen Vater. Sie wollte auch von einer zweiten

Heirat nichts hören, was ihr viele Lobreden eintrug durchs ganze Land, wo niemand wußte, daß sie einen Herzgeliebten hatte, auf den sie hoffte. Sie war aber in der Tat Witwe, auch nach dem Herzen, und da sie nicht die kleinste Nachricht erhielt von ihrem kreuzfahrenden Freund, glaubte sie ihn tot, und in der Nacht, wenn sie von ihm träumte, sah sie ihn nie anders als tödlich verwundet hingestreckt in seinem Blut. Dann erwachte sie oft übergossen mit heißen Tränen. So lebte sie vierzehn Jahre lang ganz in der Erinnerung eines kurzen, verflossenen Glücks.

Da waren eines Tags einige Edelfrauen des Landes bei ihr, es war nach Tisch und die Damen plauderten zusammen, da kam ihr Knabe herein, der damals ungefähr dreizehn und ein halbes Jahr alt war und dem verschollenen Renatus mehr glich, als es einem Kind erlaubt ist, seinem Vater zu gleichen. Von dem verstorbenen Bruyn hatte er nichts als den Namen. Dieser schöne Wildfang, entzückend wie seine Mutter, kam vom Garten hergerannt, ganz in Schweiß, ganz außer Atem, links und rechts wegstoßend, was ihm im Weg stand, wie solche Rangen pflegen. Als er die geliebte Mutter sah, lief er auf sie zu, warf sich ihr um den Hals und unbekümmert um die schönen Reden der Damen:

„Mutter,“ rief er, „ich habe dir was zu sagen. Da drunten im Hof war ein Mann, der hat mich angepackt und Augen hat er gemacht . . .“

„Was muß ich hören?“ rief die Schloßherrin, indem sie sich an den Diener wandte, der damit beauftragt war, über den jungen Grafen zu wachen. „Ich hatte Euch verboten, zu gestatten, daß je ein fremder Mann meinen Sohn berühre, und sollte es auch ein großer Heiliger sein . . . Ihr werdet meinen Dienst verlassen.“

„Hohe Frau,“ erwiderte der gescholtene Stallmeister, „der da unten hatte keine bösen Absichten. Er küßte den Knaben, und die Tränen standen ihm in den Augen.“

„Er hat geweint?“ rief sie aus. „Es ist der Vater.“

Sprach's und ließ das Haupt hängen, tief über den Sessel hinab, auf dem sie saß und welches der nämliche war, auf dem sie einst zusammen gesündigt hatten.

Bei dem unvorsichtigen Wort der Schloßherrin sahen sich die Damen an und bemerkten erst gar nicht, daß die arme Seneschalkin tot war, ohne daß man je erfahren konnte, ob sie aus Schmerz gestorben, weil ihr Geliebter, treu seinem Gelübde, davongeritten war, ohne sie nur zu sehen, oder aus plötzlicher Freude über seine Heimkehr und die Aussicht, das Interdikt lösen zu lassen, das der Abt von Marienmünster über ihre Liebe verhängt hatte.

Ihr Tod brachte viel Trauer und Klage, der Herr von Langenburg verlor ganz den Kopf bei dem Anblick, wie man seine Dame in die Erde senkte, er nahm zum Kreuz die Tonsur und wurde Mönch im Kloster von St. Marienmünster.

Das Königsliebchen.

War da in dieser Zeit ein Goldschmied bei der Brücke zu den Wechselbänken, von dessen Tochter man sprach als von einer außerordentlichen Schönheit, die mit ihrer liebenswürdigen Art jedermann entzückte. Es wurde ihr darum hofiert von allen Seiten und manch einer hätte dem Vater noch Geld gegeben, um das hübsche Kind zur Frau zu bekommen, was den guten Mann hochmütiger machte, als ich sagen kann.

In der Nachbarschaft wohnte ein Advokat beim Oberhofgericht, der schon so viel Maulgedresch und Geträtsch um gutes Geld verkauft hatte, daß er Landgüter besaß, wie ein junger Hund Flöhe. Dieser hatte den Einfall, dem Goldschmied gleich ein ganzes Stadthaus anzubieten, wenn er ihm sein schönes Töchterlein zur Ehefrau geben wollte. Der Vater willigte in den Handel ein, ohne sich weiter drum zu kümmern, was für ein Affengesicht unter dem Pelzbarett stak, so wenig wie darum, daß das ganze Gefräß des Aktenwurms nur noch aus zwei Zähnen bestand, die ohnehin wackelten; willigte ein, auch ohne den Paragraphendrescher weiter zu beschnüffeln, der stinkend war wie drei andre seinesgleichen zusammen, die ein Leben lang im Staub modriger Akten und im Unrat schmutziger Prozesse gewühlt haben.

Eine feinere Nase hatte das hübsche Töchterchen.

„Na, ich danke für Obst,“ sagte sie, als sie ihn kaum erblickt hatte, und rümpfte ihr zierliches Näschen.

„Papperlapapp,“ antwortete der Vater, dem das schöne Haus in die Augen stach. „Er wird dein Mann sein; wie er dir gefallen mag, das ist seine Sache.“

„Steht es so?“ erwiderte die Tochter, „nun, er soll von mir etwas zu hören bekommen.“

Und noch am nämlichen Abend, nach dem Nachtmahl, als der Freier anfing, sie mit seinen Liebesversicherungen zu bestürmen und ihr versprach, daß sie ein Leben voll Überfluß haben solle:

„Hört mich an,“ sagte sie; „mein Vater hat Euch meinen Leib verkauft; wenn Ihr den Handel eingeht, werdet Ihr das erreichen, daß Ihr aus mir eine Hure macht. Denn lieber als Euch will ich dem ersten besten angehören, und wie andre ihrem Bräutigam Treue, so schwöre ich Euch Untreue, als welcher nur der Tod ein Ende machen soll — der meine oder der Eurige.“

Dann fing sie an zu weinen und zu schluchzen, zu weinen, wie alle Mädchen, die die Liebe noch nicht kennen, denn anders weinen sie nachher.

Der Mann vom Oberhofgericht nahm das für Komödienspiel und Getue, womit hübsche Mädchen zu erreichen suchen, das Feuer ihrer Anbeter noch heftiger anzuschüren und aus der Liebe Münze zu schlagen, in Form von Leibgedingen und andren Garantien und Verschreibungen ehefraulicher Rechte. Er nahm sich also ihr Geheul und Gerede nicht weiter zu Herzen, sondern lachte und fragte nur, wann sie wünschte, daß die Hochzeit sei.

„Meinetwegen morgen,“ antwortete sie; „um so eher werde ich frei sein, um mir Liebhaber zu nehmen, so viel

ich will und das lustige Leben derer zu führen, die die Liebe aufheben, wo sie sie finden."

Und der Gimpel von Advokat hatte nichts eiliger, als sich zu verabschieden und alle Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen. Er nimmt Urlaub bei seinem Gericht, verhandelt in den Sakristeien, kauft die nötigen Dispense, kurz, verfolgt seine Sache mit einer Eile und Hast, wie er in seinem Leben keinen Prozeß verfolgt hatte.

Unterdessen hörte der König, der von einer langen Reise zurückgekehrt war, an seinem Hofe von nichts reden als von dem schönen Goldschmiedstöchterlein, das dem einen ein Brautgeschenk von Hunderttausend vor die Füße geworfen, einen andern mit Hohnreden heimgeschickt hatte, kurz, keinen haben wollte von all den hübschen Burschen, die gern dem lieben Gott ihren Anteil an der ewigen Seligkeit geschenkt hätten, um das schöne Ungeheuer auch nur für einen Tag in ihre Gewalt und ihre Arme zu bekommen.

Solcherlei Reden reizten die Neugierde des Königs, der selber kein Kostverächter war. Er verließ, ohne ein Wort zu sagen, seinen Palast, kam an den Wechselbänken vorüber und trat bei dem Goldschmied ein, um für seine Dame ein schönes Juwel zu kaufen, item ein Juwel zu erhandeln, das alle überstrahlte, so nur in der Bude zu finden sein mochten. Er fand aber nichts von all dem Kram nach seinem Geschmack, bis der Meister aus einer kleinen Lade einen dicken Diamanten hervorsuchte und ihn dem König vor die Augen hielt. Und während der Goldschmied den Blick nicht von der Truhe und ihren Schätzen wandte:

„Mein Schätzchen," sagte der König zur Tochter, „du bist nicht gemacht, um Juwelen zu verkaufen, sondern um

solche geschenkt zu erhalten, und wenn du mir von allen Ringlein hier die Wahl lassen willst, so weiß ich darunter eins, in das alle Welt vernarrt ist, das mir wohlgefällt, dessen Diener und Untertan ich sein möchte, und das um ein Königreich, wenn es auch das von Frankreich wäre, nicht zu bezahlen ist."

„Oh, Herr König," antwortete das schöne Mädchen, „ich soll morgen heiraten, aber wenn Ihr mir den Dolch da in Eurem Gürtel schenken wollt, so will ich das Ringlein, von dem Ihr spracht, herzhaft verteidigen und es für Euch aufheben nach den Worten des Evangeliums: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist."

Der König gab ihr unverzüglich den zierlichen Hirschfänger. Ihre Rede aber hatte ihm so gut gefallen, daß er, verliebt bis über die königlichen Ohren, bei sich beschloß, dem neuen Liebchen das hübsche Haus zu schenken, das er sich erst neulich in der Schwalbengasse erworben hatte. Und so nahm er Urlaub von dem schönen Kinde.

Unser Meister Prozeßhaspler verlor auch keinen Augenblick und führte am andern Morgen, zum großen Leidwesen der abgeschobenen Mitbewerber, unter Musik und dem Geläute der Glocken seine Braut zur Kirche, ließ dann auftragen, daß sich die Tische bogen, und am Abend, nach dem letzten Tanz und Kehraus, schlich er sich nach der Schlafkammer seiner Fräulein Frau, die ihn, mehr ein böser Kobold und wütende Teuflin als Fräulein, in einem Sessel am Herdfeuer sitzend, erwartete, während höher als das Feuer im Herd die Zornesflamme in ihrem Herzen loderte.

Erstaunt hierüber ließ sich der neugebackene Ehemann vor ihr auf ein Knie nieder und wollte mit leichten Plänkeleien die Entscheidungsschlacht einleiten; sie jedoch

blieb stumm und unbeweglich. Als er sich aber dann mit ihren Röcken zu schaffen machte, um ein wenig von dem zu sehen, was er, wie die Katze im Sack, so teuer gekauft hatte — ihr denkt euch wohl, wovon ich rede, — versetzte sie ihm einen Schlag auf die Hand, daß ihm die Haut brannte, und blieb im übrigen stumm wie ein Fisch.

Das Spiel gefiel dem Advokaten nicht übel, er glaubte sich Manns genug, um früher oder später zum Ziel zu gelangen und tat, wie wenn ihre Klapse Liebkosungen gewesen wären. Es konnte auch nicht fehlen, daß er, ausdauernd in seinem Scharmützel, mit List und Gewalt, bald dieses, bald jenes erreichte, jetzt ihr Leibchen aufhäkelte, jetzt ihr den Rock zerriß, und wenigstens mit der Hand an den niedlichen kleinen Ort gelangte, der das Ziel seiner heißesten Wünsche war, doch hätte etwas andres hingelangen müssen als die Hand . . .

Die Schöne aber zog da plötzlich andre Seiten auf, sie sprang in die Höhe und indem sie den Dolch des Königs in der erhobenen Rechten zückte:

„Was wollt Ihr von mir?“ rief sie.

„Alles,“ antwortete er.

„Ah, ich wäre eine große Hure, mich hinzugeben, wo ich hasse. Ihr habt Euch geirrt, wenn Ihr meine Jungfrauschaft unbewaffnet glaubtet. Dieser Dolch kommt vom König, ich werde Euch damit töten, wenn Ihr noch einmal die geringste Miene macht, mir nahe zu kommen.“

Sie ergriff bei diesen Worten, ohne den Advokaten aus den Augen zu lassen, im Kamin ein Stückchen Kohle und machte damit einen Strich auf dem Fußboden:

„Das ist die Grenze der königlichen Domäne,“ sagte sie, „hütet Euch, sie zu überschreiten, wenn Euch Euer Leben lieb ist.“

Der oberhofgerichtliche Rechtsverdreher hielt den Dolch, diesen Dolch, für unnötig in der Sache und wich scheu zurück. Aber während er das grausame Urteil anhören mußte, dessen Kosten er zum voraus bezahlt hatte, sah der arme Ehemann durch zerrissene seidene Kleider so verführerische Formen schimmern und blinken, bei deren Versprechungen der Tod all seine Schrecken verlor.

„So magst du mich töten," rief er aus, indem er über die Grenze der königlichen Domäne hinwegsprang, sich auf seine Beute stürzte und sie wie ein Schlachtopfer auf das Lager zwang. Aber dieser Teufel in Unterröcken war nicht so leicht klein zu kriegen, und der gute Ehemann erwischte einen Dolchstich in den Rücken, der ihn jedoch nicht allzuschwer verwundete und der für den gewaltsamen Einfall in königlichen Besitz als eine verhältnismäßig gelinde Buße gelten durfte.

Der Mann aber war von dem gewonnenen Vorteil wie berauscht.

„Ich mag nicht leben," rief er, „ohne deinen Körper genossen zu haben, töte mich denn."

Und er versuchte einen neuen Eingriff in königliche Rechte. Das schöne Mädchen aber, dem der König im Kopf spukte, war nicht im geringsten gerührt von dieser großen Liebe.

„Wenn Ihr noch einmal beginnt," rief sie mit schrecklichem Ernst, „werde ich nicht Euch, sondern mich töten."

Ihre Augen funkelten ihn bei diesen Worten so wild an, daß der arme Mann sich entsetzte und seine Angriffe einstellte.

Voll Jammer über sein Mißgeschick sank er auf einen Stuhl nieder und verbrachte die Nacht, sonst für Liebende die glücklichste der Nächte, unter Seufzen und Bitten,

Ausrufungen, Lamentationen und Versprechungen: wie sie es so gut bei ihm haben solle, wie sie aus goldenen Schüsseln essen und Herrin über alles sein solle, wie er eine große Dame aus ihr machen und ihr Schlösser und Herrschaften kaufen wolle.

Zuletzt bot er ihr einen Pakt an: wenn sie ihm erlaubte, auch nur eine einzige Lanze zur Ehre des Gottes Amor, **in maiorem dei amoris gloriam**, zu brechen, wolle er sie aller weiteren Verpflichtungen frei und ledig geben und für sie in den Tod gehen, auf welche Weise sie es ihm befehlen würde.

Sie aber, mit einem bezaubernden Lächeln um den schönen Mund, antwortete frischweg, daß sie ihm gern erlaube, für sie zu sterben, das sei aber alles, was sie für ihn tun könne.

„Ich war aufrichtig und wahr gegen Euch," sagte sie; „ich habe Euch gedroht, eine Straßenhure zu werde, und wenn ich mich nun auf den König beschränke, so könnt Ihr Euch wahrlich nicht beklagen."

Als dann der Morgen kam, kleidete sie sich festlich an, schmückte sich recht wie eine Braut und wartete geduldig, bis der Herr Gemahl sich entschloß, seinen gewinnbringenden Geschäften nachzugehen, dann brach sie selber auf, und wie eine Braut dem Bräutigam ging sie dem König entgegen.

Sie brauchte nicht weit zu gehen; der vorsorgliche König hatte einen treuen Diener auf die Lauer gestellt.

„Sucht Ihr nicht den König?" fragte dieser die jungfräuliche Ehefrau.

„Ja," antwortete sie.

„Nun, so bin ich Euer bester Freund," erwiderte der geriebene Höfling, „der Euch seinen Schutz verspricht und sich selber Eurer Huld und Gnade empfiehlt."

Dann sagte er ihr, was der König für ein Mensch und wie er zu nehmen und anzugreifen sei, wie er einen Tag wüte und wettere, und den andern nicht piepse; kurz, wie es mit dem sei und jenem, daß sie mit allem wohl versorgt sein würde und daß es nur an ihr liege, den König gut am Bendel zu haben.

Er gab ihr mit einem Wort so viel weise Reden und Ratschläge auf dem Wege, daß sie als vollendete höhere Buhlerin in dem besagten Schwalbennest ankam, das seither durch die Herzogin von Estampes berühmt geworden ist.

Der gute Ehemann aber heulte wie ein Schloßhund, als er nach Hause kam und seine liebe Frau nicht mehr fand. Er verfiel in Melancholie und seine Amtsgenossen überschütteten ihn mit mehr Spott und Hohn, als der heilige Herr Jakobus in seiner Stadt Compostella je mit Gebeten überschüttet worden ist.

Der Arme nahm es sich auch so zu Herzen, daß er ganz vom Fleisch fiel und sich sogar die Spötter bewogen fanden, ihn wieder ein wenig aufzuheitern. Diese Pelzbarette erklärten — und man sieht daraus, was es für Tüftelmeier waren —, daß der beklagenswerte Mann keineswegs ein Hahnrei genannt werden dürfe, aus dem einfachen Grund, weil er nie ein rechter Ehemann gewesen war, und wenn der erlauchte Hörnerlieferant nicht gerade der König gewesen wäre, würden sie, wenn man sie reden hörte, den Antrag gestellt haben, daß die Ehe in aller Form Rechtens für null und nichtig zu erklären sei.

Aber der Ehemann war zum Sterben verliebt in das Weibsen. Er ließ sie einstweilen dem König, weil er nicht anders konnte; aber er hoffte sicher, sie auch noch einmal zu bekommen. Eine Nacht mit ihr dünkte ihn um ein ganzes Leben voll Schande nicht zu teuer be-

zahlt . . . Nun, das heiß' ich noch verliebt sein, was meint ihr? Oder sollte es euch etwa einfallen, die Nase zu rümpfen?

Der arme Mann dachte an nichts als an sie. Er vergaß darüber seine Prozesse, seine Klienten, seinen Geldwucher, kurz alles. Er ging nach dem Gericht wie ein Geiziger, der nach einem verlorenen Schatz sucht, wie ein Nachtwandler, und einmal passierte es ihm, daß er den Talar eines Amtsgenossen anpißte, weil er ihn für die schwarze Mauer hielt, wo sich die Advokaten gewöhnlich hinzustellen pflegten.

Das schöne Goldschmiedstöchterlein aber war in all dieser Zeit vom König geliebt bei Tag und bei Nacht. Er bekam sie nie satt; denn sie war eine echte Meisterin in ihrem Handwerk und wußte das Feuer ebensogut anzuzünden wie auszulöschen. Sie schmollte heut' mit dem König und überhäufte ihn morgen mit Zärtlichkeiten; nie aber mit denselben, denn ihre Phantasie war immer fruchtbar an Erfindungen.

Ein Herr von Goldenhügel jagte sich ihretwegen eine Kugel durch den Kopf, weil sie ihn verschmäht hatte, obwohl er ihr seine Herrschaft Goldenhügelfelden in Touran zu Füßen gelegt hatte. Aber so gute alte Touraner, die für ein lustiges Lanzenstechen Landgüter daran geben, findet man heute keine mehr.

Dieser Tod ging aber dem guten Weibchen zu Herzen, und da auch ihr Beichtiger ihr deshalb ernstlichen Vorhalt machte, beschloß sie bei sich, in Zukunft, und wenn sie nun auch zehnmal Königsliebchen war, angebotene Schlösser und Rittergüter nicht mehr so leichter Hand abzuweisen und niemand mehr in den Tod zu treiben zum Schaden ihrer eigenen Seele.

Wirklich legte sie von da an den Grund zu dem großen Reichtum, dessentwegen sie später in der Stadt eine so hohe Achtung genoß. Sie trieb keinen einzigen Edelmann mehr in den Tod und befolgte übrigens dabei mit so viel Meisterschaft die Gesetze der hohen Politik, daß sie in Beglückung der Untertanen dem König eine nicht unerhebliche Konkurrenz machte, ohne daß diesem auch nur eine Ahnung dämmerte. Er war übrigens so närrisch in sie verliebt, er würde ihr geglaubt haben, wenn sie ihm den Fußboden für die Decke und die Zimmerdecke für den Boden ausgegeben hätte, um so mehr, als der gute König, so lang er sich überhaupt in dem mehrfach genannten Schwalbennest aufhielt, fast ausschließlich in der horizontalen Lage verharrte, wobei dann die besagte Verwechslung nicht allzuschwer war, und in welcher interessanten und echt königlichen Haltung er nichts andres tat, als immer und immer wieder zu probieren, ob der zarte Stoff unter ihm sich auch wirklich nicht abnütze; aber der gute Mann nützte nur sich selber ab . . .

Obgleich die Schöne darauf bedacht war, ihre Gunst nur ganz Vornehmen zu schenken, deren Gewicht bei Hof etwas galt und sich dafür bezahlen ließ, wie wenn es eine königliche Gunst gewesen wäre, gab es doch Neidhämmel und abgewiesene Rivalen, die die Behauptung aussprengten, daß für zehntausend Taler ein simpler Edelmann das beste haben könne, was nur der König selber habe. Das war aber so falsch und unwahr, als etwas falsch und unwahr sein kann, denn in ihrem Zank mit dem oben genannten Touraner, der ihr eben dieses Gerede vorhielt, hatte sie mit Verachtung geantwortet, daß er denen, die ihm einen solchen Bären aufgebunden, sagen könne, „es seien nichts als Scheißkerle;“ sie habe es

gesagt, und sie habe nie jemand bei sich empfangen, der nicht vorher dreißigtausend hinterlegt hatte.

Der König selber war über das Gerede nicht wenig ärgerlich, aber über diese Verteidigung mußte er doch lächeln und behielt die allzu Billige und Willige noch eine kurze Zeit, teils aus Gewohnheit, teils um den giftigen Sticheleien die Spitze abzubrechen.

Aber das Fräulein von Brunsenhofen ruhte nicht, bis sie ihre Rivalin gestürzt sah.

Viele wären übrigens mit diesem Sturz sehr zufrieden gewesen. Sie wurde an einen jungen Edelmann verheiratet, den sie sehr glücklich machte; denn also unerschöpflich loderte das Feuer ihrer Liebe, daß sie gar manch einer Buhlerin und Nebenbuhlerin, die ebenso frisch war als sie selber welk, noch genug davon hätte abgeben können.

Doch damit habe ich dem Gang der Erzählung vorgegriffen. Als sie aber noch Königsliebchen war, und sich eines Tages in ihrer Sänfte durch die Straßen der Stadt tragen ließ, um all die tausend Kleinigkeiten, die zu ihrem Handwerk gehörten, wieder einmal im Vorrat einzukaufen: als da sind Bänder und Schnüre, Halskrausen und Pantöffelchen, Spezereien und güldene Haften . . . und in ihrer Schönheit und ihrem Schmuck so verführerisch aussah, daß die jungen Leute bei ihrem Anblick nicht anders meinten, als den Himmel offen zu sehen, da muß ihr zufällig nach langer Zeit, was meint ihr wer, begegnen?

Ihr armer Ehemann. Sie fuhr bei diesem Anblick zurück, wie wenn sie eine Viper gestochen hätte. Und seht, das heiße ich mir eine gute Ehefrau; eine andre hätte wahrlich den Kopf erst recht hoch getragen und weit her-

vorgestreckt, um Seiner Majestät von Ehemann ihre ganze Verachtung an den Tag zu legen.

„Was ist Euch, schöne Frau?“ fragte der Graf von Horschlitz, der sie ehrfurchtsvoll begleitete.

„Nichts wichtiges,“ antwortete sie, „aber da ist just mein Mann vorübergegangen, der Arme hat sich sehr verändert. Ehemals sah er aufs Haar einem Affen ähnlich, heute, scheint mir, gleicht er dem Bild des Hiob in seinem tiefsten Jammer.“

Der beklagenswerte Makler in dem Handelsgeschäft um Recht und Gerechtigkeit stand da wie versteinert; seine Frau hatte verführerisch ihren kleinen Fuß ein wenig aus der Sänfte hervorlugen lassen, und sein Herz hatte erbebt bei diesem Anblick. Er liebte seine Frau heftiger wie je.

„Der Umstand, daß er Euer Ehemann ist,“ sagte der Graf von Horschlitz als echter Höfling, „nimmt ihm ja nicht das Recht, Euch auf der Straße zu begegnen.“

Da mußte sie laut herauslachen. Ihr Mann aber, statt ihr einen Dolch in den Hals zu stoßen, brach bei diesem Lachen in bittre Tränen aus, und so schwer wurde ihm das Herz und so verlor er alle Besinnung, daß er fast einen armen Teufel über den Haufen gerannt hätte, der sich von der vorübergetragenen königlichen Schönheit kitzeln ließ wie von den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne.

Der Anblick dieser wunderbaren Blume, die man ihm ehemals als Knospe unter die Nase gehalten und die nun aufgeblüht war zu berauschendem Duft und Glanz gleich einer Märchenfee, machte den armen reichen Advokaten krank vor Schmerz und verliebter, als es menschliche Worte aussprechen können. Man muß einmal von

einer Geliebten bis zur Tollheit berauscht gewesen sein, ohne sie zu besitzen, um zu begreifen, was in der Seele dieses Manns vor sich ging; doch wird eine so heiße Leidenschaft wie die seinige, zu aller Zeit eine seltene Sache sein.

Er tat also bei sich einen heiligen Schwur, daß er Leben und Reichtum und Ehre daran geben wolle, um wenigstens einmal in den unverkürzten Besitz seines rechtmäßigen Eheweibs zu gelangen, und wenn er dabei seine Seele und alles verlieren solle. Die ganze Nacht tat er kein Auge zu und tausendmal sagte er sich's vor: „Ja, ich werde sie haben, ich bin ihr Ehemann! Bei allen Teufeln! Bei allen Engeln Gottes!" Und er schlug sich vor die Stirn und wälzte sich auf seinem Lager.

Es gibt aber in dieser Welt Zufälle, die von kleinen Geistern nicht geglaubt werden, weil sie fast wunderbar scheinen; indes die starken Köpfe keineswegs daran zweifeln, weil sie wissen, daß man dergleichen nicht erfinden könnte. Einen solchen wunderbaren Zufall erlebte unser Advokat just am andern Morgen nach der eben besprochenen Nacht. Da trat in seine Schreibstube einer seiner Klienten, der ein vornehmer und mächtiger Mann bei Hof war und Zutritt zum König hatte, so oft er wollte; dieser erklärte dem Advokaten, daß er ohne Aufschub zwölftausend Dukaten brauche, worauf der Mann im Pelzbarett zur Antwort gab, daß man zwölftausend Dukaten nicht eben auf der Straße auflesen könne, daß es nötig wäre, außer Bürgschaft und Sicherheit für die Interessen, einen Mann zu finden, bei dem die genannten zwölftausend Dukaten mit gekreuzten Armen gerade müßig säßen, daß einem ein solcher Mann nicht an jeder Straßenecke begegne, und was sonst die Herren Geldverleiher bei solchen Gelegenheiten für ein Geschmus zu machen pflegen.

„Ihr habt also wohl, gnädiger Herr," forschte der Advokat, „einen unbequemen Gläubiger, der Euch in die Enge treibt?"

„Gewiß, gewiß," antwortete der andre. „Und niemand anders will mich in die Enge treiben, aber daß Ihr mir kein Wort darüber piepst, als die Geliebte des Königs, und sie will dafür nur zwöftausend Dukaten außer meinem Schloß und Gut in Ruhschnappelshausen."

Bei diesen Worten erbleichte der Anwalt. In dem Höfling stieg eine Ahnung auf, daß er sich verplappert haben könne; er war erst aus dem Kriege zurückgekehrt und wußte nicht, daß das Königsliebchen einen Herrn Gemahl hatte.

„Was ist Euch?" fragte er den Advokaten.

„Ich habe ein wenig Fieber," antwortete der Wucherer, „aber sagt mir, wem habt Ihr das Geld und den Kontrakt zu übergeben, doch nicht ihr in Person?"

„Ihr ganz allein."

„Und Ihr habt keinen Unterhändler?"

„Oh doch," antwortete der Edelmann; „solche Kleinigkeiten und Bagatellen werden durch eine Zofe besorgt, die das geriebenste Kammerkätzchen ist, das man sich denken kann. O, die ist durch wie ein Sieb — oder wie ein Blasrohr, wenn Ihr lieber wollt. Und es wird schon etwas an ihren feinen Fingern hängen bleiben . . ."

„Ich weiß einen befreundeten Wechsler," erwiderte der Anwalt, „durch den Euch wohl geholfen werden könnte; aber keinen Finger will ich rühren und von den zwölftausend Dukaten sollt Ihr nicht einen roten Heller bekommen, außer Ihr sorgt dafür, daß die genannte Kammerzofe selber hierherkommt und den Preis für die wundersame alchimistische Retorte, die Blut in Gold verwandelt, selber in Empfang nimmt."

„So recht," sprach lachend der Edelmann. „Ihr werdet nicht vergessen, Euch die Quittung von ihr geben zu lassen."

Die Zofe kam zur festgesetzten Stunde und fand die Herren Dukaten bereits auf sie warten; schön geordnet wie Nonnen, die zur Vesper gehen, lagen sie da auf dem Tisch des Anwalts. Selbst ein verprügelter Esel hätte ihnen ein freundliches Gesicht gemacht, so schön und leuchtend waren sie, diese braven, edlen, jungen Gesellen.

Aber der Anwalt hatte dieses Schauspiel nicht für einen alten Esel berechnet, und das Kammerkätzchen, er hatte es so vorausgesehen, leckte sich bei ihrem Anblick das leckerne Züngchen danach, war mehr Kätzchen in diesem Augenblick als je, und sah das Gold mit Augen an — ihr könnt euch denken, mit was für Augen!

„Das soll alles Euch gehören," flüsterte ihr der betrogene Ehemann ins Ohr.

„Ah," wispelte sie, „so teuer bin ich noch nie bezahlt worden."

„Mein Schätzchen," sprach der Mann, „Ihr sollt das haben, ohne das, was Ihr meint. Einstweilen sagt mir eins: Euer Auftraggeber hat Euch wohl nicht meinen Namen genannt? So wißt, ich bin der richtige und wahrhaftige Ehemann der Dame, die sich der König zu seinem Vergnügen hält und die Eure Herrin ist. Bringt ihr diese Dukaten und kommt hierauf zurück, so will ich Euch zwölftausend andre vorzählen, und Ihr sollt mit meiner Bedingung zufrieden sein."

Die Zofe erholte sich rasch von ihrem ersten Erstaunen, sie war nur zum Sterben begierig, wie sie die zwölftausend Dukaten verdienen könne, ohne den Geldmenschen auch nur zu berühren, und ließ also mit ihrer Rückkunft nicht lange auf sich warten.

„Nun gib acht, mein Schätzchen," sagte der Ehemann, „hier sind zwölftausend Dukaten. Mit zwölftausend Dukaten aber, mußt du wissen, kauft man Landgüter, Menschen, Weiber und das Gewissen von wenigstens drei Pfaffen; so zweifle ich nicht, daß ich für diese zwölftausend Dukaten auch dich kaufen kann mit Leib und Seele und was dazu gehört. Und ich habe Vertrauen in dich, das Vertrauen eines Wucherers, der gibt, um zu erhalten. Höre also, was ich von dir verlange. Du wirst ohne Aufschub zu dem Edelmann gehen, der glaubt, daß er diese Nacht von meiner Frau erwartet wird und wirst ihm weismachen, daß er sich diesen Gedanken für heute abend aus dem Kopf schlagen und sein Pferd für diesmal in Gottes Namen in einem andern Stall einstellen müsse, da in der letzten Stunde der König sein Nachtmahl bei der Dame bestellt habe ... Dann wirst du dafür sorgen, daß ich die Nacht an seiner und des Königs Stelle sei."

„Aber wie?" fragte das Mädchen.

„Oh," antwortete er, „ich habe dich gekauft, dich und deinen Witz. Ich bin auch überzeugt, daß du die Dukaten nicht zweimal zu betrachten brauchst, ohne den Weg zu entdecken, der mich zu meiner Frau führt. Du wirst ohnedies dabei deine Seele nicht mit der geringsten Sünde belasten. Vielmehr wird es ein gottgefälliges Werk sein, zwei Eheleute zusammenzubringen, die sich ihre Hand gegeben haben vor dem Priester."

„Bei meiner Kleinen ... „ die wenigstens einmal klein war," sagte sie, „Ihr sollt Euch nicht geirrt haben. Kommt heute abend, nachdem alle Lichter ausgelöscht sind, und Ihr sollt Eures Weibes froh werden, vorausgesetzt, daß Ihr den Schnabel halten könnt, den Ihr ja zur Sache nicht notwendig braucht. Sie selber pflegt bei solchen

Gelegenheiten mehr zu kreischen als zu reden und alle Fragen mit ihrem Körper, der von großer Eloquenz ist, zu beantworten. Denn sie ist sehr schamhaft und haßt unsaubere Reden wie alle Damen bei Hofe ...“

„Brav,“ sagte der Advokat, „nimm die zwölftausend Dukaten, und ich verspreche dir noch einmal doppelt so viel, wenn ich, wie ein Dieb in der Nacht, mir nehmen kann, was mir gehört vor Gott und den Menschen.“

Sie besprachen dann miteinander genau die Stunde, die Gelegenheit des Ortes, was sie ihm für ein Zeichen geben wolle und alles, dann machte sich die Zofe auf den Weg, begleitet von den lustigen goldenen Groschen, die, einer nach dem andern, den Witwen, Waisen und auch andern Leuten mit den bekannten Advokatenkniffen aus der Tasche gelockt waren und die nun alle in die besagte alchimistische Retorte wanderten, in der alles, selbst euer Leben, schmilzt und sich verzehrt, wie es auch davon hergekommen ist.

Der Anwalt aber beginnt unverweilt seine Vorbereitungen, schabt sich den Bart, parfümiert und frisiert sich, zieht feine Wäsche an, enthält sich des Knoblauchs, um sich seinen Atem nicht zu verstänkern, stellt sich siebenundzwanzigmal vor den Spiegel und zupft an der Halskrause, kurz, tut alles, was so ein oberhofgerichtlicher Aktenmensch und Staubfresser nur tun kann, um sich das Äußere eines feinen Hofmanns zu geben. Er sucht die Allüren eines jungen Lebemanns nachzumachen, studiert einen leichten, tänzelnden Gang, sucht seinem scheußlichen Gesicht eine liebenswürdige Miene abzugewinnen; aber er hatte gut machen, er war und blieb der Mann der ewigen Schikane, der schmutzigen Prozesse und Prozeduren. Er war nicht so gewitzigt wie die schöne Wäscherin von Portillon, die eines Sonntags, als sie mit einem ihrer Geliebten Staat

machen wollte, ihr Geheimfach einer sorgfältigen Waschung unterzog und dann mit dem Finger ein wenig hineinfahrend und daran riechend . . . „Oho, Kleine,“ sagt sie, „du unterstehst dich, noch immer zu stinken! Gib acht, ich werde dir mit Lauge zu Leibe rücken.“

Unser Aktenritter hielt sich aber für den schönsten Knaben der Welt, obgleich er selber schlimmer stank, als seine schlimmsten Salbereien; mit einem Wort, er zog sich an wie der Frühling, obgleich es draußen Stein und Bein zusammenfror und machte sich auf den Weg nach der genannten Gasse zu den Schwalbennestern.

Man ließ ihn eine hübsche Zeit warten, doch als er schon dachte, daß er auf den Leim gegangen wäre, wie ein rechter Gimpel, — es war unterdessen vollends Nacht geworden, — kam die Zofe und öffnete endlich dem beglückten Ehemann das Haus des Königs. Oben angelangt, schob sie ihn hinter eine Tapetentür nahe bei dem Bett seiner Frau, die bald darauf erschien, vor dem Feuer des Herdes den ganzen Schmuck des Tages ablegte und sich mit einem Nachtgewand bekleidete, das mehr sehen ließ, als es verhüllte. Ein klaffender Spalt in seiner Tapetentür macht den Ehemann zum Zuschauer bei dieser geheimen weiblichen Operation. Die Dame aber, die sich mit ihrer Zofe allein glaubte, hatte tausend übermütige kleine Reden, wie sie bei solcher Gelegenheit den Damen über die Lippen springen.

„Bin ich heut' nicht zwanzigtausend Dukaten wert, ist das nicht gerade gut genug bezahlt für ein Schloß in Kuhschnappelhausen?“

Sie wies bei diesen Worten auf ihre Vorwerke, die starrten wie zwei Bastionen und noch manchen Sturm aushalten konnten, wie sie schon tausendmal furchtbar an-

gegriffen worden waren, ohne etwas von ihrer stolzen Aufrechtheit zu verlieren.

„Meine Schultern allein sind ein Königreich wert,“ sagte sie. „Ich bezweifle, ob der König ein paar so machen könnte. Aber, bei Gott, mein Handwerk fängt an, mir langweilig zu werden. Was zuviel ist, ist kein Vergnügen mehr.“

Das Zöfchen lächelte.

„Beim König,“ sagte die Dame, „ich wollte, Du wärst an meiner Stelle.“

Da lachte die Zofe laut heraus.

„Sprecht nicht zu laut, er ist da.“

„Wer er?“

„Euer Gemahl.“

„Welcher?“

„Euer Ehegemahl.“

Und das Kammerkätzchen, das gern die zwölftausend Dukaten gewann, aber auch die Gunst ihrer Herrin nicht verlieren wollte, erzählte ihr ins Ohr kichernd das ganze Abenteuer.

„Nun denn,“ antwortete leise die Frau Advokatin, „er soll was haben für sein Geld. Mag er fest gefrieren hinter seiner Tapete. Wenn er mich aber nur mit dem kleinen Finger anrühren darf, will ich meine ganze Schönheit verlieren und häßlich werden wie ein Nußknacker. Du mußt dich an meiner Stelle in mein Bett legen und es mag deine Sache sein, wie du die zwölftausend Dukaten verdienen willst. Sage ihm aber, daß er sich morgen früh beizeiten aus dem Staube mache, damit ich seinen Betrug nicht merke. Um ihn in seiner Täuschung zu erhalten, werde ich, kurz vor Tagesanbruch, den Platz mit dir tauschen.“

Der arme Ehemann fror, daß ihm die Zähne klapperten. Unter dem Vorwand, ein Stück Wäsche zu suchen, machte sich die Zofe in seinem Verschluß zu schaffen.

„Ihr müßt Euch schon ein wenig an Euren Aussichten erwärmen," sagte sie. „Die Gnädige legt sich für heute abend in Gala, Ihr sollt Euer Geld nicht zum Fenster hinausgeschmissen haben. Aber beißt die Zähne aufeinander und muckst mir nicht! Ich wäre verloren."

Endlich, als der Mann glücklich steif gefroren war, wurden die Lichter ausgelöscht, dann in wenigen Minuten erschien von neuem die Zofe, um der königlichen Geliebten zu melden, daß der Edelmann warte. Dann schlüpfte sie in das königliche Bett, die Dame aber, wie wenn es die Zofe wäre, entfernte sich aus dem Gemach.

Nun zögerte der Anwalt nicht, aus seinem kalten Loch hervorzutreten und unverweilt unter die Bettücher zu kriechen, wo er sich in allen Himmeln fühlte. Die Kammerfrau knickerte nicht für die zwölftausend Dukaten, und der gute Advokat war ganz erstaunt über den Überfluß in einem königlichen Hause zum Unterschied der kleinen und ängstlichen Ausgaben einer Bürgersfrau. Sie spielte ihre Rolle gut, die verschmitzte Zofe, sie regalierte den Federfuchser mit kleinen unterdrückten Schreien, die echt klangen, wenn sies auch nicht waren, wand und bäumte sich wie ein Karpfen auf dem Stroh und machte von Zeit zu Zeit ihr „ah", „ah", was sie jeder andern Rede überhob. Sie gab ihrem Advokaten so viel Rätsel auf, daß er bald einschlief und dalag wie ein Sack. Er hatte übrigens vorher, um ein Andenken an diese Nacht mit sich zu nehmen, seiner Frau, wie er meinte, in der Hitze des Geraufs ein Büschelchen Haare geraubt, ich weiß

nicht von welchem Ort, da ich nicht dabei war, und dieses Pfand hielt er krampfhaft zwischen den Fingern.

Am andern Morgen beim ersten Hahnenschrei vertauschte die Frau mit der Kammerfrau den Platz und stellte sich wie im tiefsten Schlaf, die Zofe aber gab dem Advokaten einen gelinden Nasenstüber:

„Es ist Zeit," tuschelte sie ihm ins Ohr, „nehmt Eure Siebensachen zusammen, schon blickt der Tag zum Fenster herein."

Der erste Blick des Manns war auf das Büschelchen Haare in seiner Hand.

„Wie merkwürdig," sagte er, „die sind ja blond und meine Frau ist schwarz."

„Was ist da zu verwundern," antwortete das Mädchen, „Ihr seid so gescheit und wißt alles, und nun wißt Ihr nicht einmal, daß ausgerissene Pflanzen welken und sich entfärben."

Mit diesen Worten schob sie ihn zur Tür hinaus und lachte hinter ihm drein wie eine Tolle.

Die ganze Geschichte blieb nicht lange geheim, und der arme Advokat, Schnäpper hieß er mit Namen, starb aus Kummer darüber, daß seine Frau, die so vielen gehörte, ihm allein unerreichbar war; sie aber, die man nur die schöne Schnäpper-Epepp nannte, verließ nicht lange danach den König und heiratete den obbemeldeten jungen Edelmann, einen Grafen von Butzen-Gimpelfingen. In ihren alten Tagen erzählte sie oft den Streich, den sie dem Advokaten gespielt, den sie, wie sie lachend sagte, nun einmal nicht riechen gekonnt.

Daraus können wir lernen, uns nicht an die Röcke einer Frau zu hängen, die nichts von uns wissen will.

Der Erbe des Teufels.

Zu Paris, an der Domkirche zu Unsrer Lieben Frau, war einmal ein alter Chorherr, der bei St. Peter am Ochsenmarkt ein eignes schönes Haus bewohnte. Dieser Chorherr war als einfacher Priester nach Paris gekommen, hungrig wie eine Kirchenmaus, nackt wie ein Degen, von der Scheide abgesehen. Aber er war ein schöner Mann, so einer, der bei den Weibsen, wenn es sein mußte, die Arbeit von drei andern versehen konnte, ohne sich zu erschöpfen oder schachmatt zu werden, und es dauerte nicht lange, so war er Lieblingsbeichtiger aller schönen Frauen am Hofe und sonst in der Stadt. Er wußte so gut wie Mephisto, aus welchem Punkt die Frauen auch an der Seele zu kurieren sind. Er war sanft mit den Traurigen, er tröpfelte Balsam in kranke Herzen, keine ließ er ohne Trost ausgehen. Verschwiegen war er wie eine Mauer. So wurde er immer berühmter und seine vornehme Kundschaft immer zahlreicher.

Natürlich fehlte es nicht an Eifersüchtigen, die ihm Übles nachredeten. Die Ehemänner liebten ihn wenig, die Kavaliere haßten ihn, aber da seine hübschen Beichtkinder den höchsten Ständen angehörten, wagte es die häßliche Verleumdung nicht, allzu laut gegen ihn aufzutreten.

Er genoß sogar, im Schatten seiner Soutane, eines besseren Rufs als die meisten seiner Confratres. In

seiner vergnügten Heiligkeit lebte er wie Gott in Frankreich, absolvierte drauf los, wie einer, den es nichts kostet, und wirkte sogar Wunder. Er verwandelte jahraus jahrein Weihwasser in den besten Wein, und selten wurde damals in Paris von frommen Damen ein Testament gemacht, dem nicht ein Kodizill zu seinen Gunsten anhing. Der heilige Mann hätte Erzbischof von Paris werden können; hätte er zum Beispiel einmal gesagt, eine Mitra muß doch schön warm geben, — gewisse Damen würden sich den Rang abgelaufen haben, sie ihm zu verschaffen. Aber er begnügte sich mit der bescheidenen Pfründe eines Chorherrn bei Unsrer Lieben Frauen Münster, weil er in diesem Amt seine hübschen Beichtkinder nicht zu vernachlässigen brauchte. Nur als er mit der Zeit schwach in den Hüften und gebrechlich wurde, — er hatte allmählich volle Sechzig auf dem Rücken —, erlahmte er in seiner Tätigkeit des Absolvierens und durfte die Zeit gekommen glauben, um sich auf dem süßen Bewußtsein einer langjährigen apostolischen Pflichterfüllung wie auf einem molligen Bett behaglich auszuruhen, um so mehr, als er, wie das gemeine Volk zu sagen pflegt, sein Schäfchen längst im Trocknen hatte. Er bemühte sich jetzt nur noch für die Damen vom höchsten Rang, so zwar, daß man bei Hofe oft scherzen hörte: trotz dem Eifer so manches jungen Kaplans sei der Beichtstuhl des Alten bei St. Peter am Ochsenmarkt immer noch die wirksamste Seelenbleiche für Hofdamen (deren diesbezügliche Wäsche, wie Vater Abraham a Santa Clara selig es fast ungalant ausgedrückt hat, nicht immer die sauberste sein soll).

So wurde der fromme Chorherr mit gutem Glück ein Neunzigjähriger, sein Haupt bedeckte der Winterschnee, seine Hände zitterten, aber er hielt sich noch immer, wenn er wollte, aufrecht wie ein Turm.

Für gewöhnlich saß er freilich in seinem Stuhl, er war ja genug in seinem Leben aufgestanden im Dienst der Kirche; aber er trank, so oft er Durst hatte, und aß wie ein Drescher. Das Reden hatte er sich fast abgewöhnt, nichtsdestoweniger sah er aus wie ein lebendiger Chorherr.

Weil er aber so die Unbeweglichkeit liebte, tagelang stumm blieb und trotz seines Alters die rosigste Gesundheit auf seinem Gesicht blühte, auch in Erinnerung an gewisse üble Nachreden wegen eines lasterhaften Lebens, die im unwissenden gemeinen Volk früher umgegangen waren, hatten einige schiefe Köpfe, Atheisten und ähnliches Gelichter, denen alle Heiligkeit ein Dorn im Auge ist, das ärgerliche Gerücht ausgesprengt, der wahre Chorherr sei längst tot und seine Seele dahingefahren, statt ihrer aber wohne seit länger als fünfzig Jahren der Teufel in dem dicken Leib des Pfaffen.

Ein wenig hatte man ja immer von ihm sagen gekonnt, daß er den Teufel im Leib habe, und so manche Schöne, die seine Absolution erfahren, hat es heimlich bei sich gedacht. Aber da nun offenkundig dieser Teufel, derjenige, den die schönen Beichtkinder im Sinne hatten, allmählich recht kleinlaut geworden war, hinfällig und apoplektisch wie der Chorherr selber, daß er sich auch um eine zwanzigjährige Königin nicht vom Fleck gerührt hätte, so gab es einige feine oder auch nur vernünftige Köpfe, besonders in bürgerlichen Kreisen, wo man bekanntlich das Gras wachsen hört, die nicht recht begreifen wollten, was der arme Teufel für ein Vergnügen dran finden könne, in dem faulen Gedärme des Chorherrn zu wohnen, in seiner Gestalt nach Unsrer Lieben Frauen Münster zu gehen und sich dort mit dem Rauchfaß und dem Weihwasserwedel vor der Nase herumfahren zu lassen.

Auf solche ketzerischen Zweifel erwiderten einige, daß der Teufel sich vielleicht bekehren wolle, und andre, daß er darum die Gestalt des Chorherrn angenommen habe, um die drei Neffen und Erben des frommen Manns zu prellen, die keinen Tag vergehen ließen, ohne nachzusehen, ob der Alte seine Augen immer noch nicht geschlossen habe; sie fanden sie aber immer offen und hell, und argwöhnisch wie Basiliskenaugen, worüber sie sich natürlich sehr freuten, denn sie liebten, wenn man sie hörte, in der Welt nichts so sehr, wie ihren lieben alten Onkel.

Von diesem aber erzählte ein altes Weib, daß er wahr und wahrhaftig der Teufel sein müsse. Ihre Überzeugung gründete sich auf folgenden Vorfall. Zwei dieser Neffen, der Advokat und der Hauptmann, geleiteten einmal nachts ohne Laterne oder Fackel ihren Onkel von einem Abendessen nach Hause, das der Halszuzieher ihm zu Ehren gegeben hatte, und ließen ihn, weil es dunkel war, über einen Haufen Steine hinstürzen, die man am Abend da abgeladen hatte, um dem heiligen Christoph eine Statue zu errichten. Es waren gar harte, scharfkantige Steine, die beiden Neffen liefen ganz bestürzt fort, um eine Laterne zu holen; als sie aber mit ihrer Leuchte zurückkamen, sahen sie zu ihrer höchsten Verwunderung den Onkel dastehen, fest und aufrecht wie ein Baumstamm. Er war in heiterster Laune, scherzte über den guten Wein des Advokaten und daß er doch noch feste Knochen haben müsse, wenn sie einen solchen Fall überstehen könnten, ohne aus dem Leime zu gehen. Die guten Neffen hatten nicht anders geglaubt, als ihn tot wiederzufinden. Ihre Hoffnung, den guten Onkel noch zu ihren Lebzeiten auf dem Schragen zu sehen, wurde durch diese Erfahrung beträchtlich verringert. Sie nannten ihn also nicht mit

Unrecht ihren guten Onkel, denn wahrhaftig, er war nicht von schlechtem Schrot und Korn. Böse Zungen behaupteten, jene Steine hätten dem Chorherrn den guten Rat ins Ohr geflüstert, in Zukunft lieber seinen eignen Wein, als den seiner Neffen zu trinken.

Von alledem ist so viel sicher und gewiß, daß der alte Chorherr, ob er nun der Teufel war oder nicht, nur noch selten aus dem Hause ging und sich alles eher einfallen ließ, als zu sterben, auch daß er drei Erben hatte, die er liebte wie sein Rheuma, seine Gicht, sein Zipperlein, sein Zahnweh und ähnliche liebenswürdige Gäste an der Tafel des Lebens.

Von diesen drei Erben war der eine der wildeste Landsknecht, der je einen Mutterleib durchbrochen hat. Er war schon mit Haaren auf den Zähnen zur Welt gekommen, er schmauste wie der Heide Goliath, und seine Wohnung war bei allen schlechten Weibsbildern, kurz, er war aus keinem schlechteren Teig gemacht als sein Onkel selber. In der Schlacht war er stets darauf bedacht, Hiebe und Stöße auszuteilen, aber selber keine zu bekommen, was ja doch das A und O aller Kriegskunst ist. Er scheute jedoch keine Gefahr, und wenn er auch keine andre Tugend hatte, die Tapferkeit konnte ihm niemand absprechen. Er war der Hauptmann von einem Fähnlein Landsknechte und sehr beliebt bei dem Herzog von Burgund, der sich den Teufel drum kümmerte, was seine Soldaten außerhalb des Dienstes trieben. Dieser Neffe des Teufels hieß mit Namen Sauleder; aber seine Gläubiger, als da waren Lombarden, Juden, Mastbürger und andre, denen er gelegentlich die Taschen erleichterte, nannten ihn den Gorilla, weil er ebenso schlau als fürchterlich war.

Er war außerdem etwas bucklig, und wehe dem, der dergleichen tat, diese Verunstaltung zu bemerken.



Der Gorilla und die Colotte.

Der zweite Neffe hatte, wie man zu sagen pflegt, die Rechte studiert, das heißt die Kunst, wie man Unrecht in Recht verdreht und umgekehrt. Er hatte durch die Protektion seines Onkels eine Advokatenstelle am Oberhofgericht erhalten und machte den Rechtsbeistand aller der Damen, deren Seelenbeistand ehemals der Chorherr gewesen war. Er hieß allgemein der Halszuzieher, aber das war nur ein Spitzname, mit seinem wahren Namen hieß er Sauleder wie sein Bruder. Er hatte einen schäbigen, windschiefen Körper, ein eingefallenes fahles Gesicht und eine Physiognomie wie ein Wiesel. Immerhin war er einen halben Groschen mehr wert als der Hauptmann, und ein Quentchen Liebe für seinen Onkel konnte man ihm nicht absprechen. Nur in den letzten Jahren war das vollends ganz eingetrocknet. Aus Dankbarkeit besorgte er aber die Geschäfte seines Onkels und versäumte dabei nicht, aus der Erbschaft im voraus so viel Saft herauszupressen, als nur möglich war.

Die beiden Brüder sahen sich leider genötigt, nach Sitte und Herkommen, nach Recht und Gerechtigkeit den Brocken mit einem Dritten zu teilen, einem armen Vetter, einem Schwestersohn des Chorherrn, den dieser wenig liebte, und der auf dem Lande, draußen bei Sankt Krispin, aufwuchs, wo er die Schweine hütete.

Dieser bäuerliche Viehhüter wurde nun von den beiden Brüdern in die Stadt gerufen und dem Onkel zur Bedienung ins Haus gegeben, in der Berechnung und Hoffnung, daß er durch seine Eseleien, Schweinereien und Tölpeleien den Chorherrn mit Leichtigkeit dahin brächte, ihn aus seinem Testament zu streichen.

Seit einem Monat ungefähr wohnte der arme Stoffel, wie der Viehhüter hieß, als einziger Hausgenosse bei dem

alten Onkel, und so ungelehrt er war, begriff er doch, daß es fast vorteilhafter und leichter sei, einen alten Chorherrn zu hüten als eine Herde Schweine. Mit großer Schlauheit spielte er den Demütigen und Ergebenen gegen seinen Onkel und machte sich zum Stab und zur Stütze seines Alters. Er sagte „Helf Gott", wenn er nieste, „Zur Gesundheit", wenn er rülpste, und „Wohl bekomm's" oder „G'segens Gott", wenn etwas anderes an ihm lautbar und ruchbar wurde. Er gab, wenn es regnete, auf die Katze acht, daß sie nicht naß wurde, war zu jeder Zeit voll Aufmerksamkeit auf jedes Wort des Alten und ertrug mit Lammsgeduld sein ewiges Gehuste, Gezänke und Gestänke. Er versicherte dem „alten Swinegel", er sei der schönste Chorherr von der Welt, und der Onkel, den man nicht mit der Nase auf seinen Vorteil zu stoßen brauchte, plagte den armen Stoffel, so viel nur in seinen alten Kräften stand, ließ ihn um sich herumtanzen wie einen Kreisel und belustigte ihn von früh bis spät mit seinem ewigen „Stoffel geh her!" „Stoffel geh weg!" „Stoffel komm wieder!"

„Der Tölpel wird mich unter die Erde bringen," klagte der Chorherr bei seinen Neffen. Als der Stoffel das hörte, gab er sich noch mehr Mühe, es dem Onkel recht zu machen; er spitzte die Ohren wie ein Schäferhund, aber er hatte nun einmal einen Hintern wie zwei Kürbisse, plumpe Glieder und breite Schultern, kurz, mehr von der Art eines schwerfälligen Silen, als eines leichtfüßigen Zephirs. Im übrigen war er ein frommes Gemüt, nichts machte ihm einen Kummer, also wurde er immer dicker und fetter, lang vor der fetten Erbschaft.

Eines Abends unterhielt sich der Onkel mit ihm über den Teufel, der mit tausend Qualen und Ängsten

die armen Seelen martert und die Verdammten am ewigen Feuer röstet. Da machte der gute Stoffel zwei Augen, so groß wie Pflugsräder und lachte ganz albern, das sollte heißen, daß ihm dieser Glaube schlecht einging.

„Du bist also kein Christ?“ fragte der Chorherr.

„Warum nicht gar,“ antwortete der Neffe, „bin ich nicht Michel-Christoffer getauft?“

„Nun also: da es einen Himmel gibt für die Guten, muß es da nicht eine Hölle geben für die Bösen?“

„Wieso, Herr Onkel? Der Teufel ist in der Welt Gottes so unnötig wie ein Kropf. Sagt doch selber, lieber Onkel, wenn Ihr hier in Eurem Hause einen nichtswürdigen Kerl hättet, der Euch alles drunter und drüber brächte, würdet Ihr ihn nicht hinausschmeißen?“

„Und wie ich ihn hinausschmeißen würde!“

„Nun seht, Herr Onkel, da wäre ja der liebe Gott selber ein dummer Teufel, wenn er in seiner Welt, wo er alles so herrlich und schön gemacht hat, den Teufel herumwirtschaften und sich sein schönes Werk von ihm verderben und verschmutzen ließe. Also, ich kann nicht an den Teufel glauben, wenn ich an den lieben Gott glauben soll. Ich möchte ihn einmal sehen, diesen Herrn Teufel. Oh, ich hätte keine Angst vor ihm.“

„Wenn ich das gewiß wüßte,“ antwortete der Chorherr, „da bräuchte mir nicht bange zu sein wegen der Sünden meiner Jugend, wo ich manchmal etwas allzu verschwenderisch absolviert habe.“

„Wenn es nur darum ist, könnt Ihr sündigen, soviel Ihr wollt.“

„Und dir ist gar nicht angst, Christoph, so frech den Teufel abzuleugnen?“

„Bei Gott,“ rief der Stoffel, „ich kümmere mich um den Teufel so viel wie um eine hohle Nuß.“

„Du wirst bestraft werden für deinen Unglauben.“

„Keineswegs. Der liebe Gott wird mich schon gegen den Teufel zu verteidigen wissen; er ist gewiß nicht so einfältig, als wie ihn die Gelehrten hinstellen.“

Über diesen Worten traten beide Neffen ein; sie hörten am Ton der Stimme, daß der Chorherr den Stoffel nicht allzu sehr haßte und daß er sich über den Tölpel von Bauern nur beklagt hatte, um ihr Mißtrauen einzuschläfern und sie heimlich auszulachen. Sie wechselten verständnisvolle Blicke.

Da sie aber ihren Onkel in so guter Laune sahen, wollten sie ihn auf die Probe stellen.

„Angenommen,“ sagten sie, „Ihr würdet Euer Testament machen, lieber Onkel, wer bekäme da Euer Haus?“

„Der Stoffel,“ antwortete der Chorherr verschmitzt.

„Und die Hypothek in der Dionysenstraße?“

„Der Stoffel.“

„Und den Meierhof zu Sankt Krispin?“

„Der Stoffel.“

„Der Stoffel, der Stoffel! Dieser Stoffel wird also alles erhalten?“ platzte der Hauptmann grob heraus.

„Nein,“ antwortete der Chorherr lächelnd, „wer der schlaueste von Euch ist, der wird mein Erbe sein.“

Und der verschmitzte Chorherr warf dem Stoffel einen vielsagenden Blick zu, dem darüber ein Licht aufging, das an Klarheit nichts zu wünschen übrig ließ. Der Advokat und der Hauptmann ließen es sich ebenfalls gesagt sein. Sie machten ihre Katzbuckel und verließen das Haus.

„Was meinst du von diesem Stoffel?“ fragte der Halszuzieher den Gorilla.

„Ich meine, ich meine," sagte der Landsknecht grollend, „ich meine, ich werde ihm in der Straße auflauern und ihm unversehens seinen Kopf vor die Füße werfen; er kann ihn ja wieder aufheben, wenn er Lust dazu spürt."

„Holla," sprach der Advokat, „du hast eine eigne Art, Köpfe abzuhauen. Jedermann wird sagen: Das war der Sauleder. Ich habe einen andern Plan. Ich will ihn zum Abendessen einladen, und nachher wollen wir Sacklaufen spielen. Wir lassen uns in Säcke einnähen und wetten, wer so am besten gehen kann; wenn der Stoffel erst eingenäht ist, werfen wir ihn in die Seine. Er kann dann schwimmen, wenn's ihm darum ist."

„Das will überlegt sein," antwortete der Gorilla.

„Ist längst überlegt," erwiderte der Advokat.

„Einverstanden!" sprach der Kriegsmann, „aber es ist nötig, daß wir zusammenhalten wie die zwei Beine an einem Rumpf, denn wenn du fein bist wie Seide, so bin ich hart wie Stahl, mein Einfall ist nicht weniger wert als der deine, hörst du?"

„Gut, abgemacht, aber wie soll er denn nun umkommen, durch das Schwert oder durch den Sack?"

„Du tust ja, als ob wir einen König ermorden wollten. So viel Gerede um einen Tölpel von Schweinehirten. Machen wir aus, daß derjenige zwanzigtausend Francs an der Erbschaft vorausbhaben soll, der von uns beiden am raschesten ist zur Tat. Ich werde ihm also sagen: Heb' deinen Kopf auf, du Tölpel!"

„Und ich: Schwimme, mein Freund." Und der Advokat lachte wie ein offener Hosenlatz.

Dann gingen sie zum Nachtessen, der Hauptmann zu seinem Weibsbild, der Advokat zu der Frau eines Goldschmieds, deren Geliebter er war.

Wer aber war wie aus den Wolken gefallen? Der Stoffel. Denn obwohl die beiden Vettern drunten auf dem Platz zusammen gesprochen hatten, und kaum lauter, als man in der Kirche zu sprechen wagt, hatte der Stoffel doch alles gehört, entweder, weil die Worte zu ihm hinauf- oder weil seine Ohren zu den Worten heruntergestiegen waren.

„Hört Ihr, Herr Onkel?"

„Ja," antwortete der, „ich höre das Holz, das im Feuer schwitzt und knistert."

„Und ich," antwortete Stoffel, „wenn ich auch nicht an den Teufel glaube, so glaube ich doch an den heiligen Michael, meinen Schutzengel. Er ruft mich, ich folge ihm."

„Geh', mein Sohn," antwortete schelmisch der Chorherr, „aber nimm dich in acht, daß du nicht ins Wasser fällst oder deinen Kopf verlierst."

Diese Worte verwunderten den Stoffel; er machte sich aber unverzüglich auf den Weg, denn er hatte dem Tod den Rang abzulaufen.

Er kannte die Schliche des Advokaten, oft genug hatte sich dieser vor dem Onkel mit der schönen Goldschmiedin gerühmt. Stoffel erinnerte sich aller Einzelheiten seiner Erzählungen; er eilte also unverzüglich nach der Tuchmachergasse bei der neuen Brücke, wo der Goldschmied um diese Zeit bei seinem Gevatter, dem Tuchhändler Cornelius, zu Abend zu essen pflegte. Nachdem er an die Tür geklopft und denen hinter dem Gitter geantwortet hatte, daß er dem Goldschmied eine wichtige und eilige Botschaft auszurichten habe, wurde ihm aufgetan. Er winkte den lustigen Goldschmied von den Freuden der Tafel hinweg in eine Ecke des Saals.

„Guter Freund," sagte er zu ihm, „wenn Ihr wüßtet, daß ein lieber Nachbar Euch die bekannten Zinken auf

die Stirn pflanzte — ihr werdet wohl wissen, daß ich nicht von den Zacken einer Königskrone rede — und wenn man Euch den übereifrigen Freund gefesselt überlieferte, Ihr würdet Euch gewiß nicht besinnen, ihn in den Fluß zu schmeißen."

„Ganz richtig," antwortete der Goldschmied; „aber wenn Ihr etwa Schindluder mit mir treiben wollt, so kann es Euch teuer zu stehen kommen."

„Ich meine es gut mit Euch," erwiderte der Stoffel, „kommt mit hinüber in Euer Haus, und wenn Ihr den Advokaten Sauleder nicht bei Eurer Frau findet, so könnt Ihr darauf rechnen, daß er in der Kammer in dem großen Schrank steckt, wo Ihr die alten Kleider aufzuhängen pflegt. Wenn Ihr mir den Schrank verkaufen wollt, so will ich mich mit einem Karren bei der Brücke halten und Eurer Befehle gewärtig sein."

Der Meister Goldschmied nahm Mantel und Barett, verabschiedete sich auf französisch — natürlich, er war ja ein Pariser — und lief nach seinem Haus, wie eine vergiftete Ratte nach ihrem Loch. Er kommt an, er klopft; man öffnet, er tritt ein, er rast die Stiege hinauf, er findet zwei Gedecke auf dem Eßtisch, er hört im Nebenzimmer den Schrank verschließen und er sieht seine Frau ihm entgegenkommen, mit einem Gesicht, wie wenn sie kein Wässerlein trüben könnte.

„Lieber Schatz," sagt er, „da sind zwei Gedecke."

„Natürlich," antwortet sie unschuldig, „sind wir nicht zwei?"

„Nein, wir sind drei," antwortet er.

„So kommt der Herr Gevatter zum Nachtessen?" sagte sie lächelnd und mit einer Miene der vollkommensten Unschuld.

„Nein,“ erwiderte er, „ich meine den Gevatter da drin im Schrank.“

„In was für einem Schrank,“ fragte sie, „Ihr seid wohl nicht recht bei Trost? Wo ist denn ein Schrank? Seit wann packt man denn seine Gevattersleute in Schränke? Bin ich etwa die Frau danach, die die Gevattersleute schränkevollweise im Haus hat? Ihr müßt verrückt geworden sein, daß Ihr einen Schrank für einen Gevattersmann haltet. Ich kenne keinen andern Gevatter, als den Meister Cornelius, den Tuchmacher und keinen andern Schrank, als den in unsrer Schlafstube, wo wir unsre Kleider aufbewahren.“

„Liebe Frau,“ erwiderte darauf der Goldschmied, „es gibt gar böse Leute in dieser Welt, und denke dir, da ist mir vorhin ein Kerl in den Weg gelaufen und hat mir gesagt, ich solle doch einmal in unserm Schrank im Schlafzimmer nachsehen, ich werde da unsern Freund, den Advokaten, drin finden.“

„So ein Lump,“ rief die Frau, „sollte man meinen, daß es Menschen gibt, die eine Freude dran haben, andrer Leute Häuslichkeit in Wirrwarr zu bringen.“

„Zum Glück kenne ich dich, mein Liebchen,“ entgegnete der Meister, „und du bist mir lieber, als zehn alte Schränke. Da soll kein Hader zwischen uns kommen; der Mann, der mich aufgehetzt hat, ist ein Milchhändler, ich will ihm den Schrank verkaufen, daß er mir aus den Augen ist, das dumme Möbel könnte mir gelegentlich böse Gedanken machen. Ich würde immer versucht sein, nachzusehen, ob kein Gevatter drin steckt. Da will ich mir lieber zwei kleinere dafür kaufen, wo man allerhöchstens ein siebenjähriges Kind hineinstecken kann. Auf diese Weise werden

wir am besten die bösen Mäuler stopfen, die deine Tugend verleumden möchten."

„Tut, wie Ihr sagt," antwortete die Frau, „mir liegt gar nichts an dem alten Schrank, er ist auch zufällig ganz leer. Unsre Sachen sind beim Schneider zum Ausbessern, Ihr könnt ihn morgen in aller Frühe wegschaffen lassen. Und jetzt, denke ich, wollen wir zu Abend essen."

„Nicht so schnell," war seine Antwort, „es wird mir besser schmecken, wenn der verfluchte Schrank erst aus dem Hause ist."

Die Frau lachte:

„Es scheint allerdings, daß das verdammte Möbel leichter aus dem Haus, als aus Eurem Kopf herauszubringen ist."

Der Meister rief laut auf den Boden hinauf: „Holla, Gesellen und Lehrbuben!"

In weniger als einem Augenblick waren seine Leute auf den Beinen. Sofort wurde der Schrank gepackt und nach der Stiege getragen. Dabei kam der unglückliche Rechtsverdreher zufällig auf den Kopf anstatt auf die Beine zu stehen, und weil er solche Turnübungen nicht gewöhnt war, scharrte er unwillkürlich mit seinen Stiefeln an den Wänden.

„Der arme Schrank," sagte die Frau, „er kracht in allen Fugen."

„Es tut ihm weh, daß er weggetragen wird," sagte der Mann, „er hatte sich so an Euch gewöhnt."

Ohne weiteren Widerspruch ließ sich der Schrank die Stiege hinuntergleiten.

„Holla, Mann mit dem Karren," rief drunten der Goldschmied.

Und Stoffel, von den Gesellen und Lehrbuben unterstützt, machte sich daran, den Schrank aufzuladen.

„Autsch, autsch," rief drinnen der vom Hofgericht.

„Meister, der Schrank spricht," rief ganz erschrocken ein Lehrbub.

„Französisch oder spanisch?" fragte der Meister und gab dem Buben einen Tritt vor den dünnen Hintern, der zum Glück nicht von Glas war. „Es ist nicht gut, wenn einer das Gras wachsen hört; wenn aber einer einen Schrank sprechen hört, das ist noch schlimmer."

Dann führte der Stoffel, vom Goldschmied unterstützt, den Schrank zum Flußufer hinunter, ohne auf die laute Beredsamkeit des verhexten Holzes im geringsten acht zu geben.

Am Ufer beschwerten sie den Schrank mit mächtigen Steinen und warfen ihn ins Wasser.

„Schwimme, mein Freund, schwimme," rief Stoffel und klatschte in die Hände, während der Schrank sich drehte und dann untertauchte.

Nachdem dieses Geschäft glücklich beendigt war, machte sich Stoffel auf nach dem Sankt Landoringäßchen, nahe beim Münster Unsrer Lieben Frau. Er suchte dort nach einem gewissen Hause, erkannte es auch alsbald und fing an, heftig an die Tür zu pochen.

„Öffnet," rief er, „im Namen des Königs, öffnet!"

Auf sein Rufen hin erschien unter der Tür ein weißbärtiger Greis, der niemand anders war als der berühmte Wucherer Nathanael.

„Mich schickt der Profoß," sagte der Stoffel, „er läßt Euch auffordern, diese Nacht wohl auf Eurer Hut zu sein. Er wird selber das Seinige tun. Der Bucklige, der Euch bestohlen hat, ist wieder in der Nachbarschaft gesehen

worden. Wenn Euch also Euer Geld lieb ist, woran kein Christ zweifelt, so haltet Euch wach und in Waffen."

Nach diesen Worten machte sich der Stoffel davon. Er eilte nun nach der krummen Furtgasse in der Antonivorstadt, wo der Hauptmann Sauleder im Haus zur Lilienkron sich ein Fest gab mit der kleinen Lolotte, dem schönsten und begehrtesten Mädchen dieser Art in ihrem Viertel. Wie keine verstand sie die Kunst, Schweinereien als Leckerbissen einzumachen und um harte Taler loszuschlagen. Und was für Schweinereien! Verwegen war sie und schamlos, wie nur ein Weib, das keine andre Tugend mehr hat als die Frechheit.

Der gute Stoffel hatte nur eine Sorge, er könne entweder das Haus der Lolotte nicht finden oder das liebliche Paar möchte nicht mehr wach sein, wenn er ankam. Aber ein guter Engel fügte alles nach seinem Wunsch. Als er in die krumme Furtgasse einbog, sah er alle Fenster beleuchtet und überall streckten sich Köpfe heraus mit Nachtmützen und Nachthauben, Männer und Weiber, alte und junge, wie sie gerade aus dem Bett gesprungen waren; man hätte glauben können, es solle bei Fackelschein ein Dieb gehängt oder sonst ein Missetäter hingerichtet werden.

„Was ist denn los?" fragte der Stoffel einen Bürger, der mit einer Hellebarde unter seiner Türe stand.

„Oh, nichts," antwortete der gute Mann, „wir glaubten schon, die Armigniaken seien in die Stadt eingebrochen, aber es ist nur der Sauleder, der die Lolotte durchbläut."

„Wo?" fragte Stoffel.

„Dort drüben in dem schönen Hause, wo Ihr über der Tür die Lilienblüt' gemeißelt seht. Hört Ihr das Geschrei der Hausknechte und der Kammerzofen?"

Aus dem Hause drang ein gräßliches Geheul. Man hörte die Schläge niedersausen, und der Sauleder mit seiner fetten Stimme schrie: „Du mußt hin sein, du Luder! Was, Geld willst du von mir? Da hast du.“ Und dann hörte man die Lolotte stöhnen.

„Hilfe, Hilfe!“ rief sie, „er bringt mich um“. Dann ein letzter schwerer Schlag, dann das dumpfe Hinstürzen eines weichen Körpers, dann plötzliche Stille.

Stoffel stieg mit dem Hausgesinde die Stiege hinauf. Droben vor dem Saal machte er Halt. Da war ein Durcheinander von zerbrochenen Flaschen, zerrissenen Tapeten, das ganze beschmutzte Tischtuch mit allen Schüsseln und Tellern lag am Boden.

Der ehemalige Schweinehirt, kühn wie ein Mann, der entschlossen ist, alles an einen Zweck zu setzen, riß die Tür auf, die zum Schlafgemach der schönen Lolotte führte. Das Weibsbild lag am Boden auf einem blutübergossenen Teppich; sie war scheußlich zugerichtet, die Haare wirr und verzerrt, die weißen Brüste im Staub und Schmutz des Bodens gebettet. Der Sauleder stand verwirrt daneben, er war auf einmal ganz kleinlaut geworden, er machte die Augen größer auf als den Mund.

„Auf! mein liebes Lolottchen,“ sagte er endlich, „spiel nicht die Tote, komm, laß dich aufheben. Tot oder lebendig bist du entzückend, du Luder, zum Fressen bist du!“

Mit diesen Worten hob er sie vom Boden auf und warf sie auf das Bett. Sie fiel hin, steif und regungslos, wie der Körper eines Gehenkten. Da dachte der Landsknecht, daß es Zeit seit, sich rechtzeitig aus dem Staub zu machen, um nicht selber gehenkt zu werden; doch fiel ihm, da er die Weiber kannte, noch eine List ein.

„Armes Colottchen," sagte er, „wie hab' ich nur ein so gutes Kind, das ich so sehr liebte, so zurichten können. Ich habe sie wahrhaftig getötet, es ist kein Zweifel mehr. Nie, so lange sie lebte, sind ihr die weißen Brüstchen so elend am Körper heruntergehangen. Wie zwei leere Beutelchen, mit einem armen, roten Heller darin, hängen sie ihr an den Seiten."

Bei diesen Worten öffnete die schöne Colotte ein wenig das Auge und schielte nach ihrer Brust; sie war weiß und fest wie Marmor. Da kam ihr mit einem Ruck das Leben wieder, sie sprang auf wie eine Furie, und ehe der Hauptmann Sauleder sich's versah, hatte er eine Ohrfeige weg, die nur so schallte. Die Colotte lachte.

„Die Toten, die sich nicht wehren können, soll man nicht verleumden."

„Mein liebes Bäschen," fragte Stoffel mitleidig, „wie hast du es nur angestellt, um ihn so in Wut zu bringen?"

„Wie ich's angestellt habe? Morgen früh kommen die Gerichtsknechte, um mir das Bett unterm Hintern wegzunehmen, und er, der so wenig Geld im Beutel hat, wie Tugend in seinem Herzen, schäumte vor Wut, weil ich einem hübschen Junker gefällig sein wollte, der mich allein aus den Klauen des Gerichts erretten könnte."

„Schweig," rief der Hauptmann, „oder ich werde dir alle Knochen im Leib zerbrechen."

„Langsam, langsam," rief der Stoffel, den der Sauleder erst jetzt erkannte, „wenn es nichts weiter ist, da kann geholfen werden. Ich bringe Euch eine ganz beträchtliche Summe."

„Wo, wo ist sie?" rief der Hauptmann begierig.

„Hört! Wenn einige dreißigtausend Taler heute nacht unter einem alten Birnbaum irgendwo zusammen-

kämen, würdet Ihr nicht so mitleidig sein und sie in die Tasche stecken, damit sie keinen Schnupfen bekommen?"

„Stoffel," rief der Hauptmann, „ich erwürge dich wie einen wütigen Hund, wenn du dich lustig über mich machst, und ich küsse dich, wo du es nur haben willst, wenn du mich sofort und unverweilt in die ehrwürdige Versammlung dieser dreißigtausend Taler führst. Ich will auch ohne alle Gewissensbisse einigen guten Bürgern die Gurgel abschneiden, wenn sie so unvorsichtig sein sollten, mir in den Weg zu treten."

„Ihr sollt dabei noch nicht einmal eine Nachtmütze totstechen," erwiderte Stoffel, „aber hört nun den Fall: Ihr kennt den alten Juden bei Unsrer Frauen Münster, nicht weit von der Wohnung unsres Onkels. Seine Hausmagd ist mein Feinliebchen und so weiß ich aus bester Quelle, daß der Mann heute morgen verreist ist, nachdem er unter einem Birnbaum in seinem Garten eine ganze Masse Gold verscharrt hat. Er war überzeugt, daß nur die Engel des Himmels ihm bei seinem Geschäft zuschauten. Aber die genannte Dirne war die Nacht von Zahnweh geplagt und stand gerade an der Luke ihrer Dachkammer, um sich die heiße Backe an der frischen Luft zu kühlen; so belauschte sie, ohne es zu wollen, die Morgenandacht des berühmten Wucherers. Brühwarm hat sie mir ihre Neuigkeit zugetragen. Schwört, daß ich meinen Teil erhalten soll, wie es unter Vettern recht und billig ist, so will ich Euch meine Schultern leihen, mit deren Hilfe Ihr die Gartenmauer erklettern könnt. An dem Birnbaum, der sich an die Mauer anlehnt, könnt Ihr auf der andern Seite hinunterklettern. Und nun, werdet Ihr noch einmal sagen, daß ich ein Dummkopf und ein Tölpel bin?"



. . . selbst ihre Füße gaben keinen Laut mehr.

„Bei Gott nicht,“ entgegnete der Hauptmann, „du bist mein ganz liebwerter Vetter und ein Ehrenmann obendrein; wenn du je einen Feind hast, dem du das Lichtlein ausgeblasen haben möchtest, siehe, ich bin bereit, meinen besten Freund für dich zu töten. Ich will auch nicht mehr dein Vetter heißen, sondern dein Bruder. — Holla, Schätzchen,“ rief er Colotte zu, „decke uns von neuem den Tisch und wasche dein Blut ab, es gehört mir, ich will dir's bezahlen und will dir's tausendfach ersetzen. Laß vom Besten zapfen, beruhige die aufgescheuchten Vögel im Haus, zieh' ein frisches Hemdchen an und sei lustig. Sei lustig, ich will es so! Sorge für was Gutes in die Schüssel und fahren wir mit unsern Nachtgebeten fort, da, wo wir aufgehört haben. Morgen früh sollst du reicher sein als die Königin. Jetzt will ich meinen Vetter bewirten. Holla he, Küfergesellen, Küchenjungen, Laufburschen, auf die Beine, ich habe Lust, das ganze Haus zum Fenster hinauszuwerfen; es wird uns morgen früh doch zehnfach wieder hereinkommen.“

In weniger Zeit, als ein Pfaff braucht, um sein Dominus vobiscum zu sagen, verwandelte sich alles Wehgeheul des Hauses in Lachen, so wie sich vorher alles Lachen in Wehgeheul verwandelt hatte. Das ist so das eigentümliche dieser Häuser; Mord und Totschlag sind hier nur ein Gewürz der Liebe; je mehr Gefahr, je mehr Lust. Freilich, unsre Damen mit den hohen Stehfallumkrägen haben davon keine Ahnung.

Der Hauptmann Sauleder machte einen Freudenlärm wie eine ganze Klasse Schulbuben, wenn die Schule aus ist. Er war unermüdlich, dem Vetter einzuschenken, und dieser trank, wie ein Bauer wo's nichts kostet. Er spielte glücklich den Besoffenen; er lallte, morgen wolle

er Paris kaufen, wolle er dem König hunderttausend Taler leihen, wolle er seine Schweine mit Gold füttern. Mit einem Wort, er schwatzte so verrücktes Zeug, daß es der Hauptmann endlich für an der Zeit hielt, die Teller zu lassen und sich nach den Talern umzusehen. Also machte er sich mit ihm auf den Weg, in der besten Absicht, nach dem Raub und der Teilung ein wenig die Eingeweide des guten Stoffels zu durchsuchen, ob er nicht einen riesigen Schwamm im Magen hätte; denn anders war's nicht zu denken, wie er fast ein halbes Stückfaß des besten Heurigen hatte schlucken können, ohne zu platzen. Auf dem langen Weg sprachen sie über die theologischen Streitfragen des Tags, die sie, man kann sich denken, mehr verwirrten als aufklärten. Und endlich wurden sie stumm, selbst ihre Füße gaben keinen Laut mehr, sacht und sorgfältig schlichen sie sich nach der Gartenmauer, hinter welcher etwas ganz andres auf sie wartete als die Taler des reichen Juden. Der wiederholt genannte Sauleder erstieg die breiten Schultern Stoffels und schwang sich von hier auf den bekannten Birnbaum, als ein Mann, bei dem Mauern zu erstürmen zum Handwerk gehört. Aber der fromme Nathanael, der ihm auflauerte, versetzte ihm einen gut gezielten Hieb in den Nacken und wiederholte denselben dreimal so geschickt und mit solcher Wucht, daß nach dem dritten Schlag der Kopf des Sauleders auf die Erde rollte, nicht ohne noch vorher die Stimme seines Vetters gehört zu haben, der ihm zurief: „So heb' doch deinen Kopf auf, mein Freund!“

Darauf dachte der großmütige Stoffel, in dem die Tugend so eklatant ihre Belohnung erhielt, daß es gescheit wäre, sich jetzt nach dem Hause des guten Chorherrn aufzumachen, wo unterdessen die Erbschaftsfrage sich mit der



„So heb doch deinen Kopf auf, mein Freund."

Gnade Gottes ganz wunderbar vereinfacht hatte. Also machte er sich mit großen Schritten auf den Weg nach Sankt Petri am Ochsenmarkt, und nicht lang, so schlief er wie ein Neugeborner auf seinem Strohsack, als ob es in Ewigkeit keine Vettern auf der Welt gegeben hätte. Am andern Morgen aber erhob er sich nach Art der Hirten und Bauern mit dem Aufgang der Sonne und begab sich nach dem Zimmer seines Onkels, um sich zu erkundigen, ob er kein Blut spucke, ob er keinen Hustenanfall gehabt, ob er überhaupt gut geschlafen habe. Aber ein alter böser Kauz von Haushälterin sagte ihm, der Chorherr sei zur Mette gegangen, weil man das Fest des heiligen Kriegsmanns Mauritius feierte, des vornehmsten Patrons von Unsrer Lieben Frauen Münster, und weil zu diesem Tag das ganze Kapitel beim Erzbischof von Paris zur Tafel geladen war.

„Der Chorherr muß nicht mehr recht bei Sinnen sein," dachte Stoffel, „um sich in so früher Morgenluft einer Erkältung auszusetzen. Wenn er sich mit Gewalt umbringen will, mir kann's recht sein. Ich will ihm aber unterdessen ein gutes Feuer anzünden, an dem er sich erholen kann bei seiner Heimkehr."

Der gute Stoffel ging also nach dem Saal, wo sein Onkel sich für gewöhnlich aufhielt, aber wie erschrak er! Denn hier saß, leib und leibhaftig, auf seinem gepolsterten Ledersessel niemand anders als der Chorherr.

„Aber was hat denn die alte Kathrein gefabelt," sagte er zu dem Mann im Lehnstuhl; „ich wußte doch, daß Ihr viel zu vernünftig seid, um zu dieser Stunde Euer Vergnügen in einem kalten Chorstuhl zu suchen."

Der Chorherr blieb stumm. Keinen Piepser gab er von sich.

Der ehemalige Viehhirt war aber wie alle diese Art Leute nicht ohne Verständnis für das Wesen heiliger Betrachtung. Er wußte auch, daß hohe Greise sich oft in einem entrückten Zustand befinden, wo sie mit den Dingen, die wir nur durch eine übernatürliche Wissenschaft kennen, geheimen Verkehr pflegen und dann Worte murmeln und Reden halten, die gewiß einen tiefen Sinn haben, die wir aber nicht verstehen. Und in ehrfürchtiger Scheu vor einem so außerordentlichen Zustand setzte er sich etwas entfernt in eine Ecke, um zu sehen, was aus all dem herausschlüpfen möchte. Ohne ein Wort zu sagen, wunderte er sich über die langen Nägel des guten Onkels, die Miene machten, durch den Sessel durch und durch zu wachsen, wie alte Weiber erzählen, daß der Bart eines toten Kaisers durch einen marmornen Tisch gewachsen sei. Er sah dann nach den Füßen seines lieben Onkels und da gewahrte er eine noch viel mirakulösere und seltsamere Sache, die Beine des guten Mannes waren rot, so feuerrot, daß sie wie glühende Kohlen durch die Maschen der Strümpfe leuchteten.

„Ist er denn tot?“ fragte sich Stoffel.

Aber in demselben Augenblick tat sich die Tür auf und wer da eintrat, war noch einmal der Chorherr, der mit froſtroter Nase geradewegs aus der Mette kam.

„Aber, mein Onkel,“ rief Stoffel, „was ist Euch denn unter die Hirnschale gekrochen? Ihr solltet Euch wirklich ein bißchen zusammennehmen und nicht da zur Türe hereinkommen, während Ihr schon dort am Kamin in Eurem Sessel sitzt, Ihr könnt bei Eurem Alter unmöglich beanspruchen, auch noch doppelt in der Welt herumzulaufen.“

„Oh Stoffel,“ antwortete der Chorherr, „es hat eine Zeit gegeben, wo ich mich oft gern verdoppelt hätte, aber

das kann nun einmal der Mensch nicht, er wäre sonst zu glücklich, du aber scheinst das zweite Gesicht zu haben, denn, was mich betrifft, ich sehe wahrhaftig nichts von einem zweiten Chorherrn."

Da wandte Stoffel seine Augen nach dem Sessel, und zu seinem höchsten Erstaunen, wie ihr euch wohl denken könnt, fand er ihn leer; er näherte sich ein wenig und gewahrte auf der Diele ein Häufchen Asche, das noch ein wenig rauchte und gewaltig nach Schwefel stank.

„Zum Kuckuck," sagte der Stoffel, „aber das muß ich sagen, daß sich der Teufel wie ein Kavalier gegen mich betragen hat. So wahr ich Michel Christoffer heiße, ich will für seine Seele beten."

Dann erzählte er seinem Onkel in aller Unschuld, wie der Teufel für ihn die Vorsehung gespielt hatte und ihm behilflich gewesen war, sich der Herren Vetter auf eine ehrliche Weise zu entledigen. Darüber verwunderte sich der Chorherr nicht wenig, sondern zeigte das größte Verständnis für die lustige Geschichte; denn seine Augen leuchteten noch immer wie die eines Basilisken, und es waren ihm in seinem langen Leben mehr Fälle vorgekommen, wo fromme Christen vorn gezogen und der Teufel hinten geschoben hatte. Auch gab der alte Priester bei dieser Gelegenheit der hohen Weisheit Ausdruck, daß man im Bösen meist ebensoviel Gutes, als im Guten Böses entdecken kann, und daß man es darum am besten Gott und dem Teufel überläßt, wie sie, in dieser und in der andern Welt, miteinander auskommen mögen.

Im Grund war dies nun freilich eine starke Ketzerei, die schon von manchem Konzil verurteilt worden ist.

So aber hat sich die Geschichte zugetragen, wie die Stoffels reich geworden sind, also reich, daß sie später an

der neuen Michaelsbrücke den großen Brunnen bauen konnten, allwo unter dem erzenen Erzengel Michael auch der Teufel keine üble Figur macht, zur Erinnerung der hier erzählten Abenteuer, die wir aus den wahrhaftigsten Geschichtsbüchern ausgezogen haben.

Die Belustigungen des guten Königs Loys des Elften.

Der König Loys der Elfte war ein guter Gesell, der zu scherzen liebte und solange es sich nicht um das Wohl seines Staats und die Sachen unsrer heiligen Religion handelte, gern lustig zechte und den ungefiederten Schnepfen nicht weniger gern nachjagte als den gefiederten und andrem königlichen Hochwild. Einige griesgrämige Skribifaxe haben uns diesen guten König als einen bigotten Duckmäuser und Kopfhänger geschildert, ihr Geschrei ist erstunken und erlogen. Der König war seinen Freunden ein guter Freund, ein Spaßvogel und Lacher wie nur einer seines Königreichs.

Er war es, der in guten Stunden gern zu sagen pflegte, vier köstliche Dinge gäbe es im Leben: „frisch trinken, warm scheißen, Hartes eingeben und Weiches schlucken.“ Einige haben ihm den Vorwurf gemacht, daß er sich gern mit Waschermadeln und dergleichen Volk eingelassen. Aber auch das ist verlogen, da jedermann weiß, daß seine Töchter der Liebe, deren eine legitim gemacht wurde, aus hochangesehenen Familien stammten und große Häuser gegründet haben. Er haßte freilich allen Flitterkram und alles verschwenderische und prahlerische Getue. Auf den Schein und die Außenseite gab er keinen Dreck. Haushälterisch war er wie einer, den Leutschindern, Volksaussaugern und sonstigen Blutegeln gab er auch kein

Bröselchen zu verdienen. Sie haben ihn darum gehaßt und verleumdet. Aber die wahren Gelehrten und Liebhaber der Wahrheit wissen, daß der genannte König in seinem Privatleben ein guter und charmanter Kerl war, und niemals hat er einem seiner Freunde den Kopf abschlagen lassen, womit er überhaupt sparsam umging, als wenn er schmählich von einem betrogen worden; seine Rache war immer gerecht. Nur in einem Fall, den Meister Verville erzählt, hatte sich der würdige König geirrt, aber einmal ist keinmal, und außerdem trifft die Schuld mehr den Tristan, seinen Gevatter, als den König selbst. Wenn ihr wollt, erzähle ich euch die Geschichte, wie sie Meister Verville berichtet hat, den ich im Verdacht habe, daß er sich einen Spaß damit machen wollte. Ich mag aber die Sache gern erzählen, weil niemand das ausgezeichnete Werk meines Freundes kennt, der ein Touraner war wie Rabelais und nicht der kleinste unter seinen berühmten Landsleuten. Ich kürze ab und gebe nur die Quintessenz, das Drum und Dran ist ein bißchen weitschweifig, wie die Gelehrten wissen:

„Loys der Elfte hatte die Abtei Tulpenau (wovon „in der „Schönen Imperia“ die Rede war), einem Edel„mann verliehen, welcher deren Einkünfte bezog und sich „einen Herrn von Tulpenau nannte. Nun geschah es, „daß der König zu Schloß Blitz-in-Turm Hof hielt, wo „dann eines Tags der wahre Abt, ein Mönch, sich an „den König herandrängte und ihm vorstellte, daß er es „sei, der nach kanonistischem und monachistischem, auch „monarchistischem Recht sich Abt von Tulpenau nenne, „jener Edelmann aber wäre ein Usurpator und Kirchen„räuber. Das möge Seine Majestät allergnädigst einsehen „und dem wahren Abt und Hirten von Tulpenau zu

„seinem Recht verhelfen. Der König, wie es seine Gewohn-„heit war, schüttelte seine Perücke und versprach dem „Mönch, daß er ihn zufriedenstellen wolle. Dieser aber „war ein aufdringlicher und lästiger Geselle, wie alle Esel „es werden, wenn man sie in eine Kutte steckt, und stand „nun Tag für Tag unter der Tür des Saals, wo der „König speiste und reichte Seiner Majestät das Weihwasser „nach der Mahlzeit. Diese Zudringlichkeit ärgerte den „König und am dritten Tag winkte er seinem Gevatter „Tristan. — „Gevatter," sagte er, „hier treibt sich einer „von Tulpenau herum, ein flegelhafter Eindringling, häng „ihn, daß ich ihn nicht mehr zu sehen brauche." Ob nun „der brave Tristan eine Kutte für den Mönch oder den „Mönch für eine Kutte nahm, kurz, er ging hin zu dem „Edelmann, den man am ganzen Hof den Herrn von „Tulpenau nannte, nahm ihn ein wenig auf die Seite „und erklärte ihm, daß er sterben müsse, um dem König „ein Vergnügen zu machen. Alles Sträuben und flehent-„liche Bitten nützte den Armen nichts, er wurde zwischen „Hals und Schultern mit einem hänfenen Strick so „gekitzelt, daß er sich wahr und wahrhaftig zu Tode „lachte, und eine Stunde später konnte Tristan dem König „melden, daß der Tulpenauer nach den Auen der Seligen „abgereist sei. Aber fünf Tage danach, als welcher der „Tag ist, an dem die Toten als Gespenster wiederkommen, „sah plötzlich der König den widerwärtigen Mönch in „seinem Saal. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. „Er ruft den Gevatter und flüstert ihm ins Ohr: „Ihr „habt meinen Befehl nicht ausgeführt?" — „Verzeiht, „Majestät, ich habe ihn ausgeführt, der von Tulpenau ist „tot." — „Ei, Gevatter, ich hatte den Mönch gemeint." — „Ich habe den Edelmann verstanden." — „Es ist also

„geschehen?“ — „Ja, Majestät.“ — „So ist es gut.“ „Und sich zu dem Mönche wendend: „Komm her, Pfäff-„lein! Auf die Knie!“ Ihr könnt euch denken, wie das „Priesterlein zitterte. Aber der König lachte. — „Danket „Gott,“ sprach er, „er hat nicht gewollt, daß Ihr gehängt „werdet, wie ich es befohlen hatte. Der Strick hat sich „an den verirrt, der Euch Eure Einkünfte weggenommen „hat. Gott selbst hat Euch zu Eurem Recht verholfen. „Geht hin und betet für mich, aber für mein Weihwasser „laßt mich selber sorgen.“

So gnädig und voller Güte war König Loys. Er hätte aus Ärger über den Irrtum den Mönch hängen lassen können, der schuld war, daß der König einen treuen Diener verlor.

In den Zeiten seiner Hofhaltung auf Schloß Blitz-in-Turm (Plessis-Les-Tours nennen sie es dort zu Land), verschmähte es der genannte Loys, die Tapeten der königlichen Gemächer zu Zeugen seiner Saufgelage und sonstigen Lüderlichkeiten zu machen; er hatte noch diesen Respekt vor der eignen Majestät, ein Feingefühl, das seine Nachfolger, wie so vieles andre, später abgelegt haben. Er war aber damals in eine gewisse Dame verliebt, mit Namen Rike Süßlöchlin, eine Bürgersfrau aus der Stadt Tours, in der eben das genannte königliche Schloß lag, und der König hatte ihren Mann, ich weiß nicht in welchen Geschäften, nach der Levante geschickt und ihr selber in der Vorstadt Finkenbusch ein Haus gekauft, nahe bei der Gurgelschneiderstraße, also genannt, weil die ganze Umgebung für eine unbewohnte und unheimliche Gegend galt. Die Rike war eine gewitzigte Person, mit feinem Mundwerk, von ansehnlichem Leibesumfang, mit zwei ganz enormen

natürlichen Kissen vor der Brust so weiß wie die Flügel eines Cherubs. Im übrigen war sie als große Philosophin bekannt. Ihre Philosophie war aber nicht die peripathetische, als welche im Gehen betrieben wird, denn sie betrieb die ihrige im Liegen, und sie war eine vollkommene Meisterin in ihrer Wissenschaft, in der sie täglich tausend neue Argumente und für dieselbe Sache, als da sind: Beweise, Konklusionen, Schlüsse und Trugschlüsse, immer neue Ausdrücke und Wendungen fand, womit sie dem König ein großes Vergnügen machte, der nicht nur ihr Fleisch, sondern auch ihren Geist zu schätzen wußte, als welcher sich übrigens, woran er gut tat, vom Fleisch niemals trennte. Auch war sie der lustigste Fink im Finkenbusch, sang und lachte, zwitscherte und trällerte den ganzen Tag, die Nacht mitinbegriffen, und konnte niemand ein Leid zufügen. Kurz, sie verstand ihr Handwerk aus dem „ff", und der König besuchte sie oft in dem genannten Hause, wo er auch gern einige Freunde mitnahm, keine Kopfhänger, wie ihr denken könnt, sondern lustige Kumpane, wenn sie auch nicht immer ein lustiges Handwerk trieben.

Nur zur Nachtzeit machte er diese frommen Wallfahrten, denn er hatte wie gesagt Respekt vor der eignen Majestät, die er auf solchen Gängen dann nicht mitnahm. Weil er aber selber der Gegend nicht traute, hatte er der dicken Rike die bissigsten und geifrigsten Hunde seiner Meute geschenkt, unheimliche Gesellen, die jedermann bei der Gurgel packten, ohne erst Achtung zu rufen, und keinen Spaß verstanden, außer mit der Rike und dem König. Sobald dieser seine Ankunft meldete, ließ sie die Rüden los, also konnte der König ungefährdet in das Haus gelangen und ohne Furcht vor Verrat seine Freunde regalieren

und mit Schindludereien traktieren, ganz wie es ihm beliebte. Und sagt, war das nicht echt königlich gehandelt?

Die lustige Kompanei konnte um so sorgloser sein, als Gevatter Tristans schirmendes Auge über ihr wachte. Wer es sich in einer solchen Nacht hätte einfallen lassen, auf dem Maifeld von Finkenbusch Astronomie zu studieren, ohne einen königlichen Paß in der Tasche, hätte sich im Handumdrehen in die Lage versetzt gesehen, den Vorübergehenden seinen Segen mit den Füßen zu spenden. Nur mit königlichem Paß gelangte man zu dem Hause an der Gurgelschneiderstraße. Denn der König ließ oftmals, seinen Freunden zuliebe und sich zum Spaß, auch aus zarter Rücksicht auf die Rike und ihre Gäste, gewisse Weibsbilder und andres Volk aus der Stadt herbeiholen, angesehene Bürger nicht ausgenommen, mit denen der König gern einen Jux machte, die aber wohl wußten, daß es ein wenig gefährlich war, aus der Schule zu schwatzen, so daß erst nach dem Tode des Königs das ganze lustige Treiben von der Nacht an den Tag gekommen ist.

Das Possenspiel „Küß mich am Hintern" wird als besonders geniale Erfindung diesem König zugeschrieben. Obwohl dieser urlustige Schwank eigentlich nichts mit dieser Geschichte zu tun hat, will ich ihn doch kurz hier erzählen, weil die Spaßvogelnatur und der erhabene Witz des guten Königs damit in ein besonders helles Licht gerückt werden. Es gab damals in der Stadt Tours drei berühmte Geizhälse. Der eine war der Gevatter Cornelius, als welcher der Weltgeschichte angehört. Der andre hieß mit Namen Grapser und trieb einen einträglichen Handel mit Rosenkränzen, Kreuzen und andern vergoldeten und unvergoldeten Bigotterien. Der dritte aber war der Meister Mantschmann, ein reicher Wein-

gärtner, von dem man sagte, daß ihm mehr Wein in seinen Kellern wuchs als auf seinen Bergen. Die beiden letzten waren Touraner und haben trotz all ihrer Schmutzereien sehr angesehene Familien gegründet.

Eines Abends nun, als der König bei der Rike Süßlöchlin einmal wieder einen besonders guten Tag hatte (obwohl es längst Nacht war), weil man vom Besten trank und nicht nur die Saucen, sondern auch die Reden mehr als gewöhnlich gesalzen waren, der König aber bereits im Oratorium seiner lieben Frauen, der Rike Süßlöchlin nämlich, seine brünstig inbrünstige Abendandacht gehalten hatte und nun einen andern Zeitvertreib brauchte, sagte er plötzlich zu seinen Kumpanen, dem Gevatter Le Daim, der sein Barbier war, dem Kardinal La Balue und dem alten Dunois, der noch wieherte trotz einem Jungen: „Meine Freunde," sagte er, „ihr sollt' heut noch einen Spaß erleben. Ich meine, es müßte ein köstlicher Anblick sein, drei Geizhälse vor einem Haufen Gold zu sehen, daran sie nicht rühren dürfen . . . Holla!"

Ein Kammerdiener erschien auf seinen Ruf.

„Mach dich auf zu meinem Schatzmeister," sagte der König, „er soll unverzüglich sechstausend Goldgulden hierherbringen; dann suche mir meinen Gevatter Cornelius auf, du wirst ihn in der Schloßwache finden, dann den Paternosterschacherer und Bigotterienhändler in der Schwanengasse und endlich den alten Mantschmann am Färbergraben, und bringe ihnen Ordre, wie sie gehen und stehen vor ihrem König zu erscheinen."

Nach dieser Unterbrechung fuhr die Gesellschaft fort in ihren geistreichen Tischgesprächen. Sie diskurierten gerade die Streitfrage, was besser sei, eine Frau, die nach ihrer natura naturans oder eine solche, die nach

Seife riecht, eine magere oder eine fette; und da hier die Blüte der Wissenschaft versammelt war, so lautete die hochweise Antwort: die beste sei die, die man wie eine Schüssel voll Austern vor sich habe, just in dem Augenblick, wenn einem Gott einen Gedanken schickt, den man ihr mitteilen kann. Der Kardinal warf die kanonische Frage auf oder war sie aus den Kirchenvätern, ich weiß es nicht: was köstlicher sei für ein Weib, der erste oder der letzte Kuß? und erhielt von der Süßlöchlin die Antwort, daß man sich wohl für den letzten entscheiden müsse, da eine Frau dann genau weiß, was sie verliert, während sie beim ersten noch nicht weiß, was sie zu erwarten hat. Über solchen Reden und andern, die zum Unglück der Wissenschaft verloren gegangen sind, kamen die sechstausend Goldgülden an, die mindestens den Wert von hunderttausend Talern hatten, nach unsrem heutigen Geld, was auch wieder beweist, wie wir in allen Stücken nur ärmer werden. Der König ließ sie auf einem wohlerleuchteten Tisch aufhäufen und man konnte beobachten, wie die Augen seiner Freunde bei diesem Anblick unwillkürlich aufblitzten; sie mußten sogar selber darüber lachen. Auch die drei Geizhälse erschienen, blaß und zitternd vor Furcht, ausgenommen Meister Cornelius, der mit den Launen und Einfällen seines Königs vertraut war.

„Ihr lieben Leute," sprach Loys, indem er auf den Haufen Goldstücke wies, „wie gefällt euch das?"

Ihr könnt Euch denken, was für Blicke die drei nach dem goldenen Haufen warfen. Die Diamanten der Süßlöchlin waren trüb im Vergleich zu dem stechenden Gefunkel ihrer kleinen Grauäuglein.

„Das soll euer sein," setzte der König hinzu.

Da sahen die drei Filze nicht mehr die Dukaten, sondern sahen sich selber an, einer den andern, und ich sage euch, drei alte zahnlose Affen, die eine dicke welsche Nuß beschnüffeln und beäugeln, schneiden keine verzwickteren Grimassen und drolligeren Gesichter als diese drei.

„Bei der Jungfrau," sprach der König, „dem von euch dreien, der, die Hand auf dem Golde hier, den andern dreimal hintereinander sagt: „Ihr könnt mich am Hintern küssen," soll der ganze Haufen gehören, nur mag er sich in acht nehmen, daß er ernst dabei bleibt wie eine Fliege, die ihre Nachbarin notzüchtigt. Wer auch nur im geringsten das Maul zum Lachen verzieht, zahlt der Frau des Hauses einen Dukaten. Es darf aber jeder die Probe dreimal machen."

„Das will ich schnell gewonnen haben," sagte Cornelius, dessen Mund in seiner Eigenschaft als Holländer, so verschlossen war, als der Mund, der andre Mund, der Süßlöchlin sich gern jeder Spaßigkeit offen und zugänglich zeigte.

Er legte also entschlossen die Hand auf die Taler und sagte höflich zu den beiden andern: „Küßt mich am Hintern." Die beiden Geizkrägen fürchteten nicht umsonst den holländischen Ernst, sie antworteten: „Wohl bekomm's," so etwa, wie wenn er geniest hätte. Die ganze Gesellschaft und Cornelius selber mußte lachen. Als der alte Mantschmann seine Hand nach den Dukaten ausstreckte, prickelte und kitzelte ihn der Lachreiz derartig, daß sein altes Gesicht, das von Blatternarben durchlöchert war wie ein Sieb, das Lachen so wenig zurückhalten konnte wie ein Seiher das Wasser oder ein alter sprüngiger Ofen den Rauch. Es drang mit Gekicher durch alle Poren, er konnte schon gleich kein Wort hervorbringen.

Jetzt kam die Reihe an den Rosenkranzhändler, ein kleines, spaßiges Männlein; seine Lippen waren zusammengezogen wie der Hals eines Gehängten. Er ergriff eine Hand voll Dukaten, blickte die andern der Reihe nach an, den König nicht ausgenommen, und mit lauernder Pfiffigkeit sagte er: „Ihr könnt mich am Hintern küssen."

„Ist er auch sauber?" fragte Mantschmann.

Ihr könnt ihn Euch ansehen," antwortete ernst der Rosenkränzler.

Der König fürchtete schon für seine Dukaten; denn Grapser war bereits daran, das sakramentale Wort ohne das geringste Lachen zum dritten Male auszusprechen, als ihm die Süßlöchlin ein Zeichen machte, wie wenn sie sagen wollte: „Ich auch?" worüber der zusammengepreßte Mund des Bigotterienhändlers ein pfuchzendes Lachen fahren ließ.

Sie versuchten nun der Reihe nach noch einmal, aber das ganze Ergebnis war, daß jeder von ihnen der Hausfrau hundert Taler zahlen mußte. Und mit gesenkten Ohren zogen sie ab.

„Majestät," sagte Rike, „wollt Ihr es nicht auch einmal mit mir probieren?"

„Papperlapapp," erwiderte Loys lachend, „ich will ihn Euch gern küssen, aber so teuer darf's nicht sein."

Das war noch ein haushälterischer König. Er hat es auch in andern Fällen bewiesen.

Natürlich fanden auch die Freunde des Königs die dicke Rike nach ihrem Geschmack und beehrten sie mit gelegentlichen Nachstellungen. Der vollblütige Kardinal La Balue trieb den Scherz eines Abends in Worten und Handgriffen um ein beträchtliches weiter, als es das kononische Recht vorschreibt, aber die Süßlöchlin war nicht auf den Kopf gefallen.

„Habt Ihr nicht gelesen," sagte sie zu dem Kardinal, „daß geschrieben steht: „Gib dem König, was des Königs ist." Und glaubt mir, das Ding, das mein König liebt, braucht noch lange nicht die letzte Ölung."

Auch Meister Olivier, der Barbier, trug ihr galant seine Dienste an.

„Nun," sagte sie, „ich werde den König fragen, ob er erlaubt, daß ich mich rasieren lasse." Da Meister Olivier nicht einmal um Verschwiegenheit bat, schöpfte sie den Verdacht, die beiden könnten im Auftrag und auf Anstiften des Königs gehandelt haben. Am König selber konnte sie sich nicht rächen, sie beschloß also, sich an seine beiden Affen zu halten und ihnen einen Possen zu spielen, an den sie denken sollten. Sie wußte, daß sie dem König damit zugleich das größte Gaudium machte.

Als nun der König wieder einmal zum Abendessen kam, hatte Rike eine Dame bei sich, die Seine Majestät gern gesprochen hätte, um die Begnadigung ihres Mannes zu erflehen. Da gedachte die geriebene Rike nicht nur zwei, sondern drei Mücken mit einer Klappe zu schlagen, die königlichen Hanswürste zu prellen, ihrem Loys einen g'spaßigen Abend zu machen, und die genannte Dame, ihre Freundin, in die königliche Gunst einzuschmuggeln. Denn diese Dame sollte ihr bei der Posse behilflich sein.

Sie nahm darum den König auf die Seite und sagte ihm, daß es heut' einmal einen Spaß geben solle, wie es noch keinen gegeben habe. Er solle nur die Herren bei Tisch in guter Eßlaune erhalten und sie bei aufgehobener Tafel nicht aus dem Auge lassen, so werde er Gesichter und Grimassen sehen, wie er noch keine gesehen, also daß er gewiß die Dame für ihre Beihilfe an

dem saftigen Spaß nur so überschütten werde aus dem Füllhorn seiner königlichen Gunst und Gnade.

„Zu Tisch, meine Herren," rief der König in den Saal tretend, „die Jagd war lang, ich habe einen Hunger wie sieben. Es waren aber gegenwärtig der Barbier, der Kardinal, ein fetter Bischof, der Hauptmann der schottischen Leibwache und ein Abgesandter des Parlaments. Diese ganze Gesellschaft folgte nun den Damen in die Halle an den gedeckten Tisch und machten sich alsbald mit Fleiß und Eifer daran, sich die Wämse zu wattieren. Was das heißen will? Das will heißen, sich den Magen zu laden wie eine Bombe, die Retorte zu heizen, die Platten zu leeren, mit dem Degen des Kain einzuhauen, gebratene Leichname zu begraben, aus seinem Maul eine Mühle zu machen und aus seinen Zähnen Mühlsteine, philosophischer ausgedrückt: seinen Gedärmen Fülsel zu verschaffen. Wißt ihr nun, was es heißen will? Was man für einen Haufen Wörter braucht, um euch die verrostete Gehirntüre aufzusprengen.

Der König sorgte dafür, daß sie nicht feierten. Mit wahrhaft königlichen Worten spornte er ihren Eifer an, wenn er nur im geringsten erlahmen wollte. Er rühmte ihnen den Pickelsteiner mit den gelben Rübchen, er ließ ihnen ganze Berge grüner Erbsen auf die Teller häufen, er sagte zu dem einen: „Warum eßt Ihr nicht?" zu dem andern: „Trinken wir auf die Gesundheit unsrer Wirtin" und dann wieder zu allen: „Mit diesen Krebsen müssen wir fertig werden." „Schenkt ein zu diesen Lampreten, Fische müssen schwimmen." „Bei Gott, ich glaube, dies ist die schönste Barbe der Loire. Da dreht mir nur gleich einem Dutzend Flaschen den Hals um." „Dieses Wildschwein ist von meiner Jagd, wer ihm nicht Ehre antut,

beleidigt den König." „Meine Herren, eine solche Blutwurst habt ihr noch nicht gegessen, da schmeckt gelber Sauterne gut dazu." Und wieder: „Trinkt, meine Herren, der König schaut nicht hin." „Zum Wein schmeckt das Süße gut, verachtet mir diese kleinen Kuchen nicht." „Und dieses Eingemachte, ihr würdet die Hausfrau kränken, sie hat es selber bereitet." „Und seht, wie euch die Birnen anlächeln und diese goldig braunen Trauben. Holla, meine Herren, sie sind von meinem Weinberg."

Wahrhaftig, dieser König war nicht faul im Zureden. Dazu lachte er mit ihnen, gab derbe Scherze zum besten, beklatschte die Schweinereien des dicken Kardinals, kurz, es ging zu, wie wenn gar kein König dagewesen wäre. Darüber wurden von Gesottenem, Gebratenem und Gebackenem ganze Wagenladungen voll eingeschifft und der Wein kübelweis in die Rinnen gegossen, die man die Gedärme nennt.

Als die Gäste in den Saal zurückkehrten, stand ihnen bereits der kalte Schweiß auf der Stirne, und schon bereuten sie ihre Unmäßigkeit. Einer sagte heimlich zu seinem Nachbar: „Ich glaube, von dieser Kapernsauce hätt' ich nicht essen sollen." Ein andrer: „Mir ist's, als ob der Aal in meinem Bauch lebendig würde." Ein dritter: „Ich wollte, der Teufel hätte die Blutwurst im Leib." Am meisten hatte der Kardinal geladen. Er hatte auch einen Wanst wie drei Benediktineräbte zusammen, er stieß die Luft durch die Nase, wie ein Roß das Unrat wittert. Ihm entfuhr auch zuerst ein lauter Külpser. Man war aber zum Unglück nicht in Deutschland, wo man dazu „Helf Gott" sagt. In diesem Punkt verstand der König keinen Spaß. Er zog drohend die Augenbrauen in die Höhe.

„Haltet Ihr mich für Euren Meßpfaffen?“ fuhr er den Kardinal an.

Alles erzitterte. Manch ein Gesicht wurde blaß, das des Kardinals spielte ins Blaue. Und heimlich berieten sie bei sich, wie sie ihre Ballen Luft auf andern Wegen gefahrlos über die Grenze schmuggeln könnten. Ihre Bedrängnis wurde von Minute zu Minute größer.

Die Rike hatte den König auf die Seite genommen.

„Nun gebt acht,“ sagte sie, „was ich mir ausgedacht habe. Ich habe mir von Meister Grapser, dem Rosenkränzer und Wachsstockhändler, zwei Puppen machen lassen, die mir und meiner Freundin auf ein Haar ähnlich sehen. Wenn nun die Herren da von den Larierpulvern, die ich unter die Speisen gemischt habe, sich so bedrängt fühlen, daß sie nicht mehr wissen wo ein noch aus und in Hast und Eile das Örtlein suchen, zu dem wir alle unsre Zuflucht nehmen müssen, so lange wir im Fleische wandeln, werden sie diesen Stuhl der Könige und Thron der Menschlichkeit immer schon besetzt finden, und Ihr sollt sehen, das gibt einen Heidenspaß.“ Die Damen entfernten sich nun aus dem Saal und nach einer kurzen Weile kehrte die Rike allein zurück, so daß es den Eindruck machte, als ob die andre Dame sich irgendwo noch ein wenig aufhalte, wo in diesem Augenblick mehr als einer sich hinwünschte, am inbrünstigsten der Kardinal. Diesen aber winkte jetzt der König zu sich heran, und indem er das goldene Kreuz auf seiner breiten Brust ergriff, wie um das Email zu studieren, fing er an, ernstlich von Geschäften zu reden, kam vom Hundertsten ins Tausendste, konnte gar kein Ende finden. Der Kardinal sagte zu allem nur: „ja, ja,“ um so rasch als möglich von der hohen Ehrenbezeugung loszukommen, denn er fühlte, wie das Wasser sich in

seinen Kellern staute und hatte eine Mordsangst, den Schlüssel zu jener Türe zu verlieren, wo man die Leute hinausläßt, aber niemand hinein. Die andern waren nicht besser daran. Sie machten alle die Erfahrung, daß nicht nur das Wasser, sondern auch der Dreck von Natur die Eigenschaft erhalten hat, als hartnäckig unvernünftige Kreatur mit dem Kopf durch die Wand zu wollen und dem Gesetz der Gravitation zu folgen, wie alles, was Schwere hat. Was vermag aber ein armer Menschenwille gegen ein Naturgesetz? So ein Dreck ist vollends ein ganz unverschämter Geselle. Er ist so frech, er stinkt sogar vor der Nase einer königlichen Majestät. Und also waren groß die Gebresten dieser Herren, die alle ihre Kraft und Wissenschaft zusammennehmen mußten, um nicht vor den Augen des Königs ausgemachte Scheißkerle zu werden. Der gute Loys tat, als ob er nichts merkte. Seine Güte war heut' grenzenlos. Er zog einen nach dem andern ins Gespräch und wenn er dann sah, wie sie die Zähne aufeinanderbissen, wie ihre totenblassen Gesichter sich verzerrten, wie ihnen der kalte Schweiß von der Stirne tropfte, hatte er so recht das Gefühl, bei Gott, daß es sich doch noch der Mühe lohne, ein König zu sein.

„Bei der Heiligen Jungfrau," sagte der Parlamentsherr zu dem Barbier, „ich würde mein Amt dafür geben, wenn ich mich auf anderthalb Minuten an den Hasengraben wünschen dürfte."

„Ja, ja," antwortete Meister Olivier, „es geht nichts über einen guten Schiß, und wahrhaftig, ich wundre mich nicht mehr über die Fliegen, die alles um einen her voll machen." Unterdessen dachte der Kardinal, das oberhofgerichtliche Verhör der Dame müsse doch einmal ein Ende erreicht haben. Mit einem heftigen Ruck, wobei das

Kruzifix in des Königs Hand blieb, riß er sich los und „laufst nicht, so gilt's nicht . . .“

„Holla, Kardinal,“ rief der König, „ist der Teufel in Euch gefahren?“

„Wahrhaftig,“ schrie das Ungetüm von La Balue, „er will aber mit Gewalt wieder heraus.“ Unter diesen Worten entwischte er. Mit großen Schritten strebte er dem gebenedeiten Örtlein zu, riß die Türe auf und — fuhr zurück. Wie ein Papst, wenn er gesalbt wird, saß da die Dame auf dem Stuhl. Darauf dachte der Kardinal, in den Garten zu entkommen. Aber er hörte die Hunde anschlagen und fürchtete für seine kostbaren Hemisphären. Mit klappernden Zähnen, wie vom Fieber geschüttelt, erschien er wieder in dem Saal. „An mir die Reihe,“ dachte der Barbier und beeilte sich, daß ihm kein andrer zuvorkomme. Es geschah ihm nicht anders, wie dem Kardinal. So hastig wie er das ersehnte Pförtlein geöffnet hatte, schloß er es wieder und erschien, ohne abgeladen zu haben, vor dem König, der gerade nach ihm gefragt hatte.

So einer nach dem andern. Aber nicht lange, so waren sie alle wieder um den König herum und jeder wußte vom andern nur zu gut, wo ihn der Schuh drückte.

Man müßte sie gesehen haben, wie kläglich sie aussahen, wie sie sich nicht am Platze halten konnten, wie sie von einem Fuß auf den andern trippelten, die Zähne aufeinanderbissen, daß ihnen das Wasser aus den Augen rann, wie sie jetzt erblaßten, jetzt einen roten oder blauen Kopf bekamen, wie sie hörbar aufatmeten, als die verwünschte Dame endlich im Saal erschien. Unverzüglich erhob sich der Kardinal. Die andern standen bescheiden

zurück und faßten sich in Geduld. Dem Klerus gehört ja der Vortritt. Ihre Grimassen wurden aber immer fürchterlicher, und der schottische Hauptmann, der von dem gepulverten Gericht am meisten gegessen hatte, konnte nicht mehr an sich halten; kein Zähneaufeinanderbeißen half mehr, er dachte also, der Gescheitste gibt nach, oder vielmehr, er dachte gar nichts, es entfuhr ihm einfach. In seiner ganzen Pracht und Fülle entfuhr's ihm und er hatte nur noch die Hoffnung, daß das Zeug wenigstens so anständig sein werde, in der Gegenwart des Königs nicht zu stinken.

In diesem Augenblick erschien auch der Kardinal wieder im Saal. Er hatte draußen die Rike auf dem Posten gefunden und nun stand sie auch hier vor ihm. Er glaubte ein Gespenst zu sehen in seiner Qual und ein verzweifelter Fluch entfuhr ihm.

„Was soll das?" fragte der König mit einem Blick, daß der Priester in den Boden sinken zu müssen glaubte. Doch gibt ein Pfaff seine Sache nicht so schnell verloren.

„Majestät," antwortete La Balue, „die Dinge des Jenseits gehören zu meinem Amt, und da muß ich Euch sagen, daß es in diesem Haus, wie mir scheint, nicht mit rechten Dingen zugeht."

„Willst du deinen König zum Narren haben?" schrie Loys. Seine Stimme nahm einen Ton an, daß die ganze Gesellschaft nun schon aus Angst in die Hosen machte.

„Ihr vergeßt den Respekt vor der königlichen Majestät," rief der König in so gut gespieltem Zorn, daß sie erbleichten. Zugleich öffnete er ein Fenster: „Holla, Gevatter Tristan."

In wenigen Minuten stand er im Saal, der Oberhofscharfrichter Seiner Majestät. Und da es lauter Lumpenkerle waren, denen nur die Sonne der königlichen Gunst

den Schein von etwas gab, so genügte auch der leiseste Wink des Königs, um sie ins Nichts zurückzuschleudern; das wußten sie wohl und mit Ausnahme des Kardinals, der sich auf sein geistliches Gewand verließ, standen sie da wie der Dieb vor dem Galgen.

„Führe die Herren zum Hofgericht ab,“ sprach der König, „zum Hofgericht am Maifeld. Sie haben all die Hosen voll . . .“

„Nun, hab' ich meine Sache nicht gut gemacht?“ sagte die Rike.

„Die Posse ist gut, aber sie stinkt teuflisch,“ antwortete der König lachend.

An diesem königlichen Wort merkten die Gäste, daß es diesmal nicht um ihre Köpfe ging. Wirklich, dieser König verstand noch einen Spaß. Er war kein böser und heimtückischer Mensch. Das sagten auch seine Gäste, während sie sich am Rand des Maifelds zu ihrer Bequemlichkeit hinsetzten und Gevatter Tristan als guter Franzose ihnen Gesellschaft leistete. Von daher aber schreibt sich die Gewohnheit der Bürger von Tours, nirgendwo lieber zu scheißen, als auf dem Maifeld von Finkenbusch, wo einmal so vornehme Hofleute geschissen hatten.

Von diesem großen König muß ich noch eine hübsche Sauerei erzählen. In der nächsten Nachbarschaft der Rike wohnte ein altes Fräulein, namens Godeganz, ein unglückliches versauertes Wesen, und voller Verbissenheit über die Welt, wo sie in langen vierzig Jahren für ihr Töpfchen keinen Deckel gefunden hatte.

Ihre Wohnung in der Hierusalemer Straße war auf der einen Seite nur durch ein schmales Gäßchen von dem Haus der Süßlöchlin getrennt, so daß man von dem Balkon dieser Dame alles sehen konnte, was in den Zimmern

der Godeganz vorging, und der König machte sich hundertmal das Vergnügen, zusammen mit seinem Kebsweib das ahnungslose alte Mädchen zu belauschen. Nun geschah es, daß der König eines Tages einen Bürgerssohn der Stadt hängen ließ, der einer ältlichen Edeldame Gewalt angetan, weil er sie für ein junges Mädchen gehalten hatte. Dabei war an sich kein Unglück, die Dame konnte es sich noch zur Ehre anrechnen, für eine Jungfrau angesehen worden zu sein, aber der Bursche wurde wütend, als er seinen Irrtum merkte, überhäufte die Dame mit Schimpfreden, und da er den Verdacht hegte, mit Absicht getäuscht worden zu sein, nahm er ihr einen goldenen Becher aus der Tasche, um wenigstens auf seine Kosten zu kommen, wie er sagte. Er war ein so schöner Bursche, daß jedermann zusehen wollte, als er gehängt wurde, doch sah man natürlich mehr Hauben in der Menge als Hüte. Der Bursche baumelte auch wirklich ganz lustig an seinem Strick, und nach der Sitte der Gehängten jener Zeit machte er seinen Ritt ins Jenseits ritterlich mit vorgestreckter Lanze. Den ganzen Tag sprach man von nichts als von dem schönen Gehängten.

„Was meint Ihr," sagte die Rike zu König Loys, „wenn wir den Burschen der Godeganz ins Bett legten."

„Sie würde allzusehr erschrecken," meinte der König.

„Nicht die Spur," erwiderte die Süßlöchlin. „Die Godeganz hat sich so lang vergeblich nach einem Lebendigen gesehnt, daß sie zuletzt auch um einen Toten froh ist."

Es war die Stunde des Abends, wo das vierzigjährige Mädchen zur Vesper ging. Der König ließ den Gehängten beischaffen, zwei Soldknechte bekleideten ihn mit einem frischen Hemd und brachten ihn mittelst einer

Leiter über die Gartenmauer der Godeganz. Im Bett des Fräuleins drückten sie ihn hart an die Wand, strichen die Decke glatt und machten sich aus dem Staub. In dem Balkonzimmer der Süßlöchlin aber pflegte der König mit seiner Dame des Brettspiels bis zur Stunde, wo drüben das pünktliche Mädchen sich jeden Abend schlafen legte. Mit kleinen, sachten Mädchenschritten kam die Godeganz von der Kirche zurück von Sankt Martinsmünster, das nahe lag, da die Hierusalemer Straße gerade auf den Münsterplatz hinausläuft. Tritt also das gute Ding in seine Stube, legt seine Almosentasche, sein Stundenbuch, seinen Rosenkranz ab und mit was sonst für frommem Kram sich alte Betschwestern zu umgeben pflegen; sie deckt ihr Feuer auf, facht die Glut an, wärmt sich die magern Hände, streichelt und liebkost die Katze, weil sie nichts anderes hat, geht in ihr Speisekämmerlein, um sich selber ihr Essen aufzutragen, setzt sich hin und ißt und trinkt in der traurigen Gesellschaft ihrer vier Wände.

„Was meint Ihr," sagte der König zur Rike, die sich zusammen über den Balkon neigten, „wenn ihr der Gehängte plötzlich „Gesegnete Mahlzeit" zuriefe?"

Und besonders aufmerksam sah der allerchristlichste König zu, wie das alte Mädchen nun anfing, sich zu entkleiden, sich da und dort kratzte, wo sie's juckte, und ein Geschäft nach dem andern abmachte, dem die Damen nun einmal unterworfen sind, die Jungfrauen und die andern, was ihnen ein so großes Leidwesen ist. Aber ohne solche kleinen Schwächen der Natur wären sie allzu stolz und gar nicht mehr zu haben.

Endlich war die Godeganz soweit, die musikalische Zwiesprache mit ihrem Töpfchen zu Ende . . .

„Gebt acht,“ sagte die Rike, „jetzt deckt sie das Bett auf.“

In diesem Augenblick hörte man ihren Schrei. Mit einem Sprung war sie wieder aus dem Bett. Sie dachte aber nicht, daß es ein Toter sei, sondern meinte, er stelle sich nur so.

„Das ist mir ein übler Spaß,“ sagte sie, „wollt Ihr Euch nun gleich davon machen oder nicht.“ Ihre Worte klangen mehr bittend als bös. Als sie aber sah, daß sich nichts rührte, untersuchte sie die Bescherung etwas näher, voll Erstaunen und Verwunderung über die strotzende Fülle männlicher Herrlichkeit. Endlich erkannte sie den gehängten Bürgerssohn.

„Was macht sie denn?“ fragte der König die Rike.

„Sie macht Wiederbelebungsversuche an ihm, das ist ein Werk der christlichen Barmherzigkeit.“

Und wirklich die Godeganz gab sich alle Mühe, rieb und klopfte an dem Toten herum, wandte alle Mittel an, die sie wußte, und flehte zur heiligen Maria von Ägypten, daß sie ihr doch behilflich sein möge, den Mann wieder lebendig zu machen, der ihr so unerwartet vom Himmel herunter ins Bett gefallen war. In der Tat gelang es ihr, den Körper ein wenig zu erwärmen, sie legte ihre Hand auf sein Herz und sie fühlte wahrhaftig ein leises Pochen. Sie verdoppelte nun ihren Eifer und ihre Anstrengungen und hatte die unaussprechliche Freude, den schönen Mann, mit dem der Henker offenbar kein Meisterstück gemacht, ins Leben zurückzubringen.

„Da seht Ihr, wie ich bedient werde,“ sagte der König lachend.

„Ich hoffe, Ihr werdet ihn nicht zum zweiten Male hängen lassen,“ erwiderte die Rike, „der Mann ist gar zu schön.“

„Das Urteil lautet nicht, daß er zweimal gehängt werden soll, aber, bei Gott, dafür soll er die Godeganz heiraten.“

Die alte Jungfer war unterdessen fortgesprungen, um einen Bader herbeizurufen, der nichts eiligeres zu tun hatte, als nach seiner Lanzette zu greifen.

„Es ist zu spät,“ sagte er kopfschüttelnd, „Ihr seht, nicht ein Tropfen. Die Transfusion des Blutes nach den Lungen hat sich bereits vollzogen.“

Das arme Mädchen zitterte.

Doch was war das? Da sickerte ein kleines winziges Tröpfchen und da noch eines, dann Tropfen auf Tropfen, und schon rötete das junge Blut die Tücher. Der Gehängte kam von seiner apoplektischen Erstarrung, die noch im Anfangsstadium war, zurück, er begann sich zu bewegen und schlug die Augen auf ..., doch nur, um sie sofort wieder zu schließen und nach dem Gesetz der Natur in Erschlaffung und Erschöpftheit zurückzusinken. Die krampfhafte Spannung aller Muskeln und Nerven ließ nach und die strotzende Fülle der männlichen Pracht sank in sich zusammen.

„Wird er nun immer so bleiben?“ fragte das Mädchen.

„Die meiste Zeit,“ antwortete der wahrhaftige Chirurgus.

„Wie schade, da war er mir gehängt fast lieber ...“

Bei diesen Worten brach der König in lautes Lachen aus, worüber das arme Mädchen und der Bader nicht wenig erschraken. Sie gewahrten durch das Fenster hindurch den König und sahen den Geretteten in ihrer Angst bereits zum zweiten Male gehängt. Aber der König hielt Wort und verheiratete sie miteinander. Damit aber die Gerechtigkeit nicht zu kurz komme, gab er dem Neu-

vermählten, der seinen bürgerlichen Namen am Galgen verloren hatte, den Namen eines edlen Herrn von Totleben, und da sich unter dem Strohsack der Godeganz ganze Nester voll goldener Dukaten fanden, gründeten beide eine hochangesehene Familie, die in unserm Touraner Land fortblüht bis auf den heutigen Tag. Der Herr von Totleben selber leistete dem König Loys dem Elften bei verschiedenen Anlässen die wichtigsten Dienste; aber dem Galgen und den alten Weibern ging er ängstlich aus dem Wege, und nie wieder hat er sich bei Nacht auf ein Liebesstelldichein eingelassen.

Daraus können wir lernen, keine Katze im Sack zu kaufen und uns mit keiner Frau einzulassen, wenn wir nicht genau wissen, ob es Herbst oder Frühling bei ihr ist. Denn, wenn wir auch nicht immer gehängt werden für einen solchen Irrtum, so können wir doch großen Verdruß davon haben.

Die Frau Konnetable.

Der Konnetable von Armignak heiratete, weniger wegen ihrer Schönheit und Tugend als wegen ihrem hohen Rang und Vermögen, die Herzogin Berta, die längst ein Auge auf den kleinen Savetz geworfen hatte, den Sohn des Kämmerers Seiner fast kranken Majestät, des Königs Karl des Sechsten.

Der Konnetable war ein roher Kriegsmann von wenig vorteilhaftem Aussehen, eine ehrliche Haut, aber gelb und gegerbt von Sonne und Wind. Haarig war er wie ein Waldmensch, und die Worte, die ihm aus dem Munde kamen, waren so wenig gewaschen wie er selber. Er war ein gewaltiger Haudegen, doch nichts weniger als eine ciselierte Damaszenerklinge. Immer roch er nach dem Staub und dem Schweiß der Schlachten; immer träumte er Gefecht und Gemetzel; er war ein großer Stratege, ausgenommen auf dem Schlachtfeld der Liebe. Hier war er nichts als ein roher Landsknecht, ohne Ahnung von den Feinheiten dieser hohen Kunst und Wissenschaft. Kurz, sein ruppiges Leder und die zarte weiße Haut der Frau Berta gingen schlecht zusammen; auch war er kein Hexenmeister und Gedankenbanner, und die Träume seiner Frau beschäftigten sich mehr als je mit dem genannten Karl Savetz.

Bald waren es nicht nur ihre Träume, die sich mit ihm beschäftigten. Das erriet zuerst die schöne Königin Ilsebill; ein feines Lächeln spielte um ihre königlichen

Lippen, wenn sie bemerkte, daß das Pferd des Herrn von Savetz öfter in dem Stall ihres Vetters, des Konnetable, zu finden war, als in dem Palast Saint-Pol, wo der Kämmerer wohnte, seitdem sein Schloß, wie jedermann weiß, auf Betreiben der Universität zerstört worden war.

Diese kluge und feine Fürstin befürchtete einen schlimmen Ausgang der Sache für ihre Base Berta, sie wußte, daß der Herr Konnetable mit Stich und Hieb so freigebig war, wie ein Priester mit seinen Segenssprüchen.

Und als sie eines Tags in der Kirche am Weihwasserkessel mit ihrer Base zusammentraf, die gleichzeitig mit Savetz ihre Finger in die Schale tauchte, da machte sie eine bedenkliche Miene.

„Meine Liebste,“ sagte sie, „kommt es Ihnen nicht so vor, als ob Blut in dem Wasser wäre?“

„Gnädige Frau,“ antwortete Savetz, „die Liebe erschrickt nicht vor Blut.“

Nichts ist so vorsichtig als Liebe in ihrem ersten Frühling; nichts ist da den Liebenden so heilig als das Geheimnis ihres Herzens. Aber oft genügt ein Augenblick, um all diese Klugheit und Vorsicht zu Schanden zu machen. So eine arme Frau verfängt sich in ihrem Glück wie in einem Netz, und der Geliebte denkt nicht mehr an all die tausend Kleinigkeiten, die ihn verraten könnten. Ein hämischer Zufall und das Unglück ist geschehen; das Schwert fährt brutal dazwischen und oft genug steht der blutige Tod am Ende eines so lustigen Spiels. Aber ein rechter Verliebter macht auch dem Tod keine böse Miene, denn es gibt unrühmlichere Arten zu sterben als durch den Degen des Ehemanns.

Also tragisch aber endete die Liebe zwischen Berta von Armignak und Karl von Savetz.

Eines Morgens bei seinem Erwachen sah der Konnetable eine gute und freundliche Stunde vor sich; er hatte mit seinen Leuten, die man nicht anders als die Armenjacken nannte, den Herzog von Burgund in die Flucht geschlagen und so kam ihm der Einfall, seiner lieben Frau einmal guten Morgen zu wünschen. Sanft und zaghaft wollte er sie aufwecken, damit sie nicht böse werde; sie aber war so eingemummt in den dicken Schlaf des Morgens, und ohne die schweren Augenlider zu öffnen, sagte sie:

„Laß mich doch, Karl.“

Das war ein Heiligenname, der nicht zu den Patronen des Konnetable gehörte. Ohne sich weiter um seine Frau zu kümmern und mit blutunterlaufenen Augen und bloßem Degen stürzte er nach der Kammer, wo die Zofe der Herzogin schlief; er dachte ganz richtig, daß die ihre Hand mit im Spiel haben könnte.

„Verteufelte Kupplerin,“ schrie er, „sprich dein Gebet, du mußt sterben und das wegen eines gewissen Karl, der durch die Träume der Herzogin geht.“

„Ach, gnädiger Herr,“ antwortete das Mädchen frech, „Ihr habt wohl selber geträumt?“

„Nicht gefackelt,“ brüllte der Konnetable. „Wie eine Fliege auf eine Stecknadel, so spieße ich dich auf mein Schwert, wenn du mir das geringste verheimlichst.“

„Spießt mich,“ schrie das Mädchen, „ich weiß nichts.“

Das war eine tapfere Antwort. Aber der Konnetable in seiner Wut hatte dessen nicht acht. Er stieß dem Mädchen sein Schwert in den Hals und raste zurück nach dem Zimmer seiner Frau. Dort im Angesicht der Herzogin riß er seinen Sohn aus dem Bett, der geschlafen hatte wie ein Engel, und zerrte ihn vor das Lager der Mutter.

Mit Schreck und Erstaunen sah die Mutter ihr Kind an der Hand ihres Gemahls, dessen rechte Hand mit Blut überlaufen war und der sie aus roten Augen fürchterlich anstierte.

„Was gibt's?“ stotterte sie.

„Schöne Frau,“ antwortete der Mann der raschen Tat, „ist dieses Kind der Sohn meiner Lenden oder ist es der Bankert des Savetz, Eures Freundes?“

Bei diesen Worten erbleichte Berta. Wie eine Löwin auf ihr Junges warf sie sich auf ihr Kind.

„Er ist Euer Sohn,“ rief sie.

„Wenn Ihr den Kopf des Kindes nicht zu Euren Füßen sehen wollt, beichtet und antwortet mir wahr und wahrhaftig. Ihr habt einen Geliebten?“

„Was soll das?“

„Wer ist es?“

„Nicht Savetz, und ich kann Euch nicht den Namen eines Manns nennen, den ich nicht kenne.“

Da ergriff der Konnetable den Arm seiner Frau und erhob sein Schwert. Damit schnitt er ihr das Wort vom Munde ab; aber sie warf ihm einen stolzen und kalten Blick zu. „Oh, töte mich,“ rief sie, „aber rühre mich nicht an.“

„Nein, du sollst leben,“ antwortete der Mann, „du sollst härter gestraft werden als mit dem Tod.“ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer. Er wollte ihr keine Zeit lassen zu Bitten und Tränen und den tausend weiblichen Listen und Verschlagenheiten, gegen die er, wie er wohl wußte, ohne Waffen gewesen wäre. Er rief alle seine Leute zusammen und alles zitterte bei seinem Anblick; es war ihnen nicht anders als ob der jüngste Tag gekommen sei und sie stünden vor dem ewigen Richter.

Er bekam auf seine Fragen nur sehr verworrene Reden, aber soviel wurde ihm doch klar aus dem vielen Hin und Her, daß kein männlicher Schloßbewohner seine Finger in die schmutzige Sauce getunkt hatte — mit Ausnahme eines Hundes, den er im Garten als Wächter aufgestellt, und der stumm geblieben war, wie er auch jetzt weder Rede noch Antwort gab. Der Konnetable ergriff das treulose Tier und erwürgte es zwischen seinen Fäusten. Mit großen Schritten ging er im Saal auf und ab und seine Wut folgte ihm auf den Fersen. Erst mit der Zeit wurde er ein wenig ruhiger und überlegte. Nicht anders als durch den Garten konnte der Vizekonnetable in das Haus gekommen sein. Von dort führte eine kleine Pforte nach dem Ufer des Flusses hinaus. Denn das Hauptportal des Schlosses in der Heiligantonsgasse (dieses Portal mit seinen schönen Skulpturen in Stein ist bis auf den heutigen Tag erhalten) war wohlverwahrt und befestigt; ebenso war die hohe Mauer längs des Flusses gegenüber der kleinen Insel, die man noch heute die Kuhinsel heißt, mit Schutztürmen versehen und unübersteigbar. Je mehr der Konnetable nachdachte, desto mehr hefteten sich seine Gedanken an jene kleine Gartenpforte, und er dachte sich einen Plan aus, wie er den galanten Eindringling fangen wollte gleich einem Hasen in der Schlinge.

„Beim Schwanz des Teufels," rief er, „der Hörnerlieferant soll mir nicht entgehen, und ich habe Zeit, darüber nachzudenken, was ich ihm für einen Empfang bereiten will."

Und folgendes war der Kriegsplan des schrecklichen Konnetable, der noch vor wenigen Tagen den guten Herzog Johann ohne Furcht vor sich hergejagt hatte wie Spreu im Winde. Eine Anzahl seiner ergebensten Armbrust-

schützen postierte er in die Mauertürme am Flußufer und gab ihnen Befehl, ohne Ansehen der Person, die Frau Konnetable ausgenommen, jedermann niederzustrecken, der Miene machen sollte, aus dem Garten zu gehen oder, sei es bei Tag oder bei Nacht, jemand hineinzulassen. Dieselben Maßregeln traf er am Hauptportal.

Allen Hausbewohnern, den Kaplan mitinbegriffen, war es unter Todesstrafe verboten, das Haus zu verlassen. Die Straßen, die auf das Schloß zuführten, ließ der Schloßherr mit seiner Leibwache besetzen, die sich versteckt halten und jeden ergreifen sollten, der irgendwie ihren Verdacht erweckte.

Kein noch so schlauer Fuchs konnte diesen vielfachen Fallen entgehen, es sei denn, daß ihm Gott seine besondere Hilfe gesandt hätte, wie dem heiligen Petrus, den ein Engel aus seinem Kerker entführt, trotz Ketten und Riegeln und dreifacher Wachen. Aber nicht jedem schickt Gott ohne weiteres seine Engel.

Der Konnetable zog auch heut' in den Krieg; er hatte einen Strauß mit denen von Poissy auszufechten, und nichts in der Welt hätte ihn von einem solchen Vergnügen zurückgehalten. Das wußte die arme Herzogin Berta und hatte darum schon am Abend vorher ihrem Geliebten eine Botschaft übermittelt, deren Inhalt man sich leicht denken kann.

Während der Konnetable damit beschäftigt war, aus seinem Schloß eine Mördergrube zu machen, verlor auch die Schloßfrau ihre Zeit nicht mit Strumpfstricken und Litaneienbeten.

Zunächst erfuhr sie von der unglücklichen Zofe, die sich mit Hilfe ihrer letzten Lebensgeister zu ihrer Herrin geschleppt hatte, daß der gestrenge Herr von nichts und

nichts wisse; und bevor ihr der Tod vollends die Kehle zuschnürte, gab sie ihrer geliebten Gebieterin die tröstliche Versicherung, daß sie ihrer Schwester, der Wäscherin, vollkommen vertrauen könne, als welche sich gern in tausend Stücke hacken lassen würde, nur um der gnädigen Frau zu gefallen. Es sei das die schlaueste und verschlagenste Gevatterin im ganzen Stadtviertel, und wie männiglich wisse, das famoseste Kuppelweib auf zehn Meilen im Umkreis.

Die Herzogin beweinte ein wenig den Tod ihrer guten Zofe, dann schickte sie nach der Wäscherin und riet mit ihr hin und her, wie es anzustellen sei, den armen Savetz zu retten. Die beiden Frauen beschlossen zuerst, ihn von dem Argwohn des Schloßherrn zu benachrichtigen, damit er es sich gesagt sein lasse und fein zu Hause bleibe.

In dieser Absicht belud sich die Wäscherin mit einem ungeheuren Pack schmutziger Wäsche und wollte damit das Schloß verlassen. Aber unter dem Portal stieß sie auf einen Bewaffneten, der sich taub stellte gegen alles, was sie vorbrachte. Sie merkte nun, wieviel Uhr die Glocke geschlagen hatte, und kam zurück, um ihrer Herrin Bericht zu erstatten. Aufs neue hielten die beiden Frauen Rat. Außer den andern schrecklichen Dingen, wovon sie sich nichts Gutes für ihren Freund versah, erfuhr die Herzogin auch, daß es ihr persönlich frei stand, zu gehen, wohin sie wollte. Sie glaubte also nichts besseres tun zu können, als von ihrem Recht Gebrauch zu machen. Aber sie kam nicht weit. Schon in Steinwurfsweite vom Portal kehrte sie wieder um; denn sie hatte bemerkt und gleich verstanden, daß ihr Herr vier Pagen befohlen hatte, der Herzogin unweigerlich das Ehrengeleite zu geben und ebenso zwei bewaffneten Schildwachen, ihr auf der Ferse zu

folgen wie ihr Schatten. Die arme Frau Konnetable kam in ihr Zimmer zurück und weinte heftiger als alle heiligen Magdalenen zusammen, die man je in Kirchen und Kapellen auf frommen Bildern gesehen hat.

„Ach,“ rief sie ein über das andre Mal, „mein armer Freund soll vernichtet werden, ich soll ihn nicht wiedersehen. Ich soll ihm nicht mehr die zarte Wange streicheln, nicht mehr die süße Stimme hören; das liebe Haupt, das so oft auf meinen Knien geruht, wird blutend in den Staub sinken. Könnte ich doch meinem Mann an seiner Stelle einen unnützen Hohlschädel unterschieben, einen lausigen Grindkopf an Stelle dieses duftigen Lockenhaupts.“

„Wenn es nur das ist,“ rief die Wäscherin, „können wir da nicht den Hundejungen, der mir ergebener ist als ein Hund selber, denn er liebt mich; können wir den nicht in ritterliches Gewand stecken und ihn also aufgeputzt an die verhängnisvolle Pforte bringen, wo der Tod aus zwanzig Augen lauert?“

Mit teuflischem Grinsen sprach das fromme Weib diese Worte, die allerdings einen hohen Begriff gaben von ihrer Vasallentreue; um die Lippen der Herzogin legte sich ein böses Lächeln.

„Gebt acht,“ nahm die Wäscherin von neuem ihre Rede auf, „wenn die Soldaten den Tolpatsch hingestreckt haben, werden sie eiliger nach dem Weinfaß laufen als die frömmsten Nonnen nach der Mette.“

„Aber wird der Herr den Buben nicht erkennen?“

Und die Herzogin versank in Nachsinnen. Sie griff sich ans Herz: „Ach nein,“ rief sie, „es muß ein Edelmann sein; in dieser Sache muß edles Blut fließen.“

Sie dachte von neuem nach. Plötzlich aber sprang sie freudig auf: „Ich hab's.“

Sie trocknete ihre Tränen, glättete ihr Gesicht, daß sie aussah wie eine kleine Heilige, hakte sich die Almosentasche an den Gürtel, nahm ihr Gebetbuch zur Hand und machte sich unverzüglich auf den Weg nach der Paulskirche, wo gerade die Glocken zur letzten Messe läuteten.

Als eine Dame, die viel Langeweile hat, wie alle Damen der Hofgesellschaft, versäumte sie nie diese Messe, die man die „parfümierte" nannte, denn es roch und duftete dabei nach allen Wohlgerüchen der Welt, nach den feinsten Essenzen und Spezereien all der geputzten Hofdamen und geschniegelten Herren, und man sah dabei keine andern Sporen als goldene und keine andern Kleider als von Brokat und kostbaren Stickereien.

Die Herzogin Berta ließ also die brave Wäscherin im höchsten Erstaunen zurück und kam, von den Pagen und den zwei bewaffneten Schildwachen begleitet, mit großem Pomp in die Kirche.

Um das Folgende zu verstehen, ist hier einzufügen: Unter dem Gewimmel von hübschen jungen Kavalieren, die die Damen hier umschwärmten, war mehr als einer, der es auf die Herzogin abgesehen hatte und ihr heimlich huldigte in seinem Herzen, wie es die Jugend pflegt. Es waren lose Vögel, naschige Gelbschnäbel, die über ihr Gebetbuch hinweg mehr nach den Bänken der Damen schielten als nach dem Altar und dem Priester.

Darunter war nun einer, dem die Herzogin von Zeit zu Zeit das Almosen eines freundlichen Blicks gönnte, weil sein ganzes Wesen tiefer und weniger flatterhaft schien, als das der andern. Er benahm sich auch gesitteter, lehnte immer still und unbeweglich an derselben Säule und schien schon ganz glücklich beim bloßen An-

blick der Dame seines Herzens. Ein sanfter melancholischer Ausdruck lag auf seinem blassen Gesicht. Diese Züge sprachen von einem starken Herzen, von einem Herzen, das sich von heftiger Leidenschaft nährt und imstande ist, sich mit Wollust in den Abgrund einer verzweiflungsvollen Liebe zu stürzen. Er gehörte einer seltenen Rasse von Menschen an; denn im allgemeinen schwärmt dieses Höflingsvolk mehr für die Dinge auf der Oberfläche, als für die geheimen Seligkeiten, die in den Tiefen und Abgründen der Seele blühen.

Dieser Edelmann war einfach aber sauber und anständig, ja im einzelnen sogar nicht ohne Zierlichkeit und persönlichen Geschmack gekleidet. Die Herzogin hielt ihn für einen armen Glücksritter, der von weither gekommen war und dessen ganze Habe in seinem Mantel und seinem Degen bestehen mochte. Und so, weil sie ihn arm glaubte und weil sie wohl bemerkt hatte, daß er sie liebte, auch ein wenig weil ihr seine gute Haltung gefiel, ebenso wie seine schönen schwarzen Haare, sein schlanker Wuchs, zusammen mit seiner bescheidenen und ergebenen Miene, wünschte sie ihm von ganzem Herzen alle Gunst vornehmer und mächtiger Frauen. Sie selber pflegte als gute Hausfrau keinen Vorteil zu vernachlässigen, auch nicht in den verliebten Angelegenheiten, und also hütete sie sich wohl, die stumme Huldigung des Unbekannten kurzer Hand abzuweisen, vielmehr ermutigte sie ihn, wenn sie gerade aufgelegt war, mit manchem aufmunternden Blick, von dem sie wohl wußte, wie er ihm in die Seele drang.

In Wahrheit spottete sie seiner, denn sie war gewohnt, mit ganz andern Dingen ihr Spiel zu treiben, als mit der Ergebenheit eines armen Ritters; sie war

nicht umsonst die Frau des Konnetable, dieses Abenteurers, der um Königreiche spielt wie andre um Silbermünzen.

Die Frau Konnetable hatte den Ritter gleich richtig eingeschätzt. Er war der vollkommene Herr von Habenichts. Mit Namen hieß er Julien de Boys-Bourredon, also daß man auf deutsch sagen würde Julian von Sindelwald; aber er hatte von seinem Lehen und Wald nicht so viel Holz geerbt, um sich einen Zahnstocher davon machen zu können, und besaß keine andre Ausstattung, als die ihm seine verstorbene Mutter schon bei der Geburt mitgegeben. Daran fehlte allerdings nichts und er hielt diesen Reichtum für hinlänglich, um durch ihn bei irgend einer reichen und vornehmen Dame sein Glück zu machen. Er wußte, daß es viele gab, die auf diesem Wege hoch gestiegen sind. Bis jetzt hatte er recht als Verschwender der mütterlichen Mitgift gelebt; aber das wurde anders, als er eines Tags in die parfümierte Messe kam und seine Augen die Herzogin Berta erblickten.

Da erfuhr er zum ersten Male, was die Liebe sei. Und diese paßte aufs prächtigste zu seinen Einkünften; denn er vergaß darüber das Essen und Trinken und vieles andre, aber sie zehrte auch an ihm, während er selber wenig zu verzehren hatte.

Dieser hübsche Sant war der guten Herzogin in ihren Todesängsten eingefallen: ihn in den Tod zu locken, war sie in die Messe gekommen.

Der verliebte Säulenheilige stand bei ihrem Eintreten, die Schulter an den Pfeiler gelehnt, an seinem gewohnten Platz; sie erkannte beim ersten Blick, daß er sich nach ihr gesehnt hatte wie ein Kranker nach der Morgensonne eines schönen Frühlingstags. Sie aber kehrte sich von

ihm ab und schritt auf die Königin zu, auf deren Rat und Hilfe sie hoffte in ihrer Bedrängnis, war doch die hohe Frau die freundliebe Base ihres Geliebten. Aber der Kapitän der Leibwache verneigte sich ehrfurchtsvoll vor ihr und sprach:

„Gnädige Frau, es ist uns unter Todesstrafe befohlen, Euch zu verhindern, daß Ihr an irgend jemand das Wort richtet, sei es Mann oder Frau, sei es sogar die Königin, sei es sogar Euer Beichtvater. Wir bitten Euch inständig, denn unser aller Leben steht auf dem Spiel."

„Ist es nicht Eure Pflicht," antwortete sie bitter, „für Euren Herrn zu sterben?"

„Ihm zu gehorchen ist zuvörderst unsre Pflicht," erwiderte der Landsknecht.

Mit einem bitteren Lächeln begab sich die Dame nach ihrem Betstuhl, doch warf sie zuvor einen Blick nach ihrem treuen Anbeter und fand, daß sein Gesicht blasser und eingefallener aussah als je.

„Ach was," sagte sie bei sich, „dem sitzt der Tod schon im Herzen, meine Sünde wird nur halb so groß sein."

Indem sie so bei sich dachte, warf sie dem Junker Blicke zu, wie sie außer einer Französin nur Prinzessinnen und ähnlichen hohen Damen erlaubt sind, und die falsche Liebe, die sie in diese Blicke legte, träufelte sich wie Gift in das Herz des armen Junkers. Er aber hielt das Gift für ein heiliges Feuer und sein Herz schwoll an von Liebe und Liebeszuversicht. Von neuem erfreute sich die Herzogin über die allmächtige Gewalt ihrer dämonischen Augen, die stumme Antwort des Ritters ließ ihr keinen Zweifel. Seine Wangen, die sich lebhaft färbten, redeten mit einer deutlicheren Eloquenz, als die berühmtesten Rhetoren von Rom und Athen, und ihre Sprache wurde nicht

mißverstanden. Um sich aber zu überzeugen, daß dieses Erröten mehr war als ein Zufall, mußte sie die Kraft ihrer Blicke noch deutlicher erproben. Und sie wiederholte das Spiel wohl ein dutzendmal.

Da hatte sie aber auch nun die unfehlbare Gewißheit, daß der Junker bereit war, für sie durchs Feuer zu gehen. Sie war davon so gerührt, daß sie sich nicht enthalten konnte, ihm mit einem einzigen alles versprechenden Blick die höchste irdische Seligkeit ins Herz zu gießen; sie wollte ihn wenigstens, wie sie sich in ihrer weiblichen Logik sagte, einmal ganz glücklich gemacht haben, ehe sie ihn dem Tod in den Rachen stieß.

Als der Priester sich am Altare umkehrte und sein **Ite missa est** sang, welches bekanntlich so viel heißt als „Geht, wir sind fertig," worauf in dieser goldenen Herde mit lauter goldenen Vließen sofort eine lebhafte Bewegung entstand, da näherte sich die Herzogin dem Pfeiler des verliebten Junkers und mit einem wohlberechneten Blick lud sie den Fant ein, ihr zu folgen; ja, um sich zu überzeugen, daß sie auch wohlverstanden worden war, blickte sie nach einigen Schritten um und wiederholte noch deutlicher ihre Einladung. Er hatte sich noch kaum gerührt an seinem Pfeiler. Sein Glück schien seiner Bescheidenheit allzu groß, er konnte unmöglich dran glauben. Erst bei ihrer zweiten Aufforderung gewann er die Gewißheit, daß er sich nicht getäuscht und schloß sich ihrem Gefolge an, aber noch immer zögernden Schritts, die Seele voll Bangigkeit wie ein junges Mädchen, das seiner ersten Sünde entgegengeht. Aber die Herzogin, die ihm immer wieder von Zeit zu Zeit einen Blick zuwarf, flößte ihm mehr und mehr Mut ein. Sie machte ihn nach und nach ganz kirre und zog ihn hinter sich her wie der Fischer

einen Hecht, der sich in seine Angel verbissen hat. Kurz, die Herzogin schien alle Kniffe des Handwerks zu kennen, jenes Handwerks gewisser Damen, die ihre Kunden auf der Straße suchen, und man mußte da wohl an das Sprichwort denken, daß die Gegensätze einander berühren und daß oft eine ganz große Dame von einer ganz großen Dirne nicht so weit entfernt ist, als unschuldige Gemüter zu glauben geneigt sind.

Am Portal des Schlosses zögerte die Herzogin einen Augenblick, einzutreten; wieder traf ihr einladender Blick den armen Ritter. Den Guten überrieselten alle Schauer der Seligkeit. Zitternd ergriff er die Hand, die die Herzogin ihm darreichte und die ebenfalls zitterte, aber aus andren Gründen. Also schritten sie zusammen durch das Tor.

In diesem verhängnisvollen Augenblick empfand die Herzogin wohl ein leises Bedauern darüber, daß sie den treuen Savetz nicht anders retten konnte, als indem sie ihn verriet; allein als resolute Dame wußte sie sich drüber hinwegzusetzen, und indem sie den Arm ihres Kavaliers etwas fester an sich zog:

„Folgt mir auf mein Zimmer," sprach sie leise, „ich muß mit Euch sprechen."

Und er, ohne Ahnung, daß es um sein Leben ging, fand keine Antwort, das Glück machte ihn stumm. Im Gemach der Herzogin angelangt, zog diese die Wäscherin ein wenig auf die Seite.

„Rike," sagte sie, „wo soll ich den Mut hernehmen, ihm zu gestehen, womit ich seine treue Liebe und Anhänglichkeit zu vergelten im Begriff stehe."

„Warum es ihm sagen," erwiderte das Weib, „er wird es früh genug erfahren. Im Krieg sterben so viele

Leute für nichts und wieder nichts, dieser da weiß wenigstens, warum er stirbt."

„Nein," rief die Herzogin, „ich will ihm alles gestehen, das soll meine Buße sein."

Unterdessen stand der Junker auf der Seite, er fand, daß sich die Herzogin ein wenig kühn benehme, aber es schien ihm auch, und sogar einem Buckligen hätte es so geschienen, daß sie allen Grund dazu hatte; er hielt sich für durchaus würdig, dieser schönen Dame eine so tollkühne Liebe einzuflößen.

Wie er so dachte, näherte sich ihm die Herzogin. Sie zog ihn in ein Nebengemach. Das stolze Weib fühlte sich auf einmal nicht mehr im stande, ihre niederträchtige Rolle weiter zu spielen, die bessere weibliche Natur in ihr gewann einen Augenblick die Oberhand.

„Teurer Herr," rief sie, indem sie ihm zu Füßen sank, „ich habe ein furchtbares Unrecht an Euch getan, höret: Ihr könnt dieses Schloß nicht lebendig verlassen, Ihr seid unfehlbar dem Tode geweiht. Eine heftige Liebe zu einem andern hat mich zu diesem Verbrechen getrieben . . . Ihr könnt seinen Platz nicht einnehmen in meinen Armen, nur in den Tod werdet Ihr für ihn gehen. Darum habe ich Euch gebeten, mir zu folgen."

„Schöne Frau," erwiderte Julian von Sindelwald, „ich danke Euch, daß Ihr über mich verfügt habt, wie über Euer Eigentum. Tag und Nacht war es mein einziger Wunsch, Euch das anzubieten, was der Mann nur einmal geben kann, nehmt also mein Leben."

Bei diesen Worten sah der Ritter sie an, daß ihre Seele im tiefsten erbebte; es war als ob er mit diesem einen Blick alles hätte ausschöpfen wollen, was er, wenn er glücklicher gewesen wäre, durch ein verzücktes Anschauen

in Tagen und Jahren an Seligkeit und Glück einzutrinken vermocht haben würde. Frau Berta war nicht unempfindlich gegen solche Worte einer hohen Tapferkeit und Liebe. „Ach," rief sie, indem sie sich erhob, „daß ich doch Savetz nicht gekannt hätte, wie würde ich Euch geliebt haben."

„Beruhigt Euch," sagte der Ritter fest, „mein Los war mir längst vorhergesagt, die Astrologen, die mir das Horoskop gestellt haben, haben es in den Sternen gelesen, daß ich durch die Liebe einer hohen Dame sterben werde. Aber bei Gott," rief er, indem er an seinen Degen faßte, „ich will mein Leben teuer verkaufen. Und ich will mich nicht beklagen, da die glücklich wird durch meinen Tod, die ich über alles liebe. So werde ich in ihrem Herzen und Gedächtnis sicherer und länger leben, als wenn ich leiblich lebte."

Von dieser Rede des tapfern Mannes wurde die Herzogin bis ins Herz hinein getroffen. Zugleich fühlte sie sich in ihrer weiblichen Eitelkeit aufs höchste verletzt, daß der junge Mann in den Tod gehen wollte, ohne ihrer auch nur zu begehren. Mit einer Gebärde, die Schmerz und Verlangen ausdrückte, streckte sie ihm die Arme entgegen.

Ihm traten Tränen in die Augen. „Wollt Ihr mir den Tod so erschweren!" rief er verzweiflungsvoll.

Die Kraft dieser Liebe überwältigte sie. Der Name Savetz war wie weggelöscht aus ihrer Seele . . .

Während dieser Zeit hatte die Wache am Hauptportal den Konnetable benachrichtigt, daß der Galan ins Netz gegangen; umsonst habe ihn die Herzogin während der ganzen Messe mit Blicken und Zeichen zu verständigen gesucht, um ihn zu retten, seine Liebestollheit habe ihn verständnislos gemacht.

Sie waren ihrem Herrn bereits unterwegs begegnet, der sich in großer Hast nach der Gartenpforte begab, weil ihn die Armbrustschützen bereits verständigt hatten, daß Savetz eben durch diese Pforte eingetreten sei.

Wirklich war Savetz, wie verabredet, auf die Minute erschienen und, wie alle Verliebten einzig an seine Dame denkend, hatte er nichts von den Vorkehrungen des Grafen bemerkt und war unverweilt durch das Pförtchen geschlüpft. Der Konnetable schnitt mit einer heftigen Bewegung den Wächtern aus der Heiligantonsgasse das Wort vom Munde ab: „Er wisse schon, daß der Fuchs gefangen sei."

Und alle zusammen, Landsknechte, Armbrustschützen, die Hauptleute und der Konnetable stürzten nach der kleinen Pforte, hinter der Karl von Savetz, das verhätschelte Patenkind des Königs, verschwunden war. Sie erreichten ihn droben just vor der Türe der Herzogin, so daß sein Aufschrei, so kurz er war, zu ihren Ohren drang und sein Todesröcheln sich vermischte mit ihren Schreien der Lust und dem Liebesgestöhn des Junkers in ihren Armen.

„Das war Savetz, der für mich stirbt," rief die Herzogin aus.

„So werde ich für Euch leben," antwortete Sindelwald, „wenn es aber nicht möglich ist, so will ich gern mein Glück mit demselben Preis bezahlen, wie er das seine."

„Geschwind in diese Truhe," flüsterte sie, „der Konnetable kommt."

In diesem Augenblick trat der Herr von Armignak ins Zimmer. Seine ausgestreckte Hand hielt das Haupt des Erschlagenen, er stieß es blutend vor der zitternden Berta auf den Tisch.



„Das war Savetz, der für mich stirbt",
rief die Herzogin aus.

„Schöne Frau," sagte er, „dieser Anblick wird Euch lehren, nicht wieder die Pflichten gegen Euren Gemahl mit Füßen zu treten."

„Ihr habt einen Unschuldigen getötet," antwortete sie kalt. „Savetz war nicht mein Geliebter."

Und die schöne Frau gab nun eine wahrhaft teuflische Probe von weiblicher Kühnheit und Verstellungskunst. Sie maß ihren Gemahl mit einem so stolzen Blick, daß er auf einmal ganz klein wurde und sich als den Schuldigen fühlte.

„Von wem habt Ihr dann geträumt heute morgen?" fragte er bestürzt.

„Vom König," sagte sie kurz.

„Aber warum hast du mir denn das nicht gesagt, mein Liebchen."

„Ihr würdet es mir schön geglaubt haben in Eurer bestialischen Wut."

Einen Augenblick war der Konnetable sprachlos.

„Aber," begann er wieder, „wie kommt es nur, daß Savetz einen Schlüssel zur Gartenpforte hatte?"

„Was weiß ich," sagte sie kurz, „ich bin nicht der allwissende Gott. Aber so lange Ihr nicht so viel Achtung habt, zu glauben, was ich sage, werde ich überhaupt nicht mehr mit Euch reden."

Wie eine Wetterfahne, die der Wind bewegt, drehte sie sich auf dem Absatz um und machte sich daran, nach dem Hauswesen zu sehen, wie wenn sie im Leben keine höhere Sorge gekannt hätte. Der gute Herr von Armignak aber stand da wie ein begossener Pudel und war in großer Verlegenheit, was er nun mit dem Kopf des armen Savetz anfangen solle; er murmelte ganz unverständliches Zeug vor sich hin, während der Junker in der Truhe sich

wohl hütete zu husten. Endlich schlug der Konnetable mit der Faust auf den Tisch:

„Da hab' ich nun über der dummen Geschichte die von Poissy nur halb zusammengehauen, es ist Zeit, daß ich den Rest nachhole."

Dieser Gedanke gab ihm sein Selbstbewußtsein wieder, mit festen Schritten verließ er das Gemach, und unter irgend einer Verkleidung verließ auch der junge Sindelwald das Schloß.

Der arme Savetz aber wurde sehr beweint von seiner Dame, die wahrhaftig alles getan hatte, was eine Frau nur tun kann, um ihren Geliebten zu retten. Später aber wurde er nicht nur beweint, sondern auch schmerzlich vermißt. Die Frau Konnetable war so unvorsichtig, das lustige Abenteuer der Königin Ilsebill zu erzählen; sie rühmte dabei fast allzufeurig den jungen Ritter, der sie zum Dank dafür schnöde verließ und der Geliebte der Königin wurde.

Übrigens hatte sein Horoskop richtig prophezeit. In seinem hohen Glück war er hochmütig geworden und rücksichtslos gegen alle; als er darum eines Tags sogar gegen seinen König den schuldigen Respekt vergaß, benutzten neidische Höflinge diese günstige Gelegenheit, dem König Dinge ins Ohr zu flüstern, die er nicht geneigt war, in Marmor graben zu lassen, vielmehr ließ er in der nächsten Nacht den tapfern Sindelwald in einen Sack nähen und, wie jedermann weiß, bei der Fähre von Charenton in die Seine werfen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß seit jenem Tage, an dem der Konnetable so wütig mit dem Schwert um sich gehauen, seine gute Ehefrau sehr im Vorteil gegen ihn war. Täglich rieb sie ihm die beiden Morde unter die Nase und machte ihn damit geschmeidig

wie einen Handschuh. Er erklärte sie für die ehrbarste und tugendsamste Hausfrau, die sie in der Tat war. Und da nun ein Buch, wie alle großen ältern Autoren beweisen, das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und dem lustigen Lachen womöglich eine lausige Lehre hinzufügen soll, so habe ich euch noch zu sagen, daß die Quintessenz dieser Historie die ist: nämlich erstens, daß die Damen, auch in den schwierigsten Fällen, nie den Kopf zu verlieren brauchen, weil der Gott der Liebe immer auf ihrer Seite steht, besonders, wenn sie schön sind und von vornehmer Geburt; und zweitens, daß die schönen Junker, die sich zu einem Stelldichein der Liebe begeben, dies nicht allzu leichtsinnig und sorglos tun, sondern die Augen offen halten nach allen Seiten, ob ihnen nicht Fallen und Gefahren drohen, denn das beste auf der Welt nach einer tugendhaften Frau ist ohne Zweifel ein hübscher Junker.

Das Mädchen von Thilhouze.

Der Schloßherr von Varnhalt, einem heitern und lustigen Ort, dessen Schloß in der Richtung nach dem Städtchen Thilhouze zu liegt, hatte eine gebrechliche Frau, die aus Neigung oder Abneigung, aus Vergnügen oder Mißvergnügen, aus Krankheit oder Gesundheit, ihm das verweigerte, was der Sinn jedes Ehevertrags ist, wenn es auch nicht ausdrücklich hineingeschrieben wird.

Um gerecht zu sein gegen die gute Frau, muß gesagt werden, daß der genannte Schloßherr allerdings ein recht ungeleckter Geselle und ungefähr so liebenswürdig war wie der Rauch, der seit Jahr und Tag die Schloßhalle schwärzte und beizte. Er hatte zum Überfluß wohlgezählte Sechzig auf dem Rücken, wovon er ebenso gern sprach und reden hörte, wie die Witwe des Gehängten vom Strick. Doch die Natur hat den Tisch für alle gedeckt, für die Schiefen und Buckligen so gut wie für die Geraden, und wenn sie sich auch um keinen einzelnen besonders kümmert — sie hat andres zu tun —, hat sie doch nichts dagegen, wenn alle sich satt essen aus ihren Schüsseln, also daß auch hier wieder die Sprichwörter recht behalten: „Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen" und „Kein Topf ist so häßlich, daß er nicht einen Deckel findet."

Der edle Herr von Varnhalt aber mochte am liebsten nur hübschen kleinen Töpfchen ein Deckel sein, und seine Leidenschaft für Hochwild schloß nicht aus, daß er zwischen-

hinein gern auf zahmere und stillere Tierlein pirschte. Doch war diese Art Wild recht selten in der Gegend und die Jungfernschaften standen ein wenig hoch im Preis. Aber wer sucht, der findet. Und so kam dem herumspürenden und herumspionierenden Herrn von Varnhalt eines Tags die Kunde zu, daß in dem Städtchen Thilhouze eine arme Weberswitwe wohnte, die in einem jungen Springinsfeld von Mädel einen wahren Schatz besaß. Das sechzehnjährige Ding, hieß es, kam ihr nicht von der Schürze, nicht einmal allein pissen gehen durfte sie, so groß war die Vorsicht und Ängstlichkeit der Mutter. Sie schliefen beide zusammen in einem Bett und teilten gleicherweise jede Arbeit, die ihnen, wenn es gut ging, einen Sechser für den Tag einbrachte. An den Festtagen führte die Mutter ihre Kleine sozusagen an der Leine in die Kirche und ließ ihr höchstens die Zeit, da und dort ein Scherzwort mit einem Jungen auszutauschen; nur durfte der Tölpel sich's nicht einfallen lassen, mit den Händen reden zu wollen. Es waren aber schlechte Zeiten und die Witwe und ihre Tochter verdienten grad so viel, um nicht Hungers zu sterben. Sie wohnten bei armen Verwandten, hatten oft im Winter kein Holz und im Sommer keine Kleider und mußten für Miete und andres so viel schuldig bleiben, daß sogar ein Gerichtsvollzieher darüber erschrocken wäre. Und also nahm nicht nur die Schönheit des Mädchens von Tag zu Tag zu, sondern ebensosehr die Armut der Mutter, die für die junge Jungfernschaft das letzte hingab, wie ein Alchimist für seinen Schmelztiegel, der ihm Hab und Gut verschlingt.

Das alles hatte der Herr von Varnhalt sorgfältig ausgekundschaftet, und eines schönen Tags, obgleich es

regnete an dem Tag, erschien der edle Waidmann wie zufällig in dem dunklen Loch der beiden Spinnerinnen. Unter dem Vorwand, sich die Kleider zu trocknen, schickte er seinen Knappen nach Holz und Reisig aus; er selbst aber setzte sich auf einen Schemel zwischen die beiden armen Frauen. Es fiel gerade so viel trübes Licht des grauen Regentags in die öde Kammer, daß er das Mädchen von Thilhouze nach allen Richtungen beaugenscheinigen und bei sich feststellen konnte, daß ihre Arme rund und fest waren, daß zwei wohlgebaute Bastionen das jungfräuliche Herz verteidigten und daß keine junge Eiche schlanker und biegsamer sein konnte als der Körperwuchs dieser Jungfrau, die so kühl und weich sein mußte wie ein erster Schnee, so frisch, zart und saftig wie ein junger Sproß im April. Kurz, sie hatte Ähnlichkeit mit allem, was es nur Schönes auf der Welt gibt. Ihre Augen waren von dem kindlichen Blau des ungetrübten Himmels und ihre Blicke unschuldiger als die der Jungfrau Maria, die eben doch schon ein Kind empfangen hatte, wie es auch zugegangen sein mag.

Ein Schlingel würde ihr gesagt haben: „Willst du's mit mir probieren?“ „Warum nicht,“ hätte sie geantwortet, „wo du willst.“ So unwissend und dämlich war sie in diesen Dingen.

Der gute alte Schloßherr rückte verlegen auf seinem Schemel hin und her, beschnupperte das Mädel wie ein Hühnerhund und machte ein paar Augen nach ihr wie ein Affe nach einer welschen Nuß. Das alles sah die Alte, piepste aber nicht, aus Furcht vor dem Herrn — der der Herr war über Land und Leute. Doch als dann Holz und Reisig auf dem Herde flammten, fand der Jäger endlich ein Wort.

„Bei Gott," sagte er, „das wärmt fast wie die Augen Eurer Tochter."

„Nur schade, daß wir nichts zu kochen haben an diesem Feuer," antwortete die Alte.

„Durch Eure Schuld."

„Wieso?"

„Nun denn, meine Liebe, verdingt das Kind an meine Frau, die gerade eine Kammerjungfer nötig hat und Ihr sollt jeden Tag einen warmen Herd haben."

„Was nützt mir ein warmer Herd mit einem leeren Topf?"

„Also," erwiderte der alte Dachs, „Ihr sollt auch die Suppe dazu bekommen. Ich will Euch einen Malter Weizen herbringen lassen für jede Ernte."

„Wo sollte ich das Korn aufheben?"

„Im Kasten, bei Gott," rief der Baron, der im Begriff stand, aus einem Schürzenjäger ein Schürzenhändler zu werden.

„Ach, du guter Gott, ich habe nicht Kisten noch Kasten."

„So werde ich Euch alles geben, Truhe, Schrank und Ofen, auch Holz genug und obendrein ein gutes Bett mit einem Himmel drüber."

„Es wäre aber schad, wenn es auf die schönen Sachen regnete, hoher Herr, ich habe nicht Dach und Fach."

„Seht Ihr da drüben das schöne Haus „zum Entenfuß", wo mein armer Jagdknappe wohnte, der Pelegrin, dem neulich der wütige Eber den Bauch aufgeschlitzt hat?"

„Ich sehe es," antwortete die Alte.

„Gut, Ihr sollt darin wohnen bis an das Ende Eurer Tage."

„Oh, du guter Gott," rief da die Alte, indem ihr die Spindel entfiel, „ist es auch die Wahrheit, was Ihr sagt?"

„Bei meinem Ritterwort.“

„Und was für einen Lohn soll meine Tochter bekommen?“

„So viel sie in meinem Dienst nur verdienen will,“ erwiderte der Schloßherr.

„Gnädiger Herr, Ihr scherzt.“

„Nein,“ sagte er.

„Ihr scherzt, hoher Herr.“

„Bei Sankt Eustach und bei Sankt Winthir und bei den tausend Millionen der andern Heiligen, die da droben herumwimmeln mögen, schwöre ich Euch, daß ...“

„Wenn Ihr also wirklich nicht mit einer armen Frau Euren Scherz treibt,“ sprach die vorsichtige Mutter, „so hätte ich nur noch den Wunsch, daß all Eure schönen Sachen vorher dem Notar einen kleinen Besuch machten.“

„Aber bei dem Blut Christi und bei dem viel süßeren Eurer Tochter, bin ich Euch nicht Edelmann genug, ist mein Wort nicht so viel wert als ein Tintenklecks.“

„Behüt' mich Gott, so was zu behaupten, aber seht, ich bin eine arme alte Spinnerin und es fällt mir hart, meine Tochter von mir zu lassen. Sie ist noch so jung und zart, sie könnte sich in Eurem Dienst einen Schaden zufügen. Noch gestern sagte der Herr Pfarrer in seiner Predigt, daß wir für unsre Kinder verantwortlich sind vor dem Richterstuhl Gottes.“

„Na, na,“ machte der Schloßherr, „geht denn in Teufels Namen und holt den Notar.“

Ein alter Holzhacker von nebenan humpelte also zu dem Kontrakten- und Paktenmacher, der alsbald ankam und in aller Form, Paragraph für Paragraph, ein Schriftstück aufsetzte, unter das der edle Herr von Varnhalt ein Kreuz malte und sein Siegel drückte.

Als dies geschehen: „Nun, Mutter," sagte er, „seid Ihr jetzt Gott keine Rechenschaft mehr schuldig für die Jungfernschaft Eurer Tochter?"

„Oh, gnädiger Herr," antwortete sie, „der Pfarrer hat gesagt, solang die Kinder selber noch unvernünftig sind. Meine Tochter aber ist sehr vernünftig."

Und dann zu ihrer Tochter sich wendend:

„Rikele," sagte sie, „dein einziges Gut ist deine Ehre; wo du nun aber hingehst, wird männiglich — unser guter gnädiger Herr ausgenommen — drauf ausgehn, sie dir zu rauben. Aber du weißt nun, was sie wert ist . . . also gib sie nur hin nach reiflicher Überlegung. Und damit deine Tugend keinen Schaden nehme vor Gott und den Menschen, von dem gesetzlichen Fall nicht zu reden, habe wohl acht, zur rechten Zeit für den Streusand auf deinem Heiratsvertrag zu sorgen oder du wirst schlecht fahren in der Welt."

„Ja, Mutter," sagte die Jungfrau.

Und so zog sie aus von der elenden Hütte ihrer Eltern und kam auf das Schloß von Varnhalt, um dort der Dame zu dienen, die wohl mit ihr zufrieden war.

Als nun das gemeine Volk von Varnhalt, Rotzendorf, Wüstenfeld und andern Orten von dem hohen Preis hörten, den der Schloßherr für die Jungfernschaft des Mädchens von Thilhouze bezahlt hatte, da schlugen die guten Hausfrauen die Hände über dem Kopf zusammen, mußten zugeben, daß die Tugend doch das Einträglichste ist auf dieser Welt und nahmen sich vor, die Jungfernschaften ihrer Töchter von nun an besser zu behüten und zu bewahren als ihren Augapfel; aber das war eine so unsichere Spekulation wie die auf Seidenwürmer, als welches Viecherchen sind, die krepieren, ehe man sich's ver-

sieht. Und so sind Jungfernschaften eine Frucht, die, gleich den Mispeln, im Stroh nur allzuschnell morsch und mürbe werden. Trotzdem fanden sich, und für unser Touraner Land will das was heißen, einige Töchter, die in allen Nonnenklöstern für Jungfrauen gehalten wurden; nur möchte ich deß nicht Bürge sein, da ich die Methode, die Verville lehrt, über die vollkommene Tugend junger Mädchen Gewißheit zu erlangen, nicht an ihnen erprobt habe.

Die hübsche Rike oder Frike ließ sich übrigens die weisen Lehren ihrer Mutter gesagt sein und wollte von den Honigworten und dem zuckrigen Schönbartspiel ihres Herrn und Meisters, ohne daß der Herr Notarius seinen Klecks dazu gemacht hätte, nichts hören und wissen.

Wenn der alte Herr Miene machte, ihr das Kinn zu krauen, wurde sie gleich wild und fauchte wie eine Katze, der ein Hund schön tun will. Immer rief sie: „Ich werde es der Gnädigen sagen," und nach Verlauf von einem halben Jahr hatte der gute Mann von seiner Dotation noch nicht einmal so viel zurückbezahlt erhalten als der Betrag eines einzigen Holzscheits ausmacht. Die Rike behandelte ihn je länger, je härter. Sie hatte verdammt maliziöse Redensarten. „Nanu," sagte sie einmal, „könnt Ihr mir's denn wiedergeben, wenn Ihr mir's genommen habt?" Und ein andermal: „Wenn ich so viele hätte, Ihr wißt schon was, so viel wie ein Sieb, sollte doch kein einziges für Euch sein, so häßlich finde ich Euch." Der gute Alte nahm derartige bäuerliche Redensarten für die goldene Sprache der Tugend und erging sich daraufhin in wohlgesetzten Reden, Schwüren und Beteuerungen. Er sah die elfenbeinernen Türme, diese wohlgebauten, festen Vorwerke ihres Herzens, er sah, wie ihre drallen, runden Beine sich bei gewissen Bewegungen in der Hülle

ihres Röckchens modellierten; er sah noch andres, was im stande gewesen wäre, den Hosenlatz eines steinernen Heiligen rebellisch zu machen, und verfiel rettungslos einer greisenhaften Leidenschaft, einer solchen die in geometrischer Proportion zu wachsen pflegt, im geraden Gegensatz zur Leidenschaft der Jünglinge, da die Greise mit ihrer Schwäche lieben, die immer zunimmt, und die Jünglinge mit ihrer Kraft, die abnimmt.

Um dem verteufelten Mädel jeden Grund der Verweigerung zu entziehen, zog der Schloßherr seinen Küfer ins Vertrauen, der so an die Siebzig und darüber hatte, und redete ihm ein, daß er sich eigentlich eine Frau nehmen müsse, die ihm seine alte Haut etwas warm hielte und daß die Rike so die richtige für ihn wäre. Dieser Küfer, der sich in verschiedenen Diensten seines Herrn nach und nach dreihundert Silbergulden Rente erspart hatte, hegte eigentlich keinen andern Gedanken, als seine alten Tage in Ruhe hinzubringen und die Vordertüre seines Hauses für immer geschlossen zu halten. Aber da sein Patron ihm zu verstehen gab, daß er ihm einen großen Gefallen täte, wenn er sich so ein wenig verheiraten wolle, die Sorge um seine Frau werde ihm schon abgenommen werden, gab er aus Ehrfurcht und Dankbarkeit seine Zustimmung. So wurde denn der Heiratsvertrag aufgesetzt, und nachdem sich die tugendhafte Rike vom Schloßherrn ein gutes Leibgeding als Preis ihrer Entjungferung hatte verschreiben lassen, also daß ihrer Tugend keinerlei Gefahr drohte, hatte sie nichts mehr gegen den Handel einzuwenden und wollte dem alten Bock, wie sie sich ausdrückte, gern zu Willen sein. Lachend versprach sie, ihm jedes Scheit Holz, das er ihrer Mutter zukommen ließ, in guter Münze heimzuzahlen, da ihm ohndies bei

seinem Alter ein viertel Klafter mehr als genug sein werde. Unter diesen Auspizien wurde Hochzeit gehalten. Und nachdem der Schloßherr sich überzeugt hatte, daß seine Frau unter ihren Bettüchern wohlverwahrt sei, schlich er sich unverzüglich nach der wohlausstaffierten Kammer, die ihn — von seinem treuen Küfer nicht zu reden — schon ein schönes Haus gekostet hatte nebst so und so viel Klafter Holz, und so und so viel Malter Weizen, nicht zu vergessen das Leibgeding der Kleinen, das nichts weniger als bescheiden war.

Nun müßt ihr wissen, daß der Schloßherr in der Jungfrau von Thilhouze das schönste Mädchen fand, das man sich nur denken kann, und das, vom Schein des Kaminfeuers mit rosigem Licht überhaucht, so herausfordernd und neckisch unter den Bettüchern hervorblinzelte, daß der Alte auch nicht einen Augenblick den hohen Preis für das kostbare Kleinod bedauerte, vielmehr fühlte, wie ihm das Wasser im Mund zusammenlief bei dem königlichen Bissen. Er verlor auch keine Zeit, und als ein Ausgelernter ging er nicht wie die Katze erst lang um den heißen weißen Brei herum. Aber er hatte leider das Sprichwort nicht bedacht von dem alten Esel, der aufs Eis geht.

Wie diesem Esel erging's ihm, er strauchelte, rutschte, glitt aus, fiel auf die Nase, kurz, hatte das ganze Handwerk und was sonst zu dem Tanz gehört, rein vergessen. Das gute Ding aber, die Frike, merkte schnell wieviel die Uhr geschlagen.

„Sehr hoher Herr," sagte sie, „hat die Messe etwa gar schon angefangen? Ihr müßt etwas stärker läuten, wenn Ihr wollt, daß man's hören soll."

Durch diese Rede, die sich, ich weiß nicht wie, im Land verbreitete, wurde die Rike berühmt und noch heute

sagt man allenthalben: „Das ist eine Jungfrau von Thilhouze," um über eine Neuvermählte zu spotten, deren Verstand länger ist als die Nase ihres Manns.

Und so nennt man noch heut' Rike oder Frike oder Fike ein Mädchen, wie ich es euch nicht unter die Betttücher wünschen möchte in der Hochzeitsnacht, wenn ihr nicht etwa mit der Philosophie der Stoiker großgenährt seid, kraft deren man sich über nichts mehr verwundert. Viele aber sind gezwungen, in so vertrackter Lage den Stoiker wenigstens zu spielen; denn immer wieder kommen solche Lagen vor, sintemal die Natur bei allen ihren kapriziösen Veränderungen immer die gleiche bleibt, also daß, wenigstens in unserm Touranerland, die Jungfrauen von Thilhouze wohl nie aussterben werden.

Und wenn ihr mich nun fragt, wo etwa in dieser Geschichte eine Moral zum Vorschein kommen möchte und worin sie besteht, so könnt' ich allenfalls antworten, daß dieses Buch mehr den Zweck hat, im Vergnügen eine Moral, als im Moralisieren ein Vergnügen zu finden. Sollte aber etwa gar so ein alter Kracher und Knickebein mich danach fragen, so würde ich ihm mit aller Schonung, die seiner gelben oder grauen Perücke gebührt, antworten, daß der liebe Gott den Herrn von Varnhalt strafen wollte, weil er so dumm war ein Ding zu kaufen, das keinen Dreck wert ist, sobald es gekauft werden kann.

Der Waffenbruder.

Im Anfang der Regierung des Königs Henricus secundus, desselben, der so sehr die schöne Diana von Poitiers liebte, war noch ein alter Brauch in Übung, der sich nach und nach sehr abgeschwächt hat und heute ganz verschwunden ist, wie viele andre schätzenswerte Sitten und Gebräuche aus der guten alten Zeit: Wir meinen die Wahl eines Waffenbruders, all wovon zu jener Zeit kein ehrlicher Ritter Umgang genommen hätte. Und also war es damit beschaffen: Zwei junge Männer, die sich einmal für tapfer und redlich erprobt hatten, betrachteten sich gleichsam als miteinander verheiratet ihr Leben lang. Sie wurden Brüder. Ein jeder hatte die Pflicht, den andern zu verteidigen, sei es gegen seine Feinde, die ihn in der Schlacht bedrängten, sei es gegen seine Freunde, die ihm bei Hof durch üble Nachreden Schaden brachten. Wenn in Abwesenheit des einen ein Böswilliger ihm Unredlichkeit, Treulosigkeit oder sonst eine Schlechtigkeit nachsagte, hatte der andre die Pflicht, dem zu sagen: „Das lügst du in deine Gurgel hinein," und mit ihm auf den Rasen hinauszugehen und durch die Tugend seines Schwertes die Redlichkeit, Treue und ehrliche Ritterschaft seines Bruders zu beweisen.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß der eine immer der Beistand und Sekundant des andern war in jeder Sache, ob sie gut oder schlimm sein mochte, und daß

sie Glück und Unglück getreulich miteinander teilten. Sie waren enger verbunden als leibliche Brüder, die oft nur Brüder sind durch eine Laune der Natur; die Waffenbrüder aber verband ein heiliges und unverbrüchliches Gesetz. Auch gibt es ganz bewunderungswürdige Exempel von Waffenbrüderschaften, die hinter den berühmten Beispielen von seltener Freundschaft bei den Griechen, Römern und andern Völkern nicht zurückstehen. Aber davon zu erzählen ist nicht meine Sache; unsre Chronisten und Historienschreiber, die jedermann kennt, haben das längst getan.

Ich komme also zu meiner Geschichte. Es war zur Zeit des obengenannten Henricus secundus rex, da schlossen zwei junge Männer aus dem Touranerland miteinander Waffenbrüderschaft an demselben Tag, wo beide ihre Sporen erhielten; der eine war der Junker von Maybusch, wie wir in unsrer Muttersprache sagen würden, der andre ein Herr von Thalheim, wie ich ihn verdolmetscht nennen will. Beide waren als Pagen am Hofhalt des Herrn von Montmorency aufgewachsen und hatten in der Schule dieses berühmten Feldhauptmanns die besten ritterlichen Sitten und Tugenden gelernt. Wie nun in so guter Gesellschaft Tugend und Tapferkeit quasi ansteckend sind, das haben die beiden Jünglinge in der Schlacht von Ravenna gezeigt, wo sie von den ältesten Rittern mit Lob überschüttet wurden.

An diesem heißen Tage war es gewesen, wo der genannte Maybusch von dem Herrn von Thalheim, mit dem er verschiedene Händel ausgefochten hatte, aus höchster Lebensgefahr errettet wurde, wodurch er von der Ritterlichkeit des genannten Thalheim den höchsten Begriff bekam. Da beide nicht ohne Wunden davon gekommen

waren, tauften sie ihre Brüderschaft mit ihrem Blute; unter dem Zelt des Herrn von Montmorency, ihres Patrons, wurden sie in ein und demselben Bett gepflegt.

Es ist aber hier zu sagen, daß der junge Maybusch, ganz entgegen dem Herkommen in seiner Familie, eine wenig einschmeichelnde Physiognomie und höchstens das besaß, was man im gallischen Land eine **beauté du diable** nennt. Im übrigen jedoch war er schlank wie ein Windhund und zugleich von breiten Schultern und stark wie der König Pipin, bekanntlich ein Haudegen ersten Ranges. Der Herr von Schloß Thalheim war dagegen ein wahrhaft goldiger Junge, so ein leckerer Tausendsassa, für den man feine Spitzen und Bänder, seidene Kurzhöschen und durchbrochene Schuhe ganz expreß hätte erfinden müssen, wenn sie noch nicht dagewesen wären. Sein aschblondes, seidenweiches Haar hätte dem schönsten Fräulein Ehre gemacht, kurz, es war ein Knabe, den gern alle Weiblein zum Spielkameraden gehabt hätten, und sagte eines Tags die Dauphine, nämlich die Kronprinzessin von Frankreich, eine Nichte des Papstes, lachend zur Königin von Navarra, die dafür bekannt war, daß sie einen Spaß vertragen konnte: „Dieser Page", sagte das Prinzeßchen, „scheine ihr das beste Pflaster für alle Übel," worüber der hübsche Touraner, der noch nicht sechzehn Jahre zählte, sehr errötete, weil er die drollige Bemerkung für einen hochprinzeßlichen Tadel aufnahm.

Nach der Rückkehr aus Italien gefiel es dem jungen Maybusch, sich unverweilt ins warme Nest zu hocken und eine Heirat zu schließen, die ihm seine Mutter quasi auf dem Präsentierteller entgegenbrachte. Die junge Frau war eine anmutige Person mit einnehmender Physiognomie und wohlausgestatteter Leiblichkeit; sie besaß in der Sankt

Barbarastraße ein großes schönes Haus mit feinen Möbeln und italienischen Gemälden und weit im Land eine ganze Anzahl einträglicher Güter. Einige Tage nach dem Tod des Königs Franziskus, von dem das Gerücht ging, daß er an den Folgen der napolitanischen Krankheit gestorben sei, also daß sich niemand mehr sicher fühlte, selbst bei den höchsten Prinzessinnen, war der mehrgenannte Maybusch gezwungen, den Hof zu verlassen, um jenseits der Alpen, im Lande Piedmont, ein Geschäft von größter Wichtigkeit in Ordnung zu bringen. Ihr könnt euch denken, wie es ihm wenig vergnüglich war, seine junge, leckere, überlebhafte Frau inmitten der Gefahren und Verfolgungen, Fallgruben und Überraschungen dieser galanten Gesellschaft zurückzulassen, wo so mancher kecker Knabe, voll frecher Kühnheit, gieriger war, über ein armes Weiblein herzufallen, als die Geier über ein Aas. Der gute Ehemann wußte sich in seiner Eifersucht keinen Rat. Erst zuallerletzt kam ihm ein Gedanke, wie er sich der Tugend seiner Frau versichern könne. Hört, wie er es anstellte. Er lud seinen guten Waffenbruder ein, am Tag seiner Abreise in aller Morgenfrühe zu ihm zu kommen. Und als er im Hof kaum den Hufschlag des Herrn von Thalheim hörte, sprang er aus dem Bett, ohne seine zartere und weißere Hälfte zu wecken, die sich dem süßen morgendlichen Hindämmern überließ, das allen Feinschmeckern der Faulheit so teuer ist. Thalheim kam auf ihn zu und die beiden Kameraden umarmten sich brüderlich.

„Ich wäre auf deinen Ruf schon diese Nacht gekommen,“ sprach Thalheim, „aber ich hatte einen Liebesstrauß auszufechten mit meiner Dame, die mich in die Arena gerufen. Eine solche Herausforderung abzulehnen,

ging nicht an, aber ich bin früh aufgebrochen. Willst du, daß ich dich begleite? Ich habe ihr deinen Fall erzählt und sie hat mir Treue versprochen für die Zeit meiner Abwesenheit. Wenn sie wortbrüchig wird ... ein Freund muß mir mehr gelten als eine Geliebte."

„Ach, mein Bruder," antwortete Maybusch, aufs tiefste bewegt von diesen Worten, „ich muß deine ritterliche Gesinnung auf eine viel härtere Probe stellen. Willst du, daß ich dir meine Frau auf den Hals lade, willst du sie verteidigen gegen alle und jeden, willst du ihr Führer sein, willst du sie im Zaum halten und mir Bürge sein für meine Ehre? Willst du hier wohnen während meiner Abwesenheit, drin in dem grünen Saal, und der Kavalier sein meiner Frau?"

Der Herr von Thalheim runzelte die Stirne, er sagte:

„Dein Vorschlag macht mir bange. Nicht, daß ich an dir zweifelte, noch an deiner Frau, noch auch an mir, aber Böswillige werden den Fall nutzen und werden unsre Freundschaft verwirren wie einen Knäuel Seide."

„Da laß mich vor sein," rief Maybusch, indem er Thalheim an seine Brust drückte; „wenn es Gottes Wille sein sollte, daß ich zum Hahnrei werde, so will ich es noch lieber durch dich werden als durch einen andern. Aber, mein ritterliches Wort, ich würde dran sterben. So vernarrt bin ich in meine gute, süße, meine tugendhafte Frau."

Bei diesen Worten wandte er sich ab, um vor Thalheim seine Tränen zu verbergen; aber der schöne höfische Mann ließ sich nicht täuschen. Mit festem Entschluß ergriff er die Hand des ritterlichen Freundes.

„Mein Bruder," sprach er, „ich schwöre es dir bei meiner Mannsehre, daß ich jedem mein Schwert in die

Gedärme stoßen will, der Miene machen sollte, deiner Frau auch nur ein Haar zu krümmen. So lang ich lebe, kannst du sicher sein, sie unberührt wieder zu finden, unberührt am Körper, wenn nicht im Herzen, denn Gedanken und Gefühle liegen nicht in der Gewalt eines Edelmanns."

„So werde ich denn," rief Maybusch aus, „auf ewig dein Schuldner sein." Danach bestieg er sein Pferd und ritt davon, um sich das Herz nicht allzuschwer machen zu lassen von Tränen und Händeringen, die die Frauen bei solcher Gelegenheit einmal nicht lassen können. Thalheim begleitete ihn bis vor das Tor der Stadt, dann kam er in den Palast zurück, wartete geduldig, bis die schöne Frau von Maybusch sich aus den Tüchern schälte, und nachdem er ihr die Mitteilung gemacht von der Abreise ihres Herrn Gemahls, versicherte er ihr, jederzeit und ganz zu ihren Diensten zu sein. Er benahm sich dabei so fein und höfisch, daß auch die tugendhafteste Frau von dem Wunsche gekitzelt worden wäre, einen solchen Kavalier für immer bei sich zu haben. In diesem Falle aber hätte der Ritter sich gar nicht erst in so große Unkosten zu stürzen brauchen. Die Dame hatte natürlich gelauscht und die ganze Unterredung der beiden Freunde mit angehört. Sie fühlte sich nicht wenig verletzt durch das Mißtrauen ihres Manns.

Da sieht man nun wieder, wie nichts vollkommen ist außer Gott. Wenn der Mensch glaubt, etwas noch so fein ausgedacht zu haben, irgend eine Dummheit macht er dabei immer noch. Die Wissenschaft um das Leben ist eine schöne Sache, nur schade, daß man sie nie auslernt. Es ist so unglaublich schwer, jedes Ding, wenn es auch nur eine Nachtmütze ist, am rechten Zipfel anzupacken. Und der Grund, warum es so schwer ist, es den Damen recht zu machen, beruht darin, daß es in jedem Weibe

etwas gibt, das man noch weiblicher nennen könnte als das Weib selber. Und wäre nicht die Achtung, die man den Frauen schuldig ist, würde ich mich hier noch ganz anders ausdrücken. Jedenfalls müssen wir uns hüten, dieses böse Etwas in der Frau wach zu machen. Die Aufgabe, eine Frau vollkommen richtig zu behandeln, kann den Mann zur Verzweiflung bringen. Zuletzt bleibt uns nichts übrig, als uns ihnen ganz und gar zu unterwerfen. Das ist immer noch die beste Lösung des Rätsels, das die furchtbare Sphinx, die Ehe genannt, uns zu raten aufgibt.

Die schöne Marie von Maybusch war also ganz glücklich über die höfischen Erbietungen des Ritters. Aber es lag in ihrem anmutigen Lächeln ein ganz malefizer Zug, nämlich, um es rund heraus zu sagen, die wohllöbliche Absicht, ihren ritterlichen, wie sag' ich nur gleich, Polizeiminister und Kleinsiegelbewahrer zwischen der Pflicht und dem Vergnügen in eine größere Verlegenheit zu bringen, als den Esel des Buridan zwischen seinen zwei Bündeln Heu, und ihm so einzufeuern unter dem Hammer- und Pochwerk seines Herzens, ihm so mit weicher Hand den Bart zu krauen, ihn so mit Blicken in die Enge zu treiben, daß seine Freundschaftspflicht im Feuer des Gottes Amor zergehen und zerrinnen sollte wie Märzenschnee in der Mittagssonne.

Die Umstände kamen ihrer löblichen Absicht aufs beste entgegen, denn der Herr von Thalheim war durch sein Wort gehalten in ihrem Palast zu wohnen, also daß ein häufiges Zusammensein der beiden gar nicht vermieden werden konnte. Und da nichts in der Welt eine Frau von dem abbringen kann, was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hat, ließ die Äffin keine Gelegenheit vorübergehen,

den Ahnungslosen zu umgarnen und in den Maschen ihres Netzes einzufangen.

Bald hielt sie ihn bei sich am Feuer des Kamins bis über Mitternacht hinaus zurück und sang ihm dabei nicht nur verliebte Liedchen vor, sondern reizte ihn auch mit ihren entblößten Schultern und was sonst noch Weißes und Rundes in der Nähe leuchtete und lockte. Blicke warf sie ihm zu, heißer als das Feuer des Herdes und alles das in einer Art, als ob sie nicht im geringsten an das dächte, was doch einzig und allein ihr ganzes Denken ausfüllte.

Bald mußte er sie auf einem Morgenspaziergang im Garten begleiten, und dabei stützte sie sich, mehr als sie es gerade nötig hatte, auf seinen Arm, drückte sich eng an ihn bei jeder Bewegung, seufzte und ließ sich jeden Augenblick ihre Stiefelchen von ihm schnüren, die die Gefälligkeit hatten, immer wieder von neuem aufzugehen. Dann bezauberte sie ihn mit herzig lieben Worten und den tausend Dingen, den tausend kleinen Besorgtheiten und Aufmerksamkeiten für den Gast worauf die Damen sich so gut verstehen. Sie kam, um nachzusehen, ob er auch alle Bequemlichkeiten um sich habe, ob das Bett sorgfältig gemacht, das Zimmer sauber und gut gelüftet, ob er bei Nacht nicht dem Zug ausgesetzt und bei Tag nicht von der Sonne molestiert sei; sie bat ihn, ihr nichts zu verheimlichen in seinen kleinsten Bedürfnissen und Wünschen, sie sagte:

„Seid Ihr vielleicht gewohnt, morgens im Bett etwas zu Euch zu nehmen, etwa ein Glas Met oder Milch oder Pfefferkuchen? Seid Ihr auch mit dem Essen ganz zufrieden, ich möchte jeden Eurer Wünsche wissen. Ihr müßt mir alles sagen, Ihr dürft nicht schüchtern sein, Ihr

müßt verlangen, was Euch ansteht. Wie kann ein Ritter schüchtern sein, geht.“

Sie hatte dabei die einschmeichelndsten Manieren; wenn sie ins Zimmer trat, sagte sie:

„Da komme ich schon wieder, Euch zu belästigen, aber schmeißt mich nur hinaus, Ihr seid hier der Herr ... ich gehe auch schon wieder ...“

Und natürlich wurde sie auf die verbindlichste Art eingeladen, zu bleiben. Immer kam sie im leichtesten Morgengewand und war nicht geizig, ihm die zierlichsten Musterproben ihrer Schönheit vor die Augen zu bringen, daß selbst ein Patriarch lüstern geworden wäre, der nicht mehr Lebenssäfte übrig hatte, als der Herr Methusalem in seinem hundertundsechzigsten Jahr.

Sie hatte es aber mit einem feinen Kumpan zu tun, oh, fein wie Seide. Der ließ das alles über sich ergehen und war wohl zufrieden, daß das schöne Weib sich so um ihn bemühte, gereichte ihm doch alles nur zu seinem Vorteil; aber als ritterlicher Freund brachte er stets und unverbrüchlich die Rede auf den abwesenden Gemahl.

Und so eines Abends, nach einem heißen und schwülen Tag, als es dem Ritter fast angst und bang wurde vor den Blicken der Dame, begann er davon zu reden, wie sehr Maybusch sie liebe und welch ein Mann von Ehre er sei, ein hitziger Edelmann, voll Feuer für sie und gar kitzlig im Punkt seiner Ehre.

„Wenn er so kitzlig ist,“ antwortete sie, „warum hat er denn Euch da hereingesetzt.“

„Aus höchster Vorsicht,“ erwiderte er, „war es denn nicht Klugheit, Euch einen Verteidiger Eurer Tugend an die Seite zu stellen? Nicht, weil Ihr ihn nötig hättet

von Euch aus, sondern um Euch zu bewahren vor beleidigenden Angriffen."

„Ihr seid also mein Hüter und Wächter," sagte sie.

„Und ich bin stolz darauf," rief Thalheim.

„Ich finde seine Wahl recht ungeschickt," lachte sie. Und diese Worte begleitete sie mit einem so lüsternen, ja frechen und herausfordernden Blick, daß der redliche Waffenbruder, um sie zu strafen, sich kühl zurückzog und die Schöne mit sich allein ließ, aufs höchste gereizt und voll Ärger über diese stumme Abweisung ihres Liebesgeplänkels.

Sie wurde nachdenklich und bemühte sich, der Sache hinter den wahren Grund zu kommen. Denn keine Dame wird in ihrem Köpfchen je begreifen, daß ein ordentlicher Edelmann jene gewisse Kleinigkeit verachten könne, die doch in der ganzen Welt einen so hohen Preis hat; aber ihre Gedanken verwickelten und verwirrten sich derart und so verhäkelte sich einer in den andern und zwar um so mehr, je länger sie daran weiterspann, daß nichts dabei herauskam als daß sie sich immer tiefer in ihre eigene Leidenschaft verstrickte, woraus denn die Frauen die Lehre entnehmen mögen, nie mit den Waffen des Manns zu spielen und nie Pech kneten zu wollen, weil es gar zu gern an den Händen klebt.

Zuallerletzt kam die schöne Marie Maybusch auf einen Gedanken, von dem man sich wundern muß, daß er ihr nicht zuerst eingefallen ist: nämlich sie dachte, daß der gute Ritter sicher nur dadurch ihren Fallstricken und Leimruten entgehen konnte, weil er schon von einer andern eingefangen war, und indem sie allenthalben umhersuchte, wo etwa der schöne Hausgast sich in die Frucht verbissen haben könne, die er bei ihr verschmähte, kam sie zu dem

Ergebnis, daß gar die drei Töchter der Königin Kathrein, die Damen, genannt von Nevers, von Estrées und von Giac, die erklärten Freundinnen des Herrn von Thalheim seien und daß er wenigstens eine davon, wahrscheinlich die schöne Limeuil, bis zur Verrücktheit lieben müsse.

Nun hatte sie einen neuen Grund, nämlich die Eifersucht, alles daran zu setzen, ihren Tugendwächter zu verführen, gegen den sie aber durchaus nichts Böses im Schild führte, dem sie das Haupt nicht abschlagen, es vielmehr mit Rosen und Wohlgerüchen salben und küssen wollte.

Sie war ohne Zweifel hübscher, jünger, appetitlicher, zierlicher als ihre Nebenbuhlerin; wenigstens konnte es sie sich hinter ihrer schmalen weißen Stirne nicht anders denken. Und also fühlte sie sich angetrieben, von allen moralischen und physischen Beweggründen, die je eine weibliche Natur bewegt und angetrieben haben, einen verstärkten Angriff auf das Herz des Ritters zu machen. Denn eine richtige Dame erobert am liebsten, was am stärksten befestigt ist.

Sie wurde nun ganz und gar zur weichpfotigen Schmeichelkatze, rieb sich gegen ihn, so oft sie nur konnte, ging ihm um den Bart, kurz, spann ihn so ein, daß er weichmütig und zahm wurde wie ein Täubchen, und eines Abends, als sie die schwärzeste Melancholie und Traurigkeit heuchelte, während in Wahrheit ihr Herz frohlockte, fiel der strenge Zionswächter richtig auf ihre List herein und fragte, was ihr denn fehle.

Darauf hatte sie nur gewartet. Mit schmerzlich schwärmerischem Augenaufschlag und mit Worten, die dem guten Ritter eingingen wie Zuckerbrot, antwortete sie: daß sie Maybusch gegen ihren Willen geheiratet habe und daß

sie sehr unglücklich sei, daß die Seligkeiten der Liebe ihr ganz unbekannt, daß ihr Mann ein Tölpel sei in diesen Dingen, und daß sie seit Jahr und Tag ihr Bett mit bittern Tränen netze. Kurz, sie ließ den guten Ritter glauben, daß sie fast vollkommen Jungfrau geblieben, im Herzen und sonst, und daß sie von der ganzen Sache bis jetzt nur Ekel und Enttäuschung gehabt habe. Und dennoch müsse, sagte sie, der Baum der Liebe sicher tausendfältig süße Frucht tragen, da seit Eva alle Frauen nicht davon lassen können und vielen kein Preis zu hoch ist für diese Gabe Gottes, weswegen ihr denn selber das Herz so von Neugierde und Verlangen angeschwollen sei, daß sie für eine einzige Nacht der vollkommenen Liebe ihr Leben hingeben und für immer und ohne Murren die unterwürfigste Sklavin ihres Freundes sein wolle. Mit einem tiefen Seufzer fügte sie hinzu, daß leider derjenige durchaus nichts von ihr wissen wolle, mit dem sie die leckere Sache am liebsten erleben möchte, obwohl doch, bei dem unbegrenzten Vertrauen ihres Gemahls zu ihr, das süße Spiel ein ewiges Geheimnis bleiben könnte; daß sie nun aber, wenn der Grausame in seiner Härte verharre, fest entschlossen sei, zu sterben.

Ein jeder Satz dieses kleinen Cantus, den alle Damen bereits kennen, wenn sie auf die Welt kommen, wurde mit wohlberechneten Kunstpausen aufgehöht, wurde unterbrochen mit Seufzern aus tiefster Seele, wurde illustriert mit Händeringen, mit Anrufungen heiliger Namen, mit schmerzlichen Blicken nach oben, mit errötendem Augenniederschlag, so oft es angebracht schien, mit Verzweiflungsgebärden, wie um sich die Haare auszuraufen, kurz, mit all den Grimassen, auf deren Mimik und Orthographie die hübschen Schauspielerinnen sich so gut verstehen. Und da

hinter ihren Reden sich das leidenschaftlichste Verlangen barg, das selbst dem Häßlichen einen Anhauch von Schönheit gibt, fiel das Endergebnis ganz so aus, wie sie es wollte: der Ritter fiel überwältigt zu ihren Füßen, umfaßte sie, küßte sie und weinte bitterlich.

Ihr könnt euch denken, wie glücklich da das Weiblein auf einmal war und daß sie sich keine sonderliche Mühe gab, ihre Füße seinen Küssen zu entziehen, ja, daß sie gar nicht drauf zu achten schien, was er im Begriffe stand, mit ihr vorzunehmen, auch der Unordnung ihres Gewands nicht im geringsten achtete; denn natürlich wußte die gute Frau, so gut wie eine andre, daß es Verrichtungen gibt, wobei man von unten anfangen muß und nicht von oben . . .

Aber es stand geschrieben, daß sie für diesen Abend tugendhaft bleiben sollte. Der schöne Thalheim erhob sich plötzlich und

„Verehrte Frau," sagte er mit dem Tone höchster Verzweiflung, „ich bin ein Unglücklicher, ein Unwürdiger."

„Was kommt Euch an," sagte sie.

„Ach," rief er, „das Glück, Euch zu gehören, ist mir untersagt."

„Wieso?"

„Ich wage es nicht, Euch von der Sache zu sprechen."

„Ist es etwas so Schlimmes?"

„Ihr würdet vergehen vor Scham," antwortete er.

„Sagt immer," entgegnete sie, „ich werde mir die Augen mit den Händen bedecken."

Und die Schlaue maskierte sich das Gesicht mit ihrer weißen Hand, aber so, daß sie durch ihre Finger hindurch den geliebten Mann verstohlen anblinzelte.

„Sei es," sagte er. „Seht, als Ihr mir neulich am Abend so liebe Worte gabt, entbrannte ich für Euch in

verräterischer Weise, aber ich konnte an mein Glück nicht glauben und wagte nicht, Euch meinen Zustand zu gestehn. Da hat mich, wie ich von Euch weggegangen bin, der Teufel am Ohr genommen oder sonstwo und hat mich in ein verrufenes Haus geführt, wo Edelleute hinzugehen pflegen. Wegen heftiger Liebe zu Euch und weil ich meinem treuen Waffenbruder sein Wort halten und den Schild seiner Ehre nicht besudeln wollte, bin ich blindlings in eine stinkende Pfütze getappt und das Ende wird sein, daß mein junger Körper hinsiecht, daß ich verfaule wie ein Aas; Ihr wißt, man nennt es die italienische Krankheit."

Die Dame, von Entsetzen ergriffen, stieß einen Schrei aus wie eine Gebärende. Aber voll Mitleid und Teilnahme stieß sie ihn nur sanft zurück. Thalheim erhob sich und als ein kläglicher armer Sünder verließ er den Saal. „Wie schade," rief Marie Maybusch, als er sich durch die Türe entfernte. Dann verfiel sie in eine große Traurigkeit und bedauerte in ihrer Seele den armen Edelmann, in den sie sich nur um so mehr verliebte, als er nun eine dreimal verbotene Frucht für sie war.

„Wenn es nicht wegen Maybusch wäre," sagte sie eines Abends zu ihm, da sie ihn über alle Maßen schön fand, „wollte ich mich nicht scheuen vor Eurer Krankheit. Sie würde uns nur fester aneinanderketten."

„Da sei Gott vor," sprach der Kavalier, „dazu liebe ich Euch zu sehr."

Und er verließ sie und ging zur schönen Limeuil. Er war nun aber tagtäglich zur Essenszeit und in den Feierabendstunden, ohne es hindern zu können, dem Blickfeuer der verliebten Dame ausgesetzt, und ihr könnt euch wohl denken, daß dabei weder der eine noch der andre Teil sich merklich abkühlte, am wenigsten sie, die dazu verdammt

war, an der Seite des schönen Ritters zu leben, ohne ihn anders zu berühren als mit ihren Blicken. Um so sicherer fühlte sie sich gefeit gegen aller Art galanter Angriffe bei Hof: denn es gibt keine uneinnehmbarere Festung und keinen besseren Wächter als die Liebe; sie ist in gewissem Sinn wie der Teufel; wovon sie Besitz ergriffen, das hüllt und birgt sie in Flammen.

Eines Abends hatte Thalheim die Frau seines Freundes auf einen Ball der Königin Kathrein geführt, wo er fleißig mit der schönen Limeuil tanzte, in die er bis zur Tollheit verliebt war; denn in jener Zeit scheuten sich die Edelleute nicht, zugleich zwei Geliebten oder gar einem halben Dutzend öffentlich den Hof zu machen. Waren also alle Damen eifersüchtig auf die schöne Limeuil, die in diesem Augenblick sich vornahm, den schönen Thalheim endlich zu erhören. Er hatte sie zu einer Quadrille aufgefordert und noch bevor der Tanz begann, gab sie ihm das alles versprechende Stelldichein bei Gelegenheit einer Jagd, die für den nächsten Tag angesagt war. Die große Königin Kathrein, die aus hoher Politik solche Liebesverhältnisse absichtlich schürte, nicht anders als wie die Kuchenbäcker das Feuer ihres Backofens durch Aufstöbern mit der Gabel zu höherer Flamme entfachen, diese Königin ließ ihren Blick über die verliebten Paare, die sich zur Quadrille gefaßt hatten, hingehen und sagte zu ihrem Gemahl:

„So gefällt mir das Völklein, so lang sie sich so lustieren, werden sie keine Verschwörung gegen uns anzetteln."

„Ja," antwortete der König, „aber die Ketzer?"

„Wir fangen sie auch ein," erwiderte die Königin lachend; „schaut nur den Thalheim dort, der für einen wütenden Hugenotten gilt, meine teure Limeuil hat ihn

schon bekehrt; wahrhaftig, sie macht ihre Sache nicht schlecht für ein Mädel von sechzehn Jahren. Es wird nicht mehr lange dauern, so . . ."

„Glaubt das nicht, Frau Königin," sagte Marie Maybusch, „er ist angesteckt von dem Übel, durch das Ihr Königin geworden seid."

Bei dieser naiven Rede brachen sie alle in lautes Lachen aus, die Königin, die schöne Diana und der König.

Und bald, so lief die seltsame Neuigkeit von Mund zu Mund. Und Thalheim wurde mit Hohn und Spottreden nur so übergossen. Man deutete mit Fingern auf ihn, wie auf einen Unehrlichen und Aussätzigen.

Er hatte noch einen besonderen Grund, sein Schicksal zu verwünschen. Natürlich hatten seine Rivalen nichts Eiligeres zu tun gewußt, als die liebliche Zeitung brühwarm der schönen Limeuil zu überbringen, es war doch nötig, daß das arme Kind gewarnt wurde. Sie gab ihrem Geliebten keinen sanften Abschied; denn der Abscheu und das Entsetzen vor diesem schrecklichen Übel ging über alle Begriffe. Thalheim sah sich von allen Seiten gemieden wie ein Pestkranker, der König warf ihm ein kaltes, strenges Wort hin, und der unglückliche Ritter verließ den Festsaal als ein Ausgestoßener.

Marie Maybusch folgte ihm. Sie hatte nun den Mann, den sie so sehr liebte, in jedem Sinn zu Grunde gerichtet, sie hatte ihm seine Ehre genommen und sein Leben wertlos gemacht. Alle Herren Heilkünstler und Physikusse hatten längst das Dogma aufgestellt, dem gegenüber es keinen Zweifel gab: daß ein so Italienisierter sein schönstes männliches Vorrecht, die Zeugungskraft, verliere und faul und morsch werde bis in die geschwärzten Knochen hinein.

Keine Frau (oder Mädchen) hätte den schönsten Edelmann des Königreichs zum Gemahl genommen, wenn auch nur der leiseste Verdacht auf ihm gelastet, daß er zu denen gehöre, die Meister Franziskus Rabelais so zierlich seine Eitergebirgslandschaften genannt hat.

Da auf dem Heimweg vom Fest, das im Palast Herkules stattfand, der Ritter schweigend blieb und trüben Sinns, nahm seine Begleiterin endlich das Wort:

„Mein teurer Herr, ich habe Euch ein großes Unrecht zugefügt."

„Oh, schöne Dame," antwortete er, „mein Schaden ist der geringste. Ihr selber habt Euch viel übler eingetunkt; denn wie durftet Ihr von der Gefährlichkeit meiner Liebe unterrichtet sein?"

„So bin ich denn sicher," rief sie aus, „Euch jetzt und immerdar ganz für mich allein zu haben und zum Lohn für so viel Unehre und Schande ganz Eure Freundin, Eure Wirtin, Eure Dame, oder besser, Eure Magd zu sein. Darum ist es mein Wille, mich Euch ganz zu geben, um alle Spuren der Schmach in Euch auszulöschen und Euch zu heilen durch tausendfältige Pflege und Sorgfalt. Wenn aber, wie die gelehrten Doktoren meinen, das Übel allzu hartnäckig ist und es Euch um das Leben gehen sollte, wie dem guten König selig, so will ich Euch dabei Gesellschaft leisten und will mir einen Ruhm daraus machen, an der Krankheit meines Geliebten zu sterben. Oh Gott, seufzte sie mit Tränen in den Augen, kein Leiden kann qualvoll genug sein für das Unrecht, das ich Euch zugefügt habe."

Ihre Worte wurden von Tränen und Schluchzen unterbrochen, ihr tugendhaftes Herz drohte stillzustehen, sie sank ohnmächtig zu seinen Füßen. Thalheim erschrak.

Er hob sie auf und legte seine Hand auf ihr Herz, dort unter der weißen Wölbung, die ohnegleichen war. Durch diese Berührung der geliebten Hand kam die Dame wieder zu sich selber; sie fühlte davon ein so heißes Entzücken, daß ihr von neuem die Sinne schwindelten.

„In Gottes Namen," sagte sie, „diese unbedeutende und leichte Liebkosung soll die einzige sein und bleiben, um unsre Liebe auszudrücken. Dieses unschuldige Vergnügen ist so voller Seligkeit für mich, daß ich es himmelhoch schätze über das, was der arme Maybusch mir je getan ... Lasset Eure Hand da, sagte sie, sie liegt wahrhaftig auf meiner Seele und berührt sie."

Der Ritter blickte verlegen drein bei dieser Rede. Er gestand seiner Dame frei heraus, er finde diese Berührung also kitzlig, daß sein schmerzhafter Zustand sich davon ungeheuer steigere, und daß er einem solchen Martyrium den Tod bei weitem vorziehe.

„So laßt uns also zusammen sterben," rief sie.

Unterdessen waren sie mit ihrer Sänfte im Hof ihres Palastes angelangt, und da sie in Verlegenheit waren, wie sie es mit dem Sterben anfangen sollten, gingen sie zu Bett, jedes für sich und weit auseinander, aber ganz umflammt von Liebe.

Durch den vorerwähnten dummen Streich sah sich Thalheim unversehens von allem Recht auf Liebe und Heirat ausgeschlossen. Er wagte sich nirgend mehr zu zeigen und er mußte nun zu spät einsehen, daß es wahrlich keine Kleinigkeit sei, das Pförtlein einer Frau zu behüten und zu bewachen. Aber je mehr Ehre und Tugend erforderlich war, um so glücklcher machten ihn die schweren Opfer, die die Treue der Brüderschaft ihm auferlegte. Dennoch wurde ihm in den letzten Tagen seines Schild-

wächteramts seine Pflicht allzu brennend und dornig, ja fast unerträglich.

Und das kam so:

Das Geständnis ihrer Liebe, die sie geteilt glaubte, das Unheil, das sie über den Ritter gebracht, und ein Vorgeschmack ungekannter Seligkeiten gaben der schönen Marie Maybusch eine große Kühnheit. Auch wuchs ihre Liebe im geheimen immer mehr und konnte sich durch tausend Stoßseufzer, woran die Gefahr keinen Teil hatte, doch nur halbwegs erleichtern. Sie verfiel darum auf all die kleinen Teufeleien, die von den Damen des Hofs seit dem Tod des Königs Franziskus erfunden worden waren, weil sie alle das pestilenzialische Übel fürchteten und doch von der Liebe nicht lassen mochten. Diesem grausamen Spiel konnte der Ritter sich nicht leicht versagen. Und also wiederholte sich jeden Abend mit wenig Abwechslung die nämliche süße Tortur; unweigerlich heftete sie ihren Gast an ihre Röcke, sie hielt seine Hand, sie küßte ihn mit ihren Blicken, sie näherte ihre Wange seiner Wange; und während solchen tugendhaften Annäherungen, in denen sich der Ritter gefangen fühlte wie der Teufel im Weihwasserkessel, sprach sie ganz platonisch von ihrer großen Liebe, die ohne Grenzen sei, gerade so unendlich und ohne Grenzen wie die Welt unerhörter Wünsche. All das Feuer, das die Damen sonst in materieller Liebe aufflammen lassen, während die Nacht kein andres Licht hat als ihre Augen, in Marie Maybusch verwandelte es sich in mystische Ausschweifungen des Gehirns, in Schwelgereien des Herzens und Verzückungen der Seele. So geschah es ganz natürlich, daß sie mit der Seligkeit zweier Engel, die sich körperlos vereinigen, immer von neuem zusammen jene süßen Strophen

und Antistrophen anstimmten, die die Liebenden jener Zeit zum Preis der Liebe zu singen pflegten oder auch zu beten, wie man will, und die der Abt von Tulpenau gewissenhaft vor dem Vergessen gerettet hat, indem er sie Paragraph für Paragraph in die Mauern seiner Abtei eingraben ließ, als welche nach dem Zeugnis des hochgelahrten Magisters Alcofribas in unserem Lande, nahe bei Münchhausen gelegen war, allwo ich sie in lateinischer Sprache vorgefunden und zum Nutzen aller guten Christen in mein geliebtes Deutsch übertragen habe.

„Oh," sagte Marie Maybusch, „du bist meine Kraft und mein Leben, mein Glück, mein einziger Schatz."

„Und Ihr," antwortete er, „Ihr seid eine Perle, ein Engel."

„Du, mein Seraphim."

„Ihr, meine Seele."

„Du, mein Gott."

„Ihr seid mein Morgen- und mein Abendstern, mein Glück, meine Schönheit, Ihr seid mir die ganze Welt."

„Du bist mein großer, mein göttlicher Meister."

„Ihr seid mein Ruhm, mein Glaube, meine Religion."

„Du bist mein edler, mein schöner, mein tapferer, mein vornehmer, mein teurer Ritter, mein Verteidiger, mein König, meine Liebe."

„Ihr seid meine Fee, Ihr seid die Blume meiner Tage, der Traum meiner Nächte."

„Du bist mein Gedanke in jedem Augenblick."

„Ihr seid die Freude meiner Augen."

„Du bist die Stimme meiner Seele."

„Ihr seid das Licht des Tags."

„Du bist der Schein in meinen Nächten."

„Ihr seid die Geliebteste unter den Frauen.“

„Du bist der Angebetetste der Männer.“

„Ihr seid mein Blut, mein besseres Selbst.“

„Du bist mein Herz, meine höchste Zierde.“

„Ihr seid meine Heilige, meine einzige Seligkeit.“

„Ich lasse dir die Palme der Liebe, und um so größer wird die meinige sein, je mehr du mich liebst, denn du bist der Herr.“

„Nein, Euer ist die Palme, meine Göttin, meine Jungfrau Maria.“

„Nein, ich bin deine Magd, deine Sklavin, du kannst mich in nichts verwandeln.“

„Nein, nein, ich bin Euer Knecht, Euer treuer Page, Ihr könnt mich wegblasen wie einen Hauch Luft, hinschreiten könnt Ihr über mich wie über einen Teppich. Mein Herz ist Euer Thron.“

„Nein, Freund, dein Wort hat Gewalt über mich.“

„Euer Blick verbrennt mich.“

„Ich sehe nur durch dich.“

„Ich fühle nur durch Euch.“

„Oh, so komm, lege deine Hand auf mein Herz, deine einzige Hand; du siehst mich erbleichen . . .“

Ihre heißen Blicke entflammten sich noch mehr an diesen Reden und Widerreden. Sicher war der gute Ritter der Mitschuldige an dem Glück, das Marie Maybusch durchbebte, wenn sie seine Hand auf ihrem Herzen fühlte. Und da bei dieser Art Verkehr immer die ganze Kraft seiner Seele in Spannung blieb, seine Wünsche gestachelt wurden ohne Erfüllung, und all sein Denken schmolz und sich auflöste wie Gold in Quecksilber, wurde er schwach bis zur Ohnmacht. Seine Augen weinten heiße Tränen, und die Liebe wurde ihm zu einem ver-

zehrenden Feuer. Aber dabei blieb es. Und in der Tat hatte Thalheim nur versprochen, ihren Körper heilig und heil dem Freund zurückzugeben; er hatte nichts versprochen von ihrem Herzen.

Als aber Maybusch endlich seine Rückkehr meldete, war es höchste Zeit; denn welche Tugend wäre nicht zuletzt geschmolzen an solchem Glühfeuer.

Thalheim ließ Marie Maybusch zurück und ritt seinem Freund entgegen bis in das Dorf Bondy, um ihm in dem übelberufenen Wald zur Seite zu sein. In der Herberge zu Bondy schliefen die beiden Brüder nach der Sitte der Zeit zusammen in einem Bett.

Und dort auf dem gemeinschaftlichen Lager erzählten sie, der eine seine Aventuren der Reise, der andre die Hofneuigkeiten, die Skandalgeschichten von Paris usw. Maybusch aber fragte vor allem nach dem, was seine Frau betraf und Thalheim schwur, daß sie unberührt sei, womit Maybusch sehr zufrieden war.

Den andern Tag waren sie alle drei vereinigt, zum großen Leidwesen der Frau, die, nach den Grundsätzen der hohen weiblichen Politik, ihren Mann mit lautem Jubel feierte, aber verstohlen Thalheim zuwinkte und mit dem Finger nach ihrem Herzen deutete, wie um zu sagen: „Hier drinnen bist du der Herr und Gemahl.“ Beim Nachtessen sagte Thalheim, daß er entschlossen sei, in den Krieg zu ziehen. Über diesen schmerzlichen Entschluß erschrak Maybusch, erklärte sich aber sofort bereit, seinem Waffenbruder zu folgen; doch Thalheim lehnte kurzer Hand ab.

„Herrin,“ sagte er zu Marie Maybusch, „ich liebe Euch mehr als das Leben, aber mehr als Euch liebe ich die Ehre.“

Dies sagend, erbleichte er, und Marie Maybusch erbleichte, indem sie es hörte; in diesem Augenblick fühlte sie, daß in all den verzuckerten Teufeleien und ihrem ganzen Liebesgetändel nicht so viel Liebe war, als in diesem einen Wort zum Ausbruch kam.

Maybusch drang darauf, seinem Freund bis in die nächste Stadt das Geleit zu geben. Als er zurückkehrte, besprach er sich mit seiner Frau über die unbekannten Gründe und heimlichen Ursachen des unerwarteten Entschlusses, und Marie Maybusch, die den Kummer Thalheims zu erraten glaubte, sagte: „Ich kenne den Grund recht wohl, Thalheim müßte hier umkommen vor Scham und Schande, er hat die napolitanische Krankheit, das singen die Spatzen auf den Dächern."

„Thalheim?" rief Maybusch erstaunt. „Ich habe ihn gesehen, als wir neulich zu Bondy miteinander schliefen, und ich habe ihn gestern gesehen, da wir abermals eine Nacht miteinander verbrachten, Ihr redet Unsinn, er ist gesund wie Euer Auge."

Da weinte die Dame bitterlich, voll Bewunderung über die seltene Redlichkeit, die erhabene Selbstverleugnung und die übermenschliche Qual dieser verheimlichten Leidenschaft. Sie bewahrte Thalheim ihre Liebe, und als sie den Tod des treuen Ritters erfuhr, der vor Metz im Getümmel fiel, wie es andernorts der ehrenwerte Abt von Brantosme in seinen Historien erzählt hat, überlebte sie den Helden und Gott ihres Herzens nur wenige Tage.

Der lustige Pfarrer von Ridel-Alzay.

In dieser Zeit hatten die Priester schon keine angetrauten Ehefrauen mehr, dafür hielt sich jeder seine Beischläferin, hübsch oder häßlich, wie er sie eben bekommen konnte. Dieses Wesen wurde später durch die Konzilien verboten, denn wahrhaftig, es war ein kitzlig Ding, wenn man denken mußte, daß wohl der und jener Pfarrer die heimlichen Beichten tugendsamer Hausfrauen so einem Weibsbild anvertraute, die sich darüber lustig machte, abgesehen von andern geheimen Gründen, kirchlichen Rücksichten und Absichten, die dabei der hohen römischen Politik zu Grunde liegen mochten.

Der letzte Priester unsres Lands, der noch nach altem Stil, id est alter Theologie mit einer Frau kopuliert war und bei ihr schlief mit gutem Gewissen, war ein gewisser Pfarrer von Ridel-Alzay, einem lustigen Ort, der darum später auch Fidel-Alzay genannt wurde, d. h. das allzeit fidele Alzay und dessen Schloß eines der schönsten ist im ganzen Touranerland. Wenn also heute, wie jedermann weiß, die Frauen einen Priester, als wie man zu sagen pflegt, nicht riechen können, so ist das noch nicht allzulang her.

Es saß aber damals auf dem Stuhl von Paris ein Herr von Orgemont, der Sohn des vorangegangenen Bischofs, und die langwierigen Kriege der Armen-Jacken

waren noch nicht beendet. Und wahrlich, der gute Pfarrer von Ridel-Alzay hatte eine feine Nase, daß er sich noch in jenem saeculum, und nicht später, mit seiner Pfarrei belehnen ließ, denn ich sage euch, das war ein Kerl, ein Mordskerl sag' ich euch. Er war nicht nur vierschrötig von Gestalt und Ansehen, er aß und trank auch für viere. Er hatte einen Hunger wie ein Rekonvaleszent und wirklich erhob er sich täglich von einer nicht unangenehmen Krankheit, die ihn zu gewissen Stunden regelmäßig befiel: er hätte in späterer Zeit sein eigner Henker und Schinder sein müssen, wenn er die kanonische Enthaltsamkeit hätte üben wollen. Bedenkt auch, daß der Mann ein Touraner war, ein brauner Satan mit so viel Feuer in den Augen, um alle Herde und Feuerstellen seiner Pfarrei damit in Brand zu setzen. Einen solchen Pfarrer hatte Alzay noch nicht gesehen. Er war immer wohlauf, immer lustig, immer die Nase in der Luft, wo er einen guten Braten erschnüffeln möge, mit einem Wort, ein Sapperlotspfarrer, dem drei Hochzeiten und sieben Kindstaufen lieber waren als eine einzige Beerdigung. Er war ein Priester in der Kirche, ein Mensch außerhalb. Es gibt noch viele Pfarrer, die wahre Freßsäcke sind, viele, die gern gebetet und noch mehr, die gern geknetet haben, wo es nur etwas zu kneten gab; aber sie alle waren doch höchstens ein Stück von dem Pfarrer von Ridel-Alzay. Seine Pfarrkinder hätten ihn fressen mögen, so sehr liebten sie ihn. Er war der erste, der es in einer Predigt aussprach, daß der Teufel lang nicht so schwarz wäre als man ihn mache. Sogar Wunder tat er. Er verwandelte für die Herzogin von Candé Rebhühner in Fische, indem er ihr bewies, daß die Barben der Indre nichts andres wären als Wasserrebhühner, hingegen die

Rebhühner nichts andres als gefiederte Barben. Dieser Pfarrer war kein Duckmäuser, er war keiner von denen, die sich mit schlechtem Gewissen hinter die Moral verstecken wie ein Kind hinter die Röcke seiner Mutter. Er sagte oft, daß er lieber in einem guten Bett liegen als in einem schlechten Testament stehen wolle und daß sich Gott selber mit allem reichlich versehen habe und uns nicht dazu brauche. Um so mehr, meinte er, bräuchten uns die Armen. Er schor seine arme Schäflein nicht, er gab ihnen Wolle dazu. Er hatte immer die Hand in der Tasche, und von so hartem Stoff er sonst war, der Anblick von Armut und Elend machte ihn weich wie Butter. Tausend Schwänke waren über ihn in Umlauf. Als zum Exempel der, wie er auf der Hochzeit des Herrn von Walsenbach bei Rotzendorf die Hochzeitsgäste zum Lachen gebracht hat und wo die Mutter des genannten Herrn ein solches Fressen anrichtete, daß man eine ganze Stadt damit hätte versehen können, was aber auch nötig war, da die Leute von weither kamen zu diesem Beilager, von Tours, von Montbason, von Chinon, kurz, von allen Städten des Touraner Landes und das Gelag und Gezech acht Tage dauerte und noch einige darüber.

Hatte sich da der gute Pfarrer ein wenig aus der Halle entfernt, wo die ganze Kumpaney bankettierte, und läuft ihm, wie er wieder zurückkehrt, ein Küchenjunge zwischen die Beine, der nach der Halle rennen will, um die Schloßherrin auf einen Augenblick in die Küche zu rufen, weil da alles bereit war, Fettes und Mageres, Gesalzenes und Gepfeffertes, kurz, Brüh und Brocken, womit die große Blutwurst, das Haupt- und Meisterwerk der hochzeitlichen Gastronomie, zu stande gebracht werden sollte und welche gastrologische Manipulation die Hausfrau

als gute Wirtin selber zu überwachen pflegte. Diesen Jungen nimmt unser Pfarrer am Ohr und sagt ihm, daß er sich so fettig und schmutzig nicht vor der illustren Gesellschaft zeigen dürfe, er solle sich nur wieder in die Küche machen, sein Auftrag werde ausgerichtet werden. Tritt also dieser Schelm von einem Pfarrer in die Halle vor die Gesellschaft hin und hart vor die Schloßherrin, macht die Finger seiner linken Hand rund, daß sie eine Scheide bilden, und mit dem ausgestreckten Mittelfinger seiner Rechten vollführt er nun wiederholte kurze Stöße in die Scheide, indem er die Dame des Hauses verschmitzt anblinzelte:

„Kommt, kommt," flüsterte er, „es ist alles bereit." Die ganze Gesellschaft, die nicht wußte, worum es sich handelte, brach in ein unbändiges Lachen aus, auch die Dame mußte lachen, indem sie sich erhob; denn sie allein wußte, daß der Pfarrer die Blutwurst meinte und nicht das, was die andern sich dachten.

Eine richtige Geschichte aber ist die Art und Weise, wie dieser würdige Pastor seine Betthälfte verlor, die nach den neuesten Vorschriften des Erzbischofs keine Nachfolgerin haben durfte. Dem guten Pfarrer ging aber deswegen nichts von seinem Hausrat ab. Er bekam, was er nötig hatte, gern von jedermann geliehen, denn er war dafür bekannt, daß er nichts verdarb, sondern wohlgescheuert und in bestem Zustand wieder zurückgab. Nun aber die Geschichte:

Eines Abends kam der Pfarrer von einem Begräbnis zurück; er war ganz traurig und niedergeschlagen, denn der Eingescharrte, der Pächter Schweinshaut, war auf eine so kuriose Art ums Leben gekommen, daß man noch nach Jahr und Tag davon sprach. So wenig hatte dem

Pfarrer das Essen nie geschmeckt, er machte der Schüssel voll Kutteln, die ihm doch mit einem ganz verführerischen Geruch in die Nase stachen, ein paar Augen, als ob er bei einer Giftmischerin zu Nacht äße, die gute Pfarrerin war ganz unglücklich darüber.

„Seid Ihr bei dem Pfandleiher vorübergegangen," fragte sie, „oder ist Euch ein altes Weib über den Weg gelaufen? Oder hat etwa gar der Begrabene an seinem Sargdeckel gekratzt, daß Euch so Essen und Trinken vergangen ist?"

Der Pfarrer brummte nur.

„So sagt doch, was hat sich denn ereignet?"

„Mein Schatz," antwortete der Pfarrer, „ich bin noch ganz entsetzt über den Tod dieses armen Schweinshaut. Auf zwanzig Meilen im Umkreis wird man heute abend keine zwei Menschen beisammen finden, die nicht das schreckliche Ereignis besprechen."

„Ihr macht mir angst," rief die Pfarrerin.

„Es ist entsetzlich. Der gute Schweinshaut, denk' dir, kommt in aller Fröhlichkeit vom Markt zurück, wo er sein Getreide und zwei fette Schweine verkauft hat. Auf seiner hübschen Stute reitet er in behaglichem Schritt seines Wegs, während das Tier allmählich hengstig wird, ohne daß der gute Pächter eine Ahnung davon hat. So trottet er also vor sich hin und rechnet still im Kopf seinen Marktgewinn zusammen. Bei dem sogenannten Altenweg, der nach der großen Heide führt, graste hinter einem Bretterzaun der Hengst des Herrn von Varnhalt, ein prachtvolles Tier, ein Kerl, der seinesgleichen suchte, so daß neulich der Herr Admiral nur deswegen nach Varnhalt gekommen ist, um dieses Prachtexemplar von einem Hengst zu beaugenscheinigen. Dieser Satanshengst nun hat eine

feinere Nase als der Bauer, bekommt Wind von der Stute, spitzt die Ohren und bricht, noch ehe er recht ein Wiehern ausgestoßen, mit Macht über den Zaun, rast über vierzig Morgen Reben weg, schlägt einen hellen Galopp an, daß Staub und Funken sprühen und daß dem Mutigsten das Herz in die Hosen gefallen wäre, stößt wiehernde Schreie aus, daß sie es bis nach Wüstenfeld hinein gehört haben. Dem armen Schweinshaut ahnt nichts Gutes, er nimmt die Richtung der Heide und gibt seiner lüderlichen Stute beide Sporen. Sein Tier ist auch willig, setzt sich in Galopp, und wie eine Kugel aus dem Rohr fliegt es hin über die Heide. Aber der verteufelte Hengst, Tattata, Tattata, Tattata, folgt ihm auf den Fersen. Dem Pächter ist es, als ob der Tod hinter ihm herrase. Er spornt sein Tier, daß die Heide sich rot färbt von dem Blut der Stute, und bleich, halbtot, erreicht er seinen Pachthof. „Zu Hilfe!" schreit er, „Frau, Frau, zu Hilfe." Denn das Tor war geschlossen. Er umsprengt ein paarmal den Teich, der wütige Hengst mit heißem Atem und schrecklichem Geschnaube immer hinter ihm her. Die Knechte und Mägde waren so entsetzt bei dem Anblick, daß sie das Tor nicht zu öffnen wagten; einen Tritt von diesem Hengst zu riskieren, war keine Kleinigkeit. Endlich findet die Pächterin den Mut und öffnet. Aber just unter dem Tor ergreift der Hengst die Stute, packt sie mit seinen Vorderbeinen, kneift und preßt und zwängt sie mit solcher Gewalt, schlägt aus, beißt, wütet so auf das Tier ein, kurz, zerdrückt und zerquetscht den armen Schweinshaut wie einen Ölkuchen. Wahrlich, es war ein Jammer, zu sehen, wie er so geschunden wurde, lebendigen Leibes und sein Wehgeschrei sich vermischte mit dem Liebesgewieher seines Tiers."

„Oh, so ein Hengst," rief die gute Pfarrerin aus.

Der Priester verstand sie nicht gleich.

„Wieso," fragte er erstaunt.

„Nun ja, Euereins würde nicht einmal eine Zwetsche, — wie soll ich sagen — zerquetschen."

„Oho," schrie der Priester. „Den Vorwurf verdiene ich nicht."

Er warf sie im Zorn auf sein Bett, zog derart am größten Glockenschwengel seines Kirchspiels, läutete dergestalt die große Messe ein ..., daß die arme Glocke barst und die gute Frau starb und den Geist aufgab, also daß sie den Ausgang seines Läutens schon nicht mehr hörte ... Und sagt, war das nicht ein Sapperlotskerl, ein Schwerenöter von einem Pfarrer, wie ich gesagt habe?

Dieser ehrwürdige Priester hatte übrigens schon vor diesem Unglück mehr als einen Streich geliefert, der auch nicht von Pappe war, und er stand schon lange in einem Ruf, daß es nicht leicht eine Diebsbande gewagt hätte, und wenn sie auch ihrer zwanzig und mehr gewesen wären, diesen Satanspfaffen anzugreifen. Eines Abends, es war zur Zeit, als seine gute Frau noch lebte, eines Abends, sage ich, nach dem Abendessen, nachdem er durch lange Zeit hindurch einer gebratenen Gans, einer Stütze Wein und vor allem seiner Hausfrau alle Ehre angetan hatte, und nun, behaglich im Sessel sitzend, bei sich überlegte, wo er die neue Scheuer für seine Zehnten bauen wolle, meldete sich plötzlich im Hof ein Bote des Herrn von Rotzendorf und meldete, daß sein Herr in den letzten Zügen liege und nach der Aussöhnung mit Gott und der letzten Wegzehrung lechze. „Das war immer ein guter Kerl und gerechter Herr," sagte der Priester, „ich werde zu ihm eilen." Unverweilt erhob er sich, begab sich nach der

Kirche, versah sich mit der silbernen Kapsel, die das heilige Brot enthielt, und ohne erst den Mesner zu wecken, machte er sich auf den Weg, indem er selber das Glöcklein vor sich her läutete. Also Mesner und Pfarrer in einer Person schritt er rüstig fürbaß in der finstern Landschaft. Wie er an den Guédroit kommt, einen wilden Bach, der sich hier in die Indre stürzt, bemerkt er einen Wegelagerer, der ihm auflauert.

Ihr werdet fragen, was ist das, ein Wegelagerer? Ein Wegelagerer, müßt ihr wissen, gehört in die Sippe der Schnapphähne. Das ist eine Menschensorte, die wie die Katzen und Eulen bei Nacht besser sehen als bei Tag, und aus reiner Neugierde den Leuten die Beutel umkehren. Ist das klar? Also, dieser Wegelagerer und Schnapphahn spekulierte auf die silberne Kapsel des Priesters.

„Oho," rief der Pfarrer, indem er das Ciborium auf der steinernen Brüstung der Brücke niederstellte. „Bleib du einmal hier und rühr dich nicht," fügt er hinzu, geht dann auf den Spitzbuben los, versetzt ihm einen Fußtritt in die Rippen, entreißt ihm seinen eisenbeschlagenen Stock und bläut ihn derart damit durch, daß dem Nachtgesellen Hören und Sehen vergeht. Dann kehrt er zu seinem viaticum zurück.

„Na," sagte er, „diesmal wären wir futsch gewesen, wenn ich mich auf deine Vorsehung hätte verlassen müssen." Auf dem Weg nach Rotzendorf ausgesprochen, war das keine Blasphemie. Der Priester meinte damit nicht den lieben Gott, sondern den Erzbischof von Tours, der ihn mit dem Interdikt bedroht und vor dem ganzen Kapitel wie einen Schulbuben heruntergekanzelt hatte, weil der Pfarrer in seiner Sonntagspredigt dem faulen Volk gesagt hatte, daß eine gute Ernte nicht dem Gebet und der

Gnade Gottes, sondern allein der Mühe und Arbeit zu verdanken ist, was allerdings eine brenzlige Rede war. Brenzlig nämlich, weil es darin nach dem Scheiterhaufen roch. Der gute Priester hatte auch zweifelhaft unrecht, insofern die Feldfrüchte des einen so gut bedürfen wie des andern. Aber der Pfarrer von Ridel-Alzay hat seine Ketzerei mit ins Grab genommen, weil er nicht begreifen konnte, daß eine Ernte, wenn es dem lieben Gott gefiele, auch ohne Aussaat wachsen könne, was doch, wie die Gelehrten bewiesen haben, eine unbestreitbare Wahrheit ist, da offenbar das Getreide, um zu wachsen, nicht erst auf den Menschen gewartet hat."

Ich kann mich von diesem Muster von Pfaffen nicht trennen, ohne noch einen Zug aus seinem Leben erzählt zu haben, der beweist, mit welchem Eifer er jene Heiligen nachahmte, die mit den Armen am Weg nicht nur ihren Mantel, sondern auch ihren Rock und alles geteilt haben. Er kam eines Tags von Tours zurück, wo er dem Bischof seine Aufwartung gemacht hatte. Wie er so auf seinem Maultier die Straße dahinreitet, begegnet er, nicht weit von Varnhalt, einer hübschen Dirne, die barfuß ging im Staub des Wegs, und hatte Mitleid mit dem armen Ding, dem es nicht einmal so gut wurde, wie einem verachteten Hund, als welchem niemand zumutet, auf zwei Füßen zu gehen. Das Mädchen war müde und schleppte sich nur so hin auf dem harten Weg. Er pfiff ihr, sie sah sich um, und der Pfarrer, in dessen Art es nicht lag, hübsche Grasmücken zu erschrecken, besonders nicht solche, die weiße Häubchen aufhaben, lud das Mädchen freundlich ein, sich hinter ihn auf sein Maultier zu setzen. Die schöne Magd sträubte sich zwar sehr unter vielen Knixen und Entschuldigungen, wie sie eben alle tun, wenn man sie auf-

fordert, von etwas zu essen und zu trinken, wonach sie heimlich schielen, willigte aber doch zuletzt ein. Hat sich also die Magd hinter dem Pfarrer zurechtgerückt, und das Maultier geht seinen Trott weiter, wobei die Dirne bald nach der einen, bald nach der andern Seite gleitet und sich so schlecht im Gleichgewicht hält, daß der Pfarrherr, nachdem sie Varnhalt hinter sich hatten, sie aufforderte, sich doch an ihm festzuhalten, was sie sich auch nicht zweimal sagen ließ, sondern mit ihren dicken, drallen Armen den Priester umfaßte, so gut es gehen mochte.

„Schwankst du immer noch? Sitzest du nun gut?" fragte der Pfaff.

„Ganz gut, Herr Pfarrer und Ihr?"

„Noch besser," erwiderte er.

Es war ihm in der Tat recht behaglich.

Er fühlte von hinten her eine köstliche Wärme in seinen Körper eindringen, die von zwei Tangenten ausging, als welche sich ihm wie zwei Lanzen in den Rücken einzubohren drohten, was wahrhaftig schade gewesen wäre. Nach und nach, wie sich das Maultier heftiger in Bewegung setzte, steigerte sich die Temperatur seiner Reiter im gleichen Grad, und es dauerte eine Zeitlang, bis sie sich aneinander akklimatisierten.

„Wie wär's," sagte der Pfarrer, indem er sich gegen die Dirne herumdrehte, „was hältst du von dem schönen dichten Gebüsch da?"

„Es ist zu nah am Weg," erwiderte das Mädchen. „Die Buben all werden sich daraus Stecken schneiden und die Kühe die jungen Sprossen fressen."

„Du bist doch nicht verheiratet?" fragte der Pfarrer wieder.

„Nein."

„In keiner Weise?“

„Nein, bei Gott.“

„Das ist ja eine Schande in deinem Alter.“

„Wahrhaftig, Herr Pfarrer. Aber seht, so ein armes Mädchen, das ein Kind bekommt, ist ein recht unnützes Geschöpf.“

Da hatte der Pfarrer Mitleid mit der Unwissenheit des armen Dings und bedachte, daß die Unwissenden zu belehren unter die geistigen Werke der christlichen Barmherzigkeit gehört und die kanonischen Gesetze ihm vorschrieben, seine Schäflein in den Pflichten und Aufgaben des Lebens, schweren und leichten, rechtzeitig zu unterrichten; er glaubte also wohl daran zu tun, die Dirne über ihr künftiges Schicksal ein wenig aufzuklären. Also bat er sie, keine Angst zu haben und sich ihm rückhaltlos anzuvertrauen. Er wolle ihr gemäß den kanonischen Vorschriften unentgeltlich einen gründlichen Eheunterricht erteilen, doch brauche niemand weiter davon zu wissen.

„Wenn Ihr so redet,“ sagte das Mädchen, „werde ich absteigen.“

Der gute Priester aber ließ sich nicht irre machen in seinen Ermahnungen und Admonitionen, und als sie das Gehölze von Ridel-Alzay erreicht hatten und die Dirne um jeden Preis absteigen wollte, war ihr der Priester selber behilflich.

Sie floh in das dunkelste Dickicht des Gehölzes.

„Ihr seid ein Schlimmer,“ rief sie, „aber Ihr sollt mich nicht finden.“

Doch in einer Lichtung mit Moos und weichem Gras holte der Pfarrer sie ein und begann alsbald seinen Eheunterricht. Seine Methode ließ an Anschaulichkeit und Eindringlichkeit nichts zu wünschen übrig und die Kate-

chumene brachte seiner Lehre einen offenen Sinn und eine fast erstaunliche Gelehrigkeit entgegen. Der Pfarrer ärgerte sich nur über eins: Daß er den Unterricht stark abkürzen und alle Repetitionen vermeiden mußte, da der Ort des Unterrichts kaum steinwurfweit von Ribel-Alzay entfernt war.

„Ei, mein Schatz," fragte er, „warum hast du dich denn so lange gewehrt, bis wir fast in Alzay waren?"

„Weil ich von Varnhalt bin," antwortete die tugendsame Jungfrau.

Als dieser gute Pfarrer starb — um zum Ende zu kommen —, trauerte das ganze Dorf um ihn und viele, Kinder und andre, beweinten ihn wie ihren Vater. „Wir haben unsern Vater verloren," hörte man allenthalben klagen. Das Frauensvolk, lediges und verheiratetes, war besonders untröstlich. Der Verstorbene, hieß es, war mehr als ein Priester, er war ein Mann.

Für solche Pfarrer ist unterdessen der Samen verloren gegangen. So was wird nicht mehr gesät, wächst nicht mehr trotz der Seminarien.

Sein Erspartes hatte er den Armen hinterlassen. Es war ein schlechter Trost für sie, und ein alter Stelzfuß, den er lange verhalten, fluchte dem Tod, daß er nicht ihn geholt statt des guten Pfarrers. Das würde dem Schatten des Verstorbenen gewiß nicht wenig geschmeichelt haben, aber leider haben Schatten keine Ohren.

Die schöne Färberin.

Schon früher wurde in diesem Buch ein höchst spaßhaftes Wort des hübschen Waschermadels von Portillion angeführt. Diese schöne Kreatur stak so voll Bosheit und List, daß sie wenigstens die von sieben Priestern oder drei Frauen gestohlen haben mußte. So fehlte es ihr denn auch nicht an Liebhabern, sondern sie hatte deren so viel, daß sie davon wie von einem Bienenschwarm umschwirrt und umhummelt war.

Kam da eines Abends ein alter Seidenfärber, der in der Misthaufenstraße wohnte und daselbst ein Haus voll heidenmäßiger Reichtümer besaß, von seinem Weingarten auf der Pfaueninsel zurück und ritt auf seinem Gaul gemächlich durch die Vorstadt Portillion, gegen die große Brücke, die die Stadt von der Vorstadt trennt. Es war ein warmer Sommerabend, und als der Färber das schöne Waschermadel erblickte, das auf der Schwelle seines Hauses saß, wurde er von einer heftigen Begierde nach ihr ergriffen. Er träumte übrigens schon lange von der schönen Dirne, und heut' faßte er den Entschluß, sie zu seiner Frau zu machen.

So wurde aus der Wäscherin eine Färberin, eine reiche Bürgersfrau der Stadt Tours mit feiner Wäsche und schönen Spitzen, mit Hausgerät im neuesten Stil, eine glückliche Frau, trotz ihres Färbers, den sie, wenn ihm

auch kein Ring darin saß, aufs zierlichste an der Nase herumzuführen wußte.

Der genannte Färber hatte zum Gevatter einen gewissen Meister Mechanikus, der die verschiedenen Werkzeuge der Seidenweberei anfertigte; er war klein von Gestalt, bucklig seitdem er lebte und dazu ein Nickel, wo ihn die Haut anrührte.

„Du hast wohl daran getan, dich zu verheiraten," sagte er am Hochzeitstag zu dem Gevatter, „wir werden eine hübsche Frau zusammen haben."

Und mit tausenderlei Scherzreden und Anzüglichkeiten, wie sie so üblich sind, foppte er die Neuvermählten und hofierte der schönen Färberin, die mißratene Gewächse in ihrem Leben nicht leiden gekonnt und den Mechanikus und seine Bewerbungen frank heraus auslachte.

Sie neckte ihn den ganzen Tag mit seinen Spulen, Spindeln und Zapfen und sagte, daß er davon nicht nur die Bude, sondern auch den Buckel voll habe. Aber der Bucklige ließ sich dadurch in seiner Leidenschaft nicht irre machen und fiel der schönen Färberin so lästig, daß sie sich entschloß, ihm einen schlimmen Streich um den andern zu spielen, um ihn zu heilen.

Eines Abends, nachdem er sie wieder mit hartnäckiger Ausdauer verfolgt hatte, sagte sie ihm, er möge denn in Gottes Namen gegen Mitternacht an die Hintertüre kommen, so werde sie ihm für sicher ihre Vordertüre öffnen. Die Nacht war aber eine schöne helle Winternacht, und da die schon genannte Misthaufengasse am Ufer der Loire endet und so mit dem Fluß eine Ecke bildet, wo selbst im Sommer einem der Wind durch Haut und Knochen geht, so könnt ihr euch den Buckligen wohl vorstellen, wie er, um sich warm zu halten, in seinen Mantel gewickelt

heftig da auf und ab schritt, bis die ersehnte Stunde herannahte. Als die Uhr auf Mitternacht ging, war er bereits steckensteif gefroren; er fluchte wie siebenundzwanzig Teufel und war nahe daran, auf das versprochene Glück zu verzichten, als er bemerkte, daß sich an den Fenstern ein Licht hinbewegte und sich zuletzt, indem es immer tiefer stieg, der besagten Hintertüre näherte.

„Ah," sagte er, „da ist sie."

Und dieser Gedanke erwärmte ihn. Er drückte sein Ohr an die Türe und hörte drinnen eine feine Stimme.

„Seid Ihr da?" fragte die Färberin.

„Ja."

„Hustet, daß ich Euch erkenne."

Der Bucklige fing an zu husten.

„Das seid Ihr ja gar nicht."

„Wie," rief der Mechanikus, „das bin ich gar nicht. Kennt Ihr denn meine Stimme nicht? Öffnet doch."

„Wer ist da," rief der Färber, der einen Fensterflügel aufgerissen hatte.

„Da, nun habt Ihr meinen Mann aufgeweckt, der diesen Abend unversehens von Amboise zurückgekommen ist."

Unterdessen hatte sich der Färber, nachdem er im Mondschein erkannt, daß sich ein Mann an seiner Türe zu schaffen machte, einen Zuber kaltes Wasser herbeigeholt und mit dem Ruf „Diebe, Diebe", schüttete er es hinunter auf den verliebten Gevatter, dem nichts übrig blieb als die Flucht zu ergreifen. Aber in der Hast stolperte er über die Kette, als welche die Straße gegen den Fluß absperrte, und fiel in eines der stinkenden Schmutzlöcher, wie sie damals noch mit Genehmigung des hohen Rats an allen Ecken und Enden der Stadt ein üppiges Dasein führten. Der Mechanikus geriet darüber ganz außer sich

und fluchte nicht übel auf die schöne Tascherette, denn so pflegte man, da ihr Eheherr Taschereau hieß, die schöne Färberin in der Stadt allgemein zu nennen.

Carandas aber, wie der Spulen-, Spindel- und Haspelmacher mit Namen hieß, war nicht so sehr auf den Kopf gefallen, um an die Unschuld der Färberin zu glauben, er schwur ihr eine fürchterliche Rache.

Einige Tage danach aber, nachdem er sich von seinem starkduftenden Bad erholt hatte und bei seinem Gevatter zu Abend speiste, da wußte die schöne Färberin ihm derart um den Bart zu gehen, ihm solchergestalt Speckschwärtchen durch den Mund zu ziehen und ihm eine schöne Versprechung nach der andern als Köder vorzuhalten, daß er ganz und gar von seinem finstern Verdacht zurückkam. Er bat um ein neues Stelldichein und die schöne Tascherette, als ob sie selber den ganzen Abend an nichts andres gedacht hätte:

„Kommt morgen," sagte sie, „mein Mann wird drei Tage zu Amboise bleiben; die Königin möchte gern alte Stoffe färben lassen, da wird es eine lange Konferenz und Beratung geben, also . . ."

Carandas zog seine besten Sachen an und erschien auf die Minute bei der schönen Gevatterin. Das Abendmahl war vorzüglich; die Lampreten frisch, der Wein von Vouvray, das Tischtuch weiß wie Schnee — denn die ehemalige Wäscherin hatte die Farbe des Frischgewaschenen noch nicht vergessen; alles blinkte und blitzte, die Schüsseln und Teller aus Zinn waren eine wahre Freude anzusehen, der Geruch der Speisen ließ dem Buckligen das Wasser im Mund zusammenlaufen. Noch mehr jedoch ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen die schöne Tascherette, die herausfordernd dasaß

in ihrem Sessel, lockend und lachend wie ein Apfel, der das Gold des sonnigsten Sommertags zurückstrahlt. So verführerisch lächelte sie ihn an, daß er glaubte, er könne nicht anders, und er müsse nur gleich einbeißen in die lachende Frucht, die man sich für gewöhnlich auf den Nachtisch aufzuheben pflegt — als plötzlich Meister Taschereau heftig an der Haustüre pochte.

„Mein Gott, was ist geschehen," rief das ehemalige Waschermadel; „schnell, versteckt Euch in diesen Schrank ... ich bin ohnedies Euretwegen schon gezankt worden; wenn Euch mein Mann hier fände, er wäre im stande, Euch den Garaus zu machen, denn Ihr macht Euch keinen Begriff, wie heftig und bösartig er sein kann."

Und also schiebt sie den Buckligen in den Schrank, steckt den Schlüssel zu sich und geht, ihrem Mann zu öffnen, den sie zum Abendessen erwartet hat. Da wird nun der Färber herzig geküßt, nicht nur auf die beiden Augen, sondern auch auf die beiden Ohren, und er selber gibt seiner Frau einen Schmatz, den man bis in die Straße hinunter hören konnte. Darauf setzt sich das Ehepaar zu Tisch, und nachdem sie eine Zeitlang gescherzt und geplaudert, gehen sie zu Bett. Der Mechanikus aber muß alles das mitanhören, aufrecht in dem engen Schrank, ohne sich zu rühren und zu räuspern. Wie eine Sardine in der Büchse war er zwischen dem Weißzeug eingeklemmt und hatte nicht mehr Luft als die Karpfen Sonne haben in der Tiefe ihres schlammigen Wassers. An Unterhaltung fehlte es ihm jedoch nicht, die Seufzer des Färbers und die zierlich neckischen Erwiderungen der Tascherette, die ganze Musik dieses Liebeskonzerts hatte er gratis. Als er aber endlich den Gevatter eingeschlafen glaubte, suchte er die Schranktüre aufzuhaken.

„Was gibt's?“ rief der Färber.

„Was denn, mein Schatz,“ antwortete die Frau, indem sie ihre Nase unter der Decke hervorstreckte.

„Hat es da nicht gekratzt, hast du nichts gehört,“ sagte der Mann.

„Es wird die Katze gewesen sein, das bedeutet Regen.“

Da legte der Mann sich wieder aufs Ohr, die Frau jedoch konnte sich's nicht versagen, ihn noch ein bißchen zu hänseln.

„Du hast wahrhaftig einen allzu leichten Schlaf,“ begann sie, „da dürfte man sich wohl in acht nehmen, wenn es einem beikommen sollte, dich in das bekannte Hochwild zu verwandeln. Ach, du kannst ruhig schlafen, Väterchen . . . Aber deine Schlafmütze sitzt dir ja ganz schepp auf dem Ohr. Komm, mein Engel, ich will sie dir zurechtrücken. Man muß immer hübsch sein, sogar im Schlaf. Liegst du jetzt gut?“

„Ja.“

„Schläfst du?“ fragte sie ihn noch einmal, indem sie ihn küßte.

„Ja.“

Am andern Morgen schlich sich die Färberin an den Schrank, um den Mechanikus frei zu geben. Der Bucklige war bleicher als der Tod.

„Luft, Luft!“ schnappte er.

Geheilt von seiner Liebe, machte er sich aus dem Staube und trug mehr Haß in seinem Herzen mit sich hinweg, als ein Hamster Weizen forttragen kann in seinen Backentaschen. Er verließ bald darauf die Stadt Tours und begab sich nach Brügge, wohin ihn ein Kaufmann berufen hatte, daß er ihm das Werkzeug zur Fabrikation von Panzerhemden herstelle.

Während seiner langen Abwesenheit brütete der genannte Carandas, der maurisches Blut in seinen Adern hatte, denn er stammte von einem alten Sarazenen ab, der für tot auf dem Schlachtfeld geblieben war, als die Mohren und Franken sich das Gefecht von Ballan geliefert hatten, auf der Heide, die noch heute die Heide Karls des Großen genannt wird, wo kein Kräutlein wächst, weil die verfluchten Ungläubigen da begraben sind und nicht einmal eine Kuh hier ein Gras fressen mag ... Carandas, habe ich gesagt, brütete in dem fremden Lande bei Nacht und bei Tag über seinem Haß und hatte keinen andern Gedanken, als wie er recht teufelsmäßig seine Rache ins Werk setzen möge. Er plante nichts geringeres als den Tod der schönen Färberin. „Ich will von ihrem Fleische essen," sagte er oft zu sich selber. „Beim Beelzebub, ich werde mir eine ihrer Brüste braten und sie soll mir ohne Brühe schmecken." Wahrlich, sein Haß war ein blutigroter Haß, und er war in der Wolle gefärbt. Es war ein Kardinalshaß, ein Haß, giftig wie eine Hornisse oder wie eine alte Jungfer. Es war vielmehr aller Haß der Welt zusammengebraut in einen einzigen Haß, in dem es brodelte und gischte von einem verruchten Elixier mit giftigen Dämpfen der Hölle, es war mit einem Wort ein teuflischer Haß.

Eines schönen Tags tauchte dieser Carandas von neuem in der Stadt Tours auf. Er brachte schwer Geld mit, das er sich in Vlamland durch den Handel mit seinen mechanischen Erfindungen erschachert hatte. Damit kaufte er sich ein schönes Haus in der Misthaufengasse, das noch heute zu sehen ist und von vielen neugierig bestaunt wird, weil in seiner Mauer seltsam lustige Figuren ausgemeißelt sind.

Im Hause seines Gevatters, des Färbers, fand Carandas vieles verändert. Der Gevatter hatte zwei hübsche Kinder, die unglücklicherweise weder der Mutter noch dem Vater im geringsten ähnlich sahen. Da aber Kinder doch mit irgend jemand in der Welt eine Ähnlichkeit haben müssen, so nehmen die kleinen Schlingel oft die Züge ihrer Großeltern an, wenn sie hübsch sind. So was weiß sich zu helfen, und so fand denn auch der Färber bald heraus, daß die Kleinen einem seiner Onkel glichen, der ehemals Pfarrer bei der Kirche Unsrer Lieben Frau zur Gerbmühle war. Einigen Witzbolden zu glauben, waren aber die beiden Sprößlinge die ausgeschlüpften Ebenbilder eines hübschen Pfäffleins aus der Pfarrei Unsrer Lieben Frau, genannt die „Reiche", einem berühmten Ort zwischen Tours und Schloß Blitzinturm.

Und nun, glaubt mir das eine und prägt es tief in euer Gedächtnis ein — und wenn ihr in dem ganzen Buch nichts gefunden, aufgelesen und zu euch gesteckt haben solltet als diese eine Wahrheit, die eine Wahrheit von Grund aus ist, so könnt ihr euch schon glücklich schätzen — nämlich das eine: daß der Mensch nicht leicht seine Nase entbehren kann, id est, daß er ohne Rotz nicht auskommt, das heißt, daß er immer Mensch bleiben wird und daß er also per saecula saeculorum fortfahren wird, zu lachen und zu trinken und immer als derselbe in seinem Hemd zu stecken, nicht besser und nicht schlechter als von allem Anfang an, kurz, daß er sich immer in demselben Kreis drehen wird. Doch das ist nur die Präambel meiner Wahrheit, die ich euch so vorsichtig als möglich beibringen muß, um euch nicht vorzeitig scheu zu machen und die darin besteht: daß dieser liebe Zweihänder immer und zu allen Zeiten das für das Wahre und Rich-

tige halten wird, was seine Leidenschaften kitzelt, was seiner Liebe dient und seinem Hasse schmeichelt. Und die Logik daraus?

Am ersten Tage also, da der bucklige Carandas die Kinder seines Gevattermanns sah und den hübschen Priester, sahe auch die schöne Färberin und den Taschereau, wie sie alle zusammen rund um den Tich saßen, wie auch, daß die Tascherette zu seinem Leidwesen das schönste Lendenstück der Lamprete ihrem geistlichen Freund gab, mit einem gewissen Ausdruck im Blick: da brauchte dem Neidhammel niemand zu sagen, daß sein Gevatter Hahnrei geworden, daß die Tascherette mit ihrem Beichtvater unter einer Decke stak, in jedem Sinn, und daß der Weihwasserschwengel des Pfaffen und die Kinder der Färberin eine geheime Beziehung zu einander haben mußten.

„Aber ich werde ihnen zeigen," sagte er bei sich, „daß die Buckligen etwas haben, was den andern abgeht."

Und das alles war wahr, wie es wahr ist, daß die Stadt Tours sich immer in der Loire gespiegelt hat und spiegeln wird gleich einem hübschen badenden Mädchen, das mit dem Wasser spielt und es peitscht mit seinen weißen Händen, flick, flack; denn diese lachende, lustige, verliebte Stadt, diese frische, blühende, diese Stadt voller Wohlgerüche ist schöner als alle andern Städte der Welt, die nicht einmal würdig sind, ihr das Haar zu kämmen oder ihr die Schuhriemen zu knüpfen. Ich rate euch sehr, diese Stadt zu besuchen, ihr werdet finden, daß mitten hindurch eine breite Straße führt, eine ganz entzückende Straße, wo die schöne Gesellschaft lustwandelt, wo es zu aller Zeit Wind und Regen, Sonne und Schatten gibt und die Liebe eine Pflanze ist, die auf Pflastersteinen

wächst und blüht. Ihr lacht? Geht doch hin. Es ist das eine immer neue, immer königliche, immer kaiserliche, immer vaterstädtische Straße, eine Straße mit zwei Bürgerwegen, eine Straße, die offen ist an beiden Enden, eine wohlgezogene, wohlgebaute Straße, eine Straße, so breit, daß noch niemand darin Achtung gerufen hat, eine Straße, die zur Abtei Hochburg führt und zu einem Graben, der fein mit der großen Brücke zusammengeht und an dessen Ende ein schöner Marktplatz liegt; die Straße ist wohl gepflastert und gepflegt, immer sauber gespült, immer blank wie ein Spiegel, einsam oder ganz voller Menschen, wie man es haben will, es ist eine kokette Straße, die sich auch bei Nacht noch fein ausnimmt in der Spitzenhaube ihrer blauen Dächer; kurz, es ist eine Straße, in der ich geboren bin, es ist die Königin der Straßen, schön, zwischen Himmel und Erde, eine Straße mit einem Springbrunnen, eine Straße, der nichts fehlt, um gerühmt zu werden vor allen Straßen der Welt. Sie ist im Grund die wahre Straße, die einzige Straße von Tours. Es gibt wohl noch andre, aber sie sind schwarz und krumm, eng und feucht, und sie kommen alle demütig herangekrochen, um dieser einzigen vornehmen Straße zu huldigen und von ihr Befehle zu erwarten ... Aber wo stehe ich? Ach ja, einmal in dieser Straße, kommt man nicht wieder heraus, so herrlich und lustig ist sie. Und wahrlich, ich schuldete diese kindliche Huldigung, diesen Hymnus aus tiefstem Herzen dieser Vaterstadtstraße, dieser Geburtsstraße, der nichts fehlt als die Standbilder meines guten Lehrers Rabelais und des Herrn Kartesius, den aber die Eingeborenen nicht zu kennen scheinen.

Ich komme auf den genannten Carandas zurück. Er wurde seit seiner Rückkehr aus Vlamland sehr gefeiert,

nicht nur von seinem Gevatter, sondern auch noch von vielen andern, denen er wegen seiner Lustigkeit und drolligen Einfälle ein lieber Geselle war. Seine alte Liebe schien er vergessen zu haben, war voller Freundschaft gegen die Tascherette und den Pfaffen, herzte und küßte die Kinder, und wenn er mit der Färberin einmal allein war, erinnerte er sie scherzend an die Nacht mit dem Schrank und an die Nacht mit der Mistgrube als an gute Späße, worüber man lachen muß.

„Ihr habt mich freilich schön zum Narren gehalten."

„Es ist Euch ganz recht geschehen," erwiderte sie lachend, „wenn Ihr Euch noch einen kleinen Zipfel von Zeit hättet nasführen lassen aus lauter Liebe und foppen lassen und zum Narren halten, wäre es Euch am Ende doch noch gelungen, mich herumzubringen."

Dazu lachte Carandas, im Innern aber kochte er vor Wut, und beim Anblick des Schranks, wo er um ein Haar krepiert wäre, verbiß er sich nur um so tiefer in seine Wut, als die schöne Färberin unterdessen noch schöner geworden war, wie alle die, die sich im Jungbrunnen baden und darin verjüngen, als welcher Jungbrunnen aber nichts andres ist als die Liebe.

Immer noch auf dem giftigen Ei seiner Rache brütend, studierte der Mechanikus aufs eifrigste die heimliche Hahnreinaturgeschichte seines Gevatters, als welche in jedem Hause wieder eine andre ist; denn obgleich alle Liebschaften einander gleichen, so wie alle Menschen untereinander, so hat doch die höhere und wahre Wissenschaft längst festgestellt, daß jede besondere Liebe zum Glück der Frauen auch ihre ganz besondere Physiognomie hat, ebenso wie, wenn auch nichts so sehr dem Menschen gleicht als der Mensch, dennoch jeder Mensch verschieden ist von jedem

andern Menschen. Und das erklärt die tausend Launen der Weiber, die unter Leiden und Freuden suchen und immer wieder suchen und zuletzt selber nicht wissen, warum sie den einen dem andern vorziehen. Darum sind sie so wankelmütig, so voller Widersprüche und Unruhe. Soll man sie deswegen schelten? In der ganzen Natur ist alles Wandel und Wechsel und ihr wollt, daß das Weib sich gleich bleiben soll? Wißt ihr, ob das Eis wirklich kalt ist? Nichts wißt ihr, und so könnt ihr auch nicht wissen, ob die Hahnreischaft eines Ehemanns nicht vielleicht eine höhere Fügung ist, um gelegentlich ein Gehirn hervorzubringen, das ein wenig besser ausstaffiert sei als andre Gehirne. Was studiert ihr die Wolken und die Winde unter dem Himmel? Ich versichere euch, daß man meinem konzentrischen Buche hier noch einmal eine tiefe Philosophie nachrühmen wird. Ja, ja, ihr dürft mir glauben, ein Apotheker, der Rattengift verkauft, ist ein größerer Philosoph als die, so sich einbilden, sie könnten der Natur die Röcke aufheben. Diese Natur ist aber ein stolzes und launisches Frauenzimmer, das sich nicht jedem zeigt, sondern nur seinem Geliebten und zu guter Stunde. Versteht ihr? Sie gehört nicht umsonst in allen Sprachen der Welt zum weiblichen Geschlecht als ein Wesen, dem nichts so eigen ist, als Veränderlichkeit und die Lust zu verblüffen und zu überraschen.

Carandas kam bald zu der Überzeugung, daß von allen Hahnreitänzen der ecclesiastische bei weitem der sinnreichste und best behütete sei. Folgendermaßen aber hatte die gute Färberin ihre Sache einzufädeln gewußt.

Jeden Samstag abend begab sie sich nach ihrem Weingut auf der Pfaueninsel, während ihr Mann die Wochenarbeit vollendete, die Rechnungen prüfte, die Ge-

hilfen bezahlte. Am Sonntag morgen machte auch er sich auf den Weg nach der Insel, wo er ein vortreffliches Frühstück, sowie seine Frau in bester Laune antraf. Er erschien übrigens nie allein, er brachte immer den Priester mit. Der verdammte Pfaffe war aber immer schon am Abend auf einem Kahn übergesetzt, um der Färberin, die ein wenig furchtig war, Gesellschaft zu leisten, damit sie nachher ruhig schlafen konnte, worauf der Kerl sich vortrefflich verstand. Morgens in aller Frühe kehrte er in seine Wohnung zurück, wo ihn der Färber in seinem Bette fand, wenn er kam, um ihn für die ländliche Lustpartie abzuholen. Der Fährmann war gut bezahlt, so wußte niemand um die Schliche des Priesters, der seine abendliche Reise in tiefer Dunkelheit, seine morgendliche aber am hohen, hellen Tage machte.

Nachdem Carandas diese Praktiken des Priesters und der Färberin ausspioniert hatte und seiner Sache sicher war, wartete er nur einen Tag ab, wo das verliebte Paar wegen zufällig nötig gewordener längerer Fasten besonders ausgehungert sein mußte. Ein solcher Tag ließ nicht lange auf sich warten, und der spionierende Carandas verfolgte im Hinterhalt die Vorbereitungen des Fährmanns, der unten am Tiefufer der Loire beim Sankt Annenkanal den genannten Priester erwartete, als welcher ein hübscher junger Blondkopf und von schlanker, einnehmender Gestalt war, wie des Meisters Ariosto so schön verherrlichter, schüchterner Held. Nachdem der Mechanikus seiner Sache sicher sein durfte, machte er sich auf den Weg zum Gevatter Färber, der seine Frau mehr liebte wie je und sich nicht denken konnte, daß noch ein andrer außer ihm den Finger in ihr hübsches Weihwasserkesselchen tunken durfte.

„Guten Abend, Gevatter," rief Carandas, und Taschereau zog grüßend sein Käppchen.

Und alsobald beginnt der Mechanikus von den heimlichen Liebesfesten auf der Pfaueninsel; er spart dabei nicht an Worten und verwundet den guten Färber, wo er nur kann, bis er ihn in der Verfassung sieht, seiner Frau und dem Pfaffen stante pede den Garaus zu machen.

„Mein guter Nachbar," sagt er da, „ich habe aus Vlamland einen vergifteten Degen mitgebracht, der unverzüglich tötet, wenn er auch nur die Haut eines Menschen ritzt. Ihr braucht damit Eure Hure von Frau und ihren Beischläfer nur zu berühren, so wird es mit ihnen aus und vorbei sein."

„Kommt, holen wir das Instrument," sprach der Färber.

Und beide unverweilt nach der Wohnung des Buckligen zu eilen, den Degen zu sich zu nehmen und sich auf den Weg zu machen nach dem Landhaus.

„Werden wir sie auch im Bett finden?" sagte Taschereau.

„Wenn Ihr es erwarten könnt," antwortete höhnisch der Bucklige.

Der Hahnrei hatte aber keine große Pein des Wartens. Die hübsche Färberin und ihr Geliebter waren bereits daran, in dem hübschen See, den ihr kennt, den Fisch zu fangen, der immer entschlüpft, worüber sie jedesmal lachten und wieder lachten.

„Mein Liebling," sagte das Täschelchen, „ich liebe dich, daß ich dich fressen möchte."

„Da kann geholfen werden," antwortete der Priester. „Nur ganz geht es nicht, du mußt dich schon mit einem Teil von mir begnügen."

In einem solchen Augenblick trat der Ehemann ein und schwang den nackten Degen. Die schöne Färberin,

die sich auf das Gesicht ihres Manns verstand, erkannte, daß es um den geliebten Priester geschehen sei. Aber plötzlich sprang sie auf und halbnackt, mit fliegenden Haaren, schön vor Scham und noch schöner vor Liebe fiel sie dem Wütenden in den Arm.

„Halt ein, Unglücklicher," rief sie, „willst du den Vater deiner Kinder töten?"

Und der gute Färber, von dieser Anrufung der hochheiligen Majestät der Vaterschaft und vielleicht auch ein wenig von den flammenden Blicken seiner Frau ganz verdutzt, ließ seiner Hand den Degen entgleiten, der dem Buckligen auf den Fuß fiel und ihn tötete.

Daraus können wir lernen, daß wir dem Haß keinen Raum geben sollen in unsrem Herzen.

Epilog des ersten Zehent.

Hier endet das erste Zehent dieser sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten, ein kleines Müsterchen einstweilen von den Werken der hochgeschürzten Muse aus dem Touranerland. Kennt ihr sie schon ein wenig? Sie ist eine fesche Dirne und das Wort unsres Freundes Verville, „man muß frech sein, wenn man Gunst erlangen will," ist ihr aus der Seele gesprochen. Genug für heut', liebes gutes Ding, leg dich nun schlafen, du bist müde und ein wenig außer Atem. Trockne dir die hübschen nackten Füße, verstopfe dir die Ohren und ruhe dich aus in den Armen der Liebe. Wenn du von neuen Geschichten träumst, die von Lachen dröhnen und von Schalkhaftigkeit kichern, laß dich nicht irre machen von dem dummen Geschrei und Geschimpf derer, die, wenn sie einmal einen echten gallischen (nicht galligen) Finken pfeifen hören, ausrufen: „Oh, der garstige Vogel!"

Zweites Zehent.

Prolog zum zweiten Zehent.

Einige Kritiker haben dem Autor vorgeworfen, von der Sprache der alten Zeit 'so viel zu verstehen, als eine Kuh vom Spanischen. Ehemals hätte man solche Leute Kannibalen, Lästermäuler, Sykophanten und sogar Sodomiter geheißen, aber der Autor will sie gern verschonen mit solchen Stilblüten älterer Schriftsteller und freut sich nur, daß er nicht in ihrer Haut steckt, weil er sich sonst verachten und vor sich selber schämen müßte. Für den niederträchtigsten Sudler, ja für einen Lausbuben würde er sich halten, ein armes Buch zu verleumden, weil es ganz und gar anders ist, als die Bücher all dieser traurigen Tintenkleckser unsrer Tage.

Oh, ihr armseligen Gesellen! Ihr solltet ein wenig sparsamer mit eurer Galle umgehen. Ich meine, ihr könntet sie recht gut untereinander gebrauchen. Der Autor ist nicht unglücklich darüber, daß er nicht allen gefällt, er tröstet sich mit einem gewissen alten Touraner ewigen Angedenkens, dem einst Buben vom gleichen Schlag so lange zugesetzt und mitgespielt haben, bis er es satt bekam und in einem seiner Dialoge erklärte, er sei entschlossen, kein Jota mehr zu schreiben. Andre Zeiten, andre Sitten. Nein, Herrgottdonnerwetter, andre Zeiten, aber die nämlichen Sitten. Alles bleibt sich gleich da unten und dort oben.

Gott bleibt in Ewigkeit der alte Gott, und der Mensch das bekannte zweibeinige Tier.

Und also stützt sich der Autor lachend auf seinen Spaten und verschiebt die Rache an seinen Lästerern auf gelegenere Zeit. Er hat jetzt andres zu tun. Wahrlich, ein hundert lustiger Geschichten kann man nicht so aus dem Boden stampfen und aus dem Ärmel schütteln. Das ist schon an sich kein leichtes Tagewerk, auch wenn es einem nicht dazu von andern noch erschwert wird, zuerst von Lumpen und Neidhämmeln, und zuletzt nicht weniger von den eignen Freunden, die einen zur Unzeit wie Unglücksraben mit ihrem Gekrächze über den Hals kommen. „Bist du verrückt," sagen sie, „hast du dir's auch recht überlegt?" Solche Geschichten und Schwänke hat nicht leicht einer hundertweis in seiner Gehirnkammer vorrätig, du hast, scheint uns, das Maul etwas allzu weit aufgemacht. Ein wenig bescheidener, guter Herr, ein wenig bescheidener, wenn wir bitten dürfen. Das sind weder Misanthropen noch Kannibalen, ob Lumpe, ich weiß es nicht. Es sind aber, das ist keine Frage, gute Freunde. Aber ihre Freundschaft besteht darin, uns auf einem ohnehin schon harten Weg auch noch harte Worte zu geben und unliebsame Dinge zu sagen. Sie sind widerborstig wie ein Saurücken, stachlig wie eine Hechel, und versichern uns dabei fortwährend, wie ergeben sie uns seien mit Leib und Seele, wie man auf sie rechnen könne im Unglück, auf ihr Gut und Geld und alles, aber sie wollen nicht eher etwas merken von unsrer Notlage, als bis man uns die letzte Ölung bringt.

Wenn es diese Leute wenigstens an solchen kleinen Niederträchtigkeiten genug sein ließen! Aber kommt dann die Zeit und werden ihre albernen Ängstlichkeiten Lügen gestraft: „Siehst du," rufen sie triumphierend

aus, „hab' ich dir's nicht gesagt? Habe ich nicht gut prophezeit?"

Um nun so wohlgemeinte, wenn auch im Grund ganz und gar unerträgliche Freundschaftsbezeugungen nicht undankbar von sich zu stoßen, vermacht der Autor hiermit diesen Freunden seine alten durchlöcherten Pantoffeln, mit der beruhigenden Versicherung, daß er selber an fahrender Habe, die nicht bereits gerichtlich verpfändet wäre, nichts zurückbehält, als versteckt im Labyrinth seines Gehirns ein Stücker siebzig lustiger Schwänke, wohlgeratene Kinder seines Geistes, bei Gott, in zierliche Redewendungen gekleidet, mit Anspielungen jeder Art geschmückt, von der komischen Muse mit den allerfrischesten Blumen und Zweigen bekränzt; Schwänke, sagte ich, nämlich Geschichten und Historien von allen Tages- und Jahreszeiten, mit dem ganzen reichen Einschlag, den zu jeder Stunde, zu jeder Minute die Menschheit spinnt und webt, immerfort schaffend und webend an dem großen weltgeschichtlichen Komputus (der Menschheit unendlichem Kleid) von der Zeit an, wo die Sonne noch blind war und der Mond noch seinen Weg nicht wußte bis auf den heutigen Tag. Doch hab' ich auch nichts dagegen, wenn ihr anders denkt und wenn ihr meine siebzig Kinder ebensoviele liederliche Subjekte heißen wollt, liederliche, nichtsnutzige, übertrutzige, schamlose, schlechte Subjekte, elende Kreaturen, lose Buben, Spaßvögel der schlechtesten Sorte, und wenn ihr sagt, beim Teufel noch einmal, daß diese siebzig zusammen mit den zwanzig, die bereits ausgebrütet sind, auf die versprochenen hundert nur eine schwache Abzahlung wären.

Wahrlich, wenn die Zeit nicht so schlecht wäre für Bibliophilen, Bibliomanen, Bibliographen, Bibliotheken, Bibliophagen und Bibliopolitiker, id est für Bücherfreunde,

Büchernarren, Büchermacher, Bücherausträger, Bücherverleger und Bücherausleger, Bücherwürmer mit einem Wort, wenn die Zeit nicht so schlecht wäre, sage ich, würde euch der Autor sein Hundert wahrlich wie einen Wolkenbruch und Hagelwetter über euren Köpfen ausgeschüttet und nicht so langsam vorgetröpfelt haben wie einer, der an der cerebralen Dysurie, id est Gehirnaustrocknung oder Gehirnsaftverhaltung, leidet. Diese Schwäche, will sagen infirmitas, kann ihm dennoch niemand vorwerfen, vielmehr wird man zugeben müssen, daß er auf volles Maß und Gewicht hält und oft mehrere Geschichten für eine gibt, wie das vorliegende Zehent beweist. Auch wolle man beachten, daß er unter seinem Vorrat stets eine strenge Auswahl trifft und euch nur die besten und saftigsten Stücke vorlegt. Da kann von Altersschwäche keine Rede sein. Mischt also etwas mehr Freundschaft in eure Gehässigkeiten und etwas weniger Gehässigkeit in eure Freundschaft. Auch wollet bedenken, wie sparsam die große Natur bis jetzt war in der Hervorbringung guter Erzähler, sparsam bis zur Geizigkeit, denn wie ihr auch zählen mögt, mehr wie sieben werdet ihr nicht herausfischen aus dem ungeheuren Ozean des Weltschriftentums.

Einige unter euch, gute Freunde selbstverständlich, haben die Meinung geäußert, daß man in einer Zeit, wo jedermann schwarz gekleidet geht, wie wenn eine allgemeine Welttrauer wäre, nur solche Bücher und Schriftwerke zusammenkochen dürfe, die ebenso langweilig ernst und ernstlich langweilig sind, wie unsre Tracht und Kleidung selber. Diese Freunde sind auch der Ansicht, daß heut' jeder Skribifax für sein winziges bißchen Geist notwendig eine Wohnung brauche wie ein königliches Schloß und daß jeder im Finstern bleiben und ruhmlos dahinfahren müsse, wie

die Maulesel des Papstes, der nicht gleich Kathedralen und Schlösser baut, an denen sich kein Stein verrücken läßt. Diese lieben Freunde möchte ich doch fragen, was ihnen lieber ist, eine Kanne guten Weins oder ein Fuder Bier, ein Diamant von zweiundzwanzig Karat oder ein zentnerschwerer Kieselstein, die Geschichte des Hans Calver von Rabelais oder so ein modernes Schulbubengeschmier? Ihr bleibt stumm? Was solltet ihr auch antworten? Also geht, laßt euch heimgeigen und bleibt in Zukunft bei euren Leisten, ihr Schuster.

Einigen andern habe ich noch das zu sagen: Jener unvergleichliche Mann, dem wir die unsterblichen Fabeln und Schwänke verdanken, hat sie vorher bei andern gefunden und genommen, er hat sie nur bearbeitet; aber mit seiner göttlichen Kunst, die er auf diese Figürchen verwendet hat, hat er ihnen erst Wert und Würdigkeit gegeben. Wie dem Meister Ludovicus hat man ihm den Vorwurf gemacht, seine Zeit und seine Gedanken an kindische Albernheiten zu vergeuden; aber ein schlechtes Insekt, von seiner Hand ciseliert, ist ein sichereres und sprechenderes Denkmal seines ewigen Ruhms, als so manche festgemauerte turmhohe Mausoleen es für andre sind. In der ganz besonderen Jurisprudenz unsrer „fröhlichen Wissenschaft" gilt eine einzige Seite, die der Autor aus dem Schoß der Natur und der Wahrheit geschöpft hat, mehr als eine ganze Bibliothek von flauen Bänden, die, so schön sie sein mögen, uns weder ein Lachen, noch eine Träne zu entlocken vermögen.

Man wird nicht unpassend finden, daß der Autor das alles sagt; er hat dabei nicht die Absicht, sich auf die Zehenspitzen zu stellen und größer zu scheinen, als er ist! Hier handelt es sich um die Majestät der Kunst, nicht um seine eigne. Er selber ist nur ein armer Schreiber, und sein ganzes Verdienst besteht darin, Tinte in seinem

Tintenfaß zu haben und ein gutes Ohr für das, was die Herren vom Hof erzählen, und das er zu Protokoll bringt, wie er's gehört hat. Nur, wie er's spinnt und webt, ist sein Verdienst. Der Flachs dazu ist auf vielen Äckern gewachsen. Von der Venus des Herrn Phidias, des Atheners, bis herunter zu dem Gänsemännlein am Grünenmarktbrunnen oder dem andern, das sie das Männeken Piß nennen, ist alles geschaffen nach den ewigen Gesetzen und Regeln der menschlichen Einbildungskraft, deren Stoff das Gemeingut aller ist. Glücklich die Diebe in diesem Staat oder Königreich, sie werden hier nicht gehängt, sondern sind geehrt und geliebt von allen. Aber ein Kamel, ein Trampeltier mit zwei Höckern ist derjenige, der sich in die Brust wirft, die Nase hoch trägt und sich etwas einbildet auf Vorteile, die ein reiner Zufall der Blutmischung sind; nur was der Mensch aus seinen Fähigkeiten macht, nur seiner Ausdauer, seines Fleißes kann er sich rühmen.

Was dann das Geflöte gewisser zierlicher Schnäbelchen anlangt, die mit ihrem sanften Gezwitscher dem Autor ebenfalls lästig im Ohr gelegen sind und sich beklagt haben über die und jene Stelle des Buchs wie über ein Weltunglück, ihnen kann ich nur antworten, warum habt ihr nicht die Pfötchen davon gelassen?

Durch die verruchten Niederträchtigkeiten gewisser Leute sieht sich der Autor gezwungen, den Wohlwollenden eine Aufklärung zu geben, womit sie den verleumderischen Kakographen und Sudelhänsen das Maul stopfen können. Diese sehr drolligen und sehr kuriosen Geschichten sind erwiesenermaßen zu der Zeit geschrieben worden, da die Königin Kathrein aus dem erlauchten Hause der Mediciner oder wie man auch sagt, der Mediceer, in Frankreich das

Heft in der Hand hatte und zum besten unsrer heiligen Religion sich in vieles mischte, was eigentlich Sache der Männer gewesen wäre. Diese Zeit ist nicht sänftiglich mit den Leuten umgesprungen, das war keine fromme polierte, keine zahme Zeit, es war eine Zeit, die mehr große Kerle erwürgt hat als irgend eine andre. In dieser Zeit unaufhörlicher Kämpfe und Feldzüge, Kriege und Belagerungen, Friedensschlüsse und neuer Kriege und Kämpfe, befand sich auch, wie jeder Schulbub weiß, die Sprache im Zustand großer Verwirrung und Zügellosigkeit, wo denn jeder Poet und Autor, wie übrigens heute auch, sich seine eigne Sprache zurechtmachte und seine gute Muttersprache schrieb, wie ihm der Schnabel gewachsen war, außerdem, daß er sie mit den buntscheckigsten Lappen und Flecken verbrämte, mit griechischen, lateinischen, italienischen, deutschen und schweizerischen Wörtern und Wendungen, mit orientalischen Phantastereien, mit spanischem Jargon: was sie alles kunterbunt untereinandermengten, gerade so wie auf den Schlachtfeldern die Nationen von Nord und Süd durcheinanderwimmelten, also daß der Skriptophile dem babylonischen Wirrwar gegenüber alle Freiheit und tausend Möglichkeiten hat, ohne, wie die Ziege an den Pflock an eine einzige Regel und Richtschnur angebunden zu sein.

So, da hat nun der Autor alles gesagt, was zu sagen war. Er geht nach Haus zu seinem Liebchen und wünscht ein Füllhorn voll Lust und guten Dingen allen denen, die ihn lieben, und seinen Feinden einen Sack voll hohler Nüsse. Wenn die Schwalben wiederkehren, werden sie ein drittes und viertes Zehent mitbringen. Das verspricht er feierlich allen guten Pantagruelisten nebst Sippschaft durch alle Stockwerke hindurch, denen alles triste, trübe, traurige und gallsüchtige Geschreibe dieser Zeit ein Greuel ist.

Drei Schnapphähne.

Das Gasthaus zu den „Drei Karpfen“ in der Stadt Tours war ehemals der Ort, wo man in der ganzen Stadt am besten aß. Der Wirt war als ingeniöser Bratenkünstler weit und breit berühmt; bis Chastellerault, Loches, Vendosme und Blois mußte er alle Hochzeiten mit seinen Saucen würzen. Dieser alte Knickebein, übrigens ein wirklicher und perfekter Meister in seiner Kunst, zündete niemals eine Kerze an, solange es hell war, hätte die Eier geschoren, wenn es möglich gewesen wäre, verkaufte teuer alles und jedes, Haare, Haut und Federn, hatte das Auge überall, ließ sich niemals um eine Zeche prellen und würde um einen Heller zu wenig sogar einem Fürsten Grobheiten gemacht haben.

Sonst war er ein Spaßmacher erster Güte, trank und lachte mit allen, die einen guten Zug in der Gurgel und die Leber auf der Sommerseite hatten, und stand nie anders als, sein Käppchen in der Hand, vor Leuten, die reichlich fromme Sprüche im Mund führten als wie: „Wo du nicht bist, Herr Jesus Christ . . .“ Er ermunterte sie zum Trinken und gab ihnen in lustigen Wendungen zu verstehen, daß der Wein teuer sei, daß man in Touran nichts geschenkt bekomme, sondern alles kaufen, d. h. bezahlen müsse, kurz, er hätte, wenn es ohne Schande

möglich gewesen wäre, angekreidet: soviel für die gute Luft und soviel für die Aussicht. Auch lebte er herrlich und in Freuden mit dem Geld andrer, wurde dick und rund wie ein Maltersack, wenn er voll ist, fett wie ein Schwein und ließ sich mit „Herr" anreden.

Nun war es bei der letzten Messe, da erschienen am Ort drei Gesellen, die bei einem Advokaten das Handwerk lernten und eher das Zeug zu drei Spitzbuben als zu einem einzigen Heiligen aufwiesen. Sie hatten schon so viel bei ihrem Advokaten profitiert, daß sie wußten, wie weit man gehen dürfe, ohne mit der Wehseite der hohen Harfe, die man auch Galgen nennt, in Berührung zu kommen. Gut zu leben und sich lustig zu machen, auf Kosten irgend eines Meßkrämers oder sonstiger harmlosen Leute, war die Beschäftigung, die sie vielen andern vorzogen.

Diese losen Vögel von Schülern, richtige Teufelsbraten, waren also ihrem Advokaten ausgerissen, bei dem sie in der guten Stadt Angiers die Kunst, aus Krumm Gerade und aus Gerade Krumm zu machen, studierten und kamen zur großen Messe nach Tours, wo sie im Gasthof zu den „Drei Karpfen" „abstiegen," die großen Staatszimmer in Beschlag nahmen, alles zu unterst und zu oberst kehrten, sich als die Verwöhnten aufspielten, auf dem Markt die Lampreten zum voraus für sich aufkaufen ließen und sich als Großkaufleute ausgaben, die nicht nötig hätten, sich mit Waren zu schleppen.

Und der gute Wirt zu laufen, zu rennen, den Spieß in Bewegung zu setzen, vom Besten zu zapfen, kurz ein wahres Advokatenessen für die drei Taugenichtse zuzubereiten, die schon für wenigstens hundert Taler Lärm gemacht hatten und die, wie man sie auch ausgequetscht hätte, nicht mehr von sich gegeben haben würden, als

zwölf Touraner Kupferkreuzer, mit denen der eine unter ihnen in der Tasche klimperte.

Aber, wenn sie auch kein Geld hatten, fehlte es ihnen doch nicht an andern Hilfsmitteln und die Rolle von Jahrmarktsdieben wußten sie vortrefflich zu spielen.

Das war ein lustiges Handwerk und zu essen und zu trinken gab es genug dabei; sie machten sich seit fünf Tagen mit solchem Geschick an die Marktvorräte heran, daß ein Fähnlein Landsknechte weniger verdorben hätte als sie stibitzten. Jeden Morgen nach dem Frühstück, nach gutem Essen und Trinken, erschienen die drei Schnapphähne auf der Messe, und da war keine Bude, die sie nicht unsicher machten; sie mausten, krapsten, verführten Gelbschnäbel und andre Dumme zum Würfelspiel und entließen keinen, sie hätten ihn denn bis zum Hemd ausgezogen. Dazwischen ergötzten sie sich mit kindischen Streichen, nahmen die Budenschilder ab, um sie auszuwechseln, machten das des Schusters an die Goldschmiedbude und das des Goldschmieds an die Seifensiederbude; sie warfen Staub und Schmutz auf die Waren, reizten und hetzten die Hunde, schirrten die Pferde aus, warfen unversehens eine Katze auf die Köpfe der Menge, schrien plötzlich: „Ein Dieb, haltet den Dieb" oder fragten jedermann, der ihnen begegnete: „Seid Ihr nicht der Herr Arschloch aus Angiers."

Dann gaben sie den Leuten unversehens heimliche Rippenstöße, machten Löcher in die Kornsäcke, suchten ihr Nasentüchlein in den Taschen der Damen, hoben dabei die Röcke auf, taten als ob sie ein Juwel suchten, sagten dann, es wird sich in ein Mausloch verkrochen haben.

Kurz, der Teufel würde sich vernünftig und wohlerzogen ausgenommen haben neben diesen aus der Schule

gelaufenen Strolchen, die sich lieber aufgehängt hätten als eine ordentliche Handlung zu begehen, also daß es leichter gewesen wäre, von zwei aufeinander loshackenden Advokaten ein Almosen zu erhalten als von ihnen eine gute Tat.

Wenn sie ihres Treibens müde waren, verließen sie das Marktfeld und ließen sich im Hotel auftragen, was nur das Zeug hielt, Essen und Trinken, bis zur Vesperstunde, dann kehrten sie mit Fackeln zurück und verdreifachten ihren Unfug. Nach den Marktleuten aber kamen die Dirnen und Freudenmädchen daran, denen sie übel mitspielten und denen sie nichts gaben als was sie erhielten nach dem axiom des Justinianus: cui cum ius tribure, id est man soll jedem in seiner Münze herausgeben oder, wie es andre übersetzen, Jux nur mit Jux bezahlen.

Endlich beim Nachtmahl, wenn sie niemand hatten, um ihn zu kujonieren, kujonierten und frotzelten sie sich untereinander, weil sie der Sache gar nicht genug kriegen konnten und beschwerten sich beim Wirt über die Mücken, behaupteten, anderswo seien die Gastgeber so rücksichtsvoll, diese Viecher fein anzubinden, die die Frechheit haben, vornehmen Herren auf die Nase zu scheißen.

Als auf diese Weise ungefähr der fünfte Tag heranrückte, der bei Siebern der kritische Tag ist, und der Wirt, wie sehr sich auch seine Augen aus seinen Höhlen hervorbohrten, noch niemals ein königliches Antlitz auf Goldgrund bei seinen Kunden gesehen hatte, abgesehen davon, daß noch lange nicht alles Gold ist, was glänzt, fing er an, ein schiefes Gesicht zu schneiden und sein Gang, wenn die Herren Großkaufleute bestellten, wurde immer langsamer und schleppender. Er befürchtete bereits, ein

schlechtes Geschäft mit den Herren zu machen und begann ihnen ein wenig den Puls zu fühlen.

Als die Spitzbuben das merkten, befahlen sie ihm, mit dem Aplomb eines Profossen, der einen armen Strauchdieb hängen läßt, ihnen unverzüglich ein gutes Nachtessen aufzutragen, da sie noch am Abend abzureisen gedächten. Ihre lustige Sicherheit tat bei dem Wirt die Wirkung, daß seine Sorgen ausflogen wie ein Bienenschwarm. Das mußten also doch ernste Leute sein. Er bereitete ein Mahl, das eines Domherrn würdig gewesen wäre und tat außerdem alles, um sie zu berauschen; denn in diesem Zustand konnte er sie leichter, wenn es je dazu kommen sollte, den Kerkerknechten übergeben. Die drei losen Buben aber dachten nur daran, wie sie sich mit Glimpf aus der Schlinge ziehen könnten, und es war ihnen ungefähr so wohl in ihrer Haut wie einem Fisch im trocknen Stroh. Um so wütender machten sie sich über das Essen und noch mehr über das Trinken her und schielten dabei nach den Fenstern, wie hoch sie wären und ob sie wohl als lose Vögel, die sie waren, durch dieses Expedienz davonfliegen könnten; doch mußten sie den Gedanken daran als unausführbar aufgeben. Sie vermaledeiten ihre Lage und strengten vergeblich ihren Witz an. Der eine wollte im Freien unter dem Vorwand einer Kolik seine Hose ein wenig ausklopfen, der andre wollte für den dritten, der eine Ohnmacht heucheln sollte, einen Arzt suchen. Aber der verdammte Wirt war zwischen seinem Herd und dem Saal wie ein Pendel hin und her, ließ die Guidams nicht aus den Augen, machte einen Schritt vor, um von seinem Guthaben zu reden, und wich zwei zurück, um bei den hohen Herren nicht anzustoßen für den Fall, daß es wirklich hohe Herren sein sollten, kurz, benahm sich wie ein Wirt

und Erzwirt, der das Geld mehr liebt als seinen Nächsten und Gott weniger fürchtet als eine Tracht Prügel. Aber unter dem Schein, dienstwillig aufzuwarten, hatte er stets ein Ohr im Saal und einen Fuß im Hof, glaubte jeden Augenblick, daß man ihn rufe, kam herbeigesprungen, sowie er ein Lachen hörte, zeigte ihnen sein breites Gesicht nicht anders als wie man eine Rechnung vorweist und sagte unaufhörlich:

„Was befehlen meine gnädigen Herren?"

Als Antwort auf diese Frage hätten sie ihm am liebsten alle seine zehn Bratspieße in die Gurgel gestoßen, denn er machte Miene, als ob er recht wohl wisse, was ihnen gefiel oder vielmehr mißfiel in dieser Konjunktur. Diese war aber also beschaffen, daß für zwanzig vollwichtige Taler jeder einzelne ein Drittel seiner Seligkeit gegeben hätte. Nicht anders war es ihnen zu Mut, als wenn die Bank unter ihnen ein glühender Rost gewesen wäre, solchergestalt brannte ihnen der Hintere. Schon hatte ihnen der Wirt die Birnen, den Käse und die Zuckerspeise unter die Nase gestellt; sie aber nippten nur noch an den Bechern, kauten, wie wenn sie Kieselsteine unter den Zähnen hätten, und blickten sich verstohlen an, ob nicht einer von ihnen noch zu guter Letzt, wenn nicht einen guten Dukaten, so doch einen guten Einfall aus dem Sack ziehen werde. Kurz, ihre Lustbarkeit war schließlich eine solche von der ganz traurigen Art. Der Pfiffigste unter ihnen, ein Burgunder, sah wohl, daß die bekannte Viertelstunde des Vater Rabelais herannahte, er sagte lächelnd: „Meine Herren, ich beantrage Vertagung" — ganz wie wenn er der Vorsitzende einer Gerichtsverhandlung gewesen wäre.

Die andern beeilten sich zu lachen, so wenig es ihnen darum war.

„Was sind wir schuldig?“ fragte derjenige, der die schon erwähnten zwölf Kupferkreuzer in seinem Beutel hatte; dabei schüttelte er sie, wie wenn er gehofft hätte, daß sie durch die heftige Bewegung Junge machen könnten.

Er war ein Picarde, ein zorniger Teufel, der bereit war, unter dem nichtigsten Vorwand Händel anzufangen und den Wirt zu seinem eignen Fenster hinauszuschmeißen, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Er stieß darum seine Frage in einem unhöflich barschen Ton hervor, wie wenn er eine Rente von tausend Dublonen unter der Sonne besessen hätte.

„Nur sechs Taler,“ antwortete der Wirt und machte die Hand hohl.

„Ich werde nicht dulden, Baron, von Euch regaliert zu werden,“ sagte darauf der dritte Scholar, der ein Angeviner und voller Listen war wie eine verliebte Frau.

„Noch ich,“ rief der Burgunder.

„Ihr scherzt, meine Herren,“ entgegnete der Picarde, „ich bin euer gehorsamer Diener.“

„Schockschwerenot,“ rief der Angeviner, „ihr könnt nicht der Meinung sein, daß wir dreifach bezahlen sollen; unser Wirt würde es nicht annehmen.“

„Ich will euch einen Vorschlag machen, meine Herren,“ sprach der Burgunder; „derjenige von uns, der den bösesten Schwank erzählt, soll die Zeche bezahlen.“

„Und wer soll Richter sein,“ fragte der Picarde, indem er seine zwölf Kreuzer wieder einsackte.

„Unser Wirt natürlich,“ beeilte sich der Angeviner zu antworten, „er muß sich darauf verstehen, er ist ein Mann von Geschmack. Auf, Meister der höheren Kochkunst, setzt Euch dahin, schenkt fleißig ein und leiht uns Eure beiden Ohren. Die Akademie ist eröffnet.“

Und also setzte sich der Wirt zu seinen Gästen an den Tisch und fing sein Amt damit an, daß er allen reichlich einschenkte.

„Ich fange an, sprach der Angeviner.

In unserm Herzogtum von Anjou sind die Landleute sehr eifrige Anhänger unsrer heiligen katholischen Religion und kein einziger unter ihnen würde auf seine Ecke im Himmel verzichten, indem er eine Buße versäumte, die ihm aufgegeben worden, oder einen Ketzer nicht erwürgte, wenn er ihm unter die Hände kam. Herrgott, wenn es einem Prediger dieser liffer-loffers einfallen sollte, sich in der Gegend sehen zu lassen, er müßte schnell ins Gras beißen, und hätte nicht Zeit, sich vorher umzusehen, von wo der Junker Tod herkam. War also da ein Mann aus Schnabulierwiller, der kam eines Abends von der Vesper zurück, die in der Schenke zum goldenen Tannenzapfen gesungen wurde, und hatte mit dem Geist des Weins die viel schwächeren Geister, als Verstand, Besinnung und Gedächtnis vollständig aus seinem Gehirn verjagt, derart, daß er sich vor seinem Hause in seine Mistlache legte, weil er sie mit seinem Bett verwechselte. Einer seiner Nachbarn, Gottesnot mit Namen, sah ihn dort liegen, als er schon fast eingefroren war, denn die Adventszeit hatte längst begonnen.

„Auf wen wartest du denn da?" fragte er scherzend.

„Auf Tauwetter," antwortete der Betrunkene, da er merkte, daß ihm die Krallen des Eises den Hals umklammerten.

Gottesnot war ein guter Christ, er befreite den Nachbarn aus seiner eisigen Umkrallung und öffnete ihm die Türe seines Hauses, nicht zum wenigsten aus Hochachtung für den Wein, der der Patron unsers Landes ist. Drinnen

aber fiel der gute Mann in das Bett seiner Magd, die jung war und nicht aus dem Munde roch. Er glaubte bei seiner Frau zu sein, und als erfahrener Pflüger, der er war, erstaunte er nicht wenig, so unvermutet auf jungfräulichen Boden zu stoßen, wo er doch glaubte, schon so oft nicht nur gepflügt, sondern auch geerntet zu haben.

Darüber erwachte die Frau und erhob ein ketzerliches Geschrei. Da merkte der Gute, daß er in einen neuen Irrtum gefallen und zum andern Male den Weg des Heils verfehlt habe, worüber der arme Pflüger so unglücklich wurde, daß es gar nicht auszusprechen ist.

„Ah," rief er aus, „Gott straft mich, weil ich neben die Kirche gegangen bin." Dann entschuldigte er sich bei seiner Alten mit dem Wein, der seinem Hosenlatz das Gedächtnis verwirrt habe, und indem er zu seiner Frau unter die Decke kroch, versicherte er, daß er seine liebste Kuh daran gäbe, um sich diesen Stein vom Gewissen zu wälzen.

„Das ist nichts," sagte die Frau, bei der sich die Magd ausredete, indem sie behauptete, von ihrem Schatz geträumt zu haben. Sie bekam nichtsdestoweniger gehörig den Buckel voll, inbegriffen die Gegend, die etwas tiefer liegt, damit sie sich in Zukunft so lebhafte Träume abgewöhne. Der Mann aber, dem seine Sünde immer schwerer auf der Seele lastete, jammerte und weinte, teils weil er das besoffene Elend hatte, teils aus frommer Zerknirschung.

„Beruhige dich, dummer Schatz," sagte die Frau, „geh morgen früh zur Beichte, so wird alles vergeben und vergessen sein."

Und also macht sich der gute Mann am andern Morgen auf, kommt in die Kirche, drückt sich scheu in den Beichtstuhl und erzählt in Demut seinen Fall dem Pfarrer,

einem guten alten Priester, der nicht unwürdig war, dem lieben Gott im Jenseits als Pantoffel zu dienen.

„Irren ist menschlich,“ sagte der Priester, „du sollst morgen fasten, ich spreche dich los und ledig, absolvo te.“

„Fasten!“ meinte der Gevatter, „mit Vergnügen, das erstreckt sich nicht aufs Trinken.“

„Oho,“ erwiderte der Pfarrer, „so war's nicht gemeint, du wirst fasten bei einem Viertel Brot und einem Apfel und dazu magst du Wasser trinken, so viel dich gelüstet.“

Und der Gevatter, der seinem Gedächtnis immer noch nicht recht traute, sich auf den Heimweg zu machen und die auferlegte Buße immer vor sich hinzumurmeln. Im Anfang sagte er sein Sprüchlein auch ganz richtig: „ein Viertel Brot und einen Apfel,“ „ein Viertel Brot und einen Apfel“; aber durch die ewige Wiederholung wurde er irr, und als er zu Hause anlangte, war er auch glücklich bei der Umkehrung angelangt:

„Einen Laib Brot und einen Viertelsapfel,“ „einen Laib Brot und einen Viertelsapfel.“

Er machte sich also daran, seine Fasten zum Heil seiner Seele zu beginnen. Die gute Hausfrau hatte ihm von der Brotkammer einen Laib und nicht den kleinsten, ebenso von der Hürde einen Apfel heruntergelangt, und langsam und bedächtig fing er an, mit dem Säbel des Kain zu hantieren. Als aber noch ein Viertel des Brotes übrig war, wußte er wahrlich nicht mehr, wo er damit hin sollte, denn schon hing ihm die Menge des Verschlungenen zum Hals heraus. Seine Frau meinte, daß Gott ja nicht den Tod des Sünders wolle und wegen eines Anschnitts von Brot mehr oder weniger im Wanst würde es nicht gleich um die ewige Seligkeit gehen.

„Schweig, Versucherin,“ rief er, „und wenn ich verrecken muß, ich will meine Fasten halten . . .“

. . . Ich habe meine Zeche bezahlt, an dir die Reihe, Baron . . .“ fügte der Angeviner hinzu, indem er dem Picarden listig zublinzelte.

„Die Kannen sind leer,“ bemerkte der Wirt, „holla, Küfer, Wein her!“

„Bibiamus, trinken wir,“ rief der Picarde, „besser fließt eine angefeuchtete Rede, als eine trockne.“

Er schüttete sich seinen vollen Becher hinter die Gurgel, daß auch nicht die Nagelprobe zurückblieb, und nachdem er, wie alle berühmten Redner, sich geräuspert, begann er also:

„Ihr müßt wissen, daß bei uns in der Picardie die jungen Mädchen, ehe sie eine eigne Haushaltung anfangen, sich ihre Kleider, Geräte, Schränke, kurz die ganze Heiratsausstattung selber zu verdienen pflegen. Zu diesem Zweck nehmen sie Dienste in guten Häusern, sei es zu Peronne, zu Abbeville, Amiens und andern Städten; da werden sie Zimmermädchen, schwenken die Gläser, spülen die Schüsseln, mangen und bügeln das Weißzeug, tragen das Essen auf und lassen sich selber auftragen, was es nur aufzutragen gibt. Sie sind dann sehr begehrt von den Männern, da sie manches gelernt haben, was zur Ehe und Wirtschaft gehört und außerdem in den Haushalt etwas mitbringen. Das gibt die besten Hausfrauen der Welt, sie kennen den Rummel im voraus.

Da war denn eine aus dem Dorf Atzenwiller, demselben, wo mein Schloß und mein Gut liegt und das mir erb- und eigentümlich zugehört. Diesem Dirnlein hatte man von Paris erzählt, allwo sich niemand bückte wegen

eines Weißgroschen und wo man schon satt wurde, wenn man nur an den Garküchen vorüberging, so fett und nahrhaft war da die Luft. Setzte sich darum die Kleine in den Kopf, nach Paris zu gehen, in der Hoffnung, von dort ein Vermögen mit nach Hause zu bringen. Sie machte sich also auf den Weg mit ihren zierlichen Füßen und kommt denn auch, ihr Körbchen am Arm, das wohlgefüllt war mit Nichts und Widernichts, wohlbehalten vor den Toren an, d. h. vor einem unter ihnen, das nach dem Heiligen Dionys genannt ist.

Hier befand sich gerade ein Fähnlein Landsknechte auf Posten, denn es war wieder einmal große Unruhe im Land wegen der Ketzer und Houquenaulten, die nicht nur in ihren Predigten, sondern auch um ihre Predigten ein ewiges Wesen und Gerumor machten. Wie nun der Waibel die Dorfpomeranze im weißen Häubchen erblickt, schiebt er seinen Schlapphut aufs rechte Ohr, schüttelt die Feder zurecht, dreht sich den Schnurrbart in die Höhe, wirft sich in die Brust, macht ein paar Augen wie Holofernes, stemmt die Arme in die Hüfte und hält kurzer Hand die Picardin an, wie wenn er sich überzeugen müsse, ob sie vielleicht ihre Jungfernschaft bei sich habe, womit sie ohne Zoll nicht eingelassen werden dürfte. Scherzend, aber mit strenger Miene, fragte er sie, in was Absicht sie komme? wie wenn er sie für fähig gehalten hätte, Paris im Sturm einzunehmen. Das unschuldige Mädchen antwortete, daß sie eine gute Stelle suche, um sich etwas zu verdienen, daß sie aber gewiß nichts Böses im Schild führe.

„Das habt Ihr gut getroffen, Gevatterin,“ sagte der Spaßvogel, „ich bin ein Landsmann, Ihr könnt bei mir eintreten, man wird Euch behandeln, wie eine Königin nur wünschen kann, öfter behandelt zu werden, und über-

dies werdet Ihr nicht leer ausgehen." Er führte sie dann in die Wachtstube und sagte ihr, daß sie den Boden zu kehren, die Töpfe zu spülen, das Feuer anzumachen und sonst zu tun habe, was es zu tun gebe; dafür solle sie einen halben Taler von jedem seiner Leute bekommen, wenn man mit ihrem Dienst zufrieden wäre. Die Mannschaft sei hier für einen Monat, sie könne also einen Haufen Geld gewinnen. Außerdem könne sie bei den andern bleiben, die nachfolgten und die sie jedenfalls auch nicht schlechter behandeln würden, und wenn sie das anständige Gewerbe dann einmal satt habe, beladen mit Gold und vielen Geschenken in ihre Heimat zurückkehren. Sofort machte sich das gute Mädchen daran, die Stube zu kehren, alles zu reinigen, das Essen zuzurichten, dabei immer trillernd und zwitschernd, also daß die Soldaten ihre Spelunke am Abend wie umgewandelt fanden; und wahrlich im Refektorium einer Benediktinerabtei hätte es nicht netter und sauberer aussehen können. Sie waren auch sehr zufrieden und jeder zahlte mit Vergnügen den ausbedungenen Lohn.

Sie setzten sich zum Schmaus und nach einem reichlichen Zechen hießen sie das Mädchen schlafen gehen im Bette ihres Kommandanten, der in der Stadt bei seiner Frau zu Besuch war. Um Streit und Händel zu vermeiden, zogen sie das Los und nach der Ordnung der gezogenen Nummern, hübsch, friedlich in der Reihe, einer nach dem andern, gingen sie in die Kammer, und jeder bearbeitete mit seiner Pike die Pikardin.

Das war ein harter Nachtdienst für das gute Mädchen, wie sie ihn nicht gewohnt war; aber sie hielt tapfer aus auf ihrem Posten. Gegen Morgen, nachdem sie kein Auge zugetan, die Landsknechte aber eingeschlafen sah, erhob sie sich von ihrem Lager, glücklich, mit ganzer Haut davon-

gekommen zu sein, und nur ein wenig ermüdet von den Strapazen die Nacht über, machte sie sich mit ihrem Lohn auf den Weg, wo sie das freie Feld gewann und bald einer Freundin begegnete, die ebenfalls im Begriffe stand, in Paris ihr Glück zu suchen, und sie über den Dienst befragte.

„Ich rate dir, Kätherle, bleib weg," sagte die Gewitzigte, „da muß man einen eisernen Hintern haben, und dann hält er's noch nicht aus."

„... An dir die Reihe nun, Dickbauch von Burgund," rief der Picarde, indem er seinem Nachbar auf den dicken Poder einen Klatsch versetzte wie ein Feldwaibel; „huste uns deine Geschichte oder bezahle ..."

„Bei der Königin der Knackwürste!" rief der Burgunder, „bei meiner Treue! Bei der Pest! Bei Gott! Beim Teufel! Ich weiß nur Historien vom Hof von Burgund, und die haben nur Kurs mit unsrer burgundischen Münze."

„Brav, Kamerad!" schrie der andre, „du tust recht, daran zu erinnern ..." Und er wies den Wirt auf die leeren Kannen.

„Ich werde euch also ein Abenteuer erzählen, das in Dijon jedermann kennt, und das sich zugetragen hat in der Zeit, wo ich dort ein Kommando hatte; auch hat es gewiß irgend ein Schreiber in ein Buch gesetzt. War da ein gewisser Gerichtsbüttel, namens Muffler, dessen Haut war nichts als ein alter Sack voller Niederträchtigkeiten, er brummelte, schimpfte, fluchte in einem fort, machte jedem ein Gesicht, wie wenn er ihn fressen wollte, und nie geschah es, daß er einem armen Teufel, den er zum Galgen führte, den Weg durch einige lustige Scherze verkürzt hätte; kurz, er war ein Kerl, um auf einem Kahlkopf Läuse und sogar beim lieben Gott Fehler zu finden.

Diesem Muffler, so ziemlich der Abscheu von jedermann, fiel es eines Tags ein, sich eine Frau zu nehmen, und aus Zufall geriet er an eine, die zart und sanft war wie die Haut einer Zwiebel und die, als sie die Schäbigkeit des alten Schinderhannes erkannte, sich mehr Mühe gab, sein Haus zu einer Wohnung des Glücks zu machen, als eine andre getan hätte, um seinen Kahlschädel in einen Wald hörnerner Gewächse zu verwandeln.

Aber obwohl sie sich eine Lust daraus machte, ihm in allen Stücken gehorsam zu sein, und um des lieben Friedens willen ihm am liebsten lauter Goldstücke in den Nachttopf gemacht hätte, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, hatte das Scheusal dennoch fortwährend an ihr auszusetzen und war mit Prügeln so verschwenderisch gegen die gute Frau, wie ein Schuldenmacher mit Versprechungen am Verfallstag. Diese Mißhandlungen hörten nicht auf, trotz der Engelsgeduld der armen Frau und ihrer Sorgen und Mühen; sie konnte sich aber mit der Zeit keineswegs daran gewöhnen und nahm endlich ihre Zuflucht zu ihren Verwandten.

Als darauf die Familie im Hause des Büttels erschienen, erklärte dieser: daß seine Hausfrau halb blödsinnig sei, daß er nichts als Ärger und Verdruß von ihr habe und daß sie ihm das Leben unerträglich mache; bald wecke sie ihn mitten im Schlaf auf, bald ließ sie ihn in Nebel und Kälte vor der Türe warten. Nie seien seine Sachen in Ordnung. Überall fehlten die Knöpfe und die Haften. Seine Wäsche verschimmelte, der Wein würde zu Essig, das Holz sei nie trocken, das Bett knarre, kurz, es sei ein Elend. Auf diese niederträchtigen Reden antwortete die Frau damit, daß sie Kleider, Wäsche und alles vorzeigte, da fehlte es nirgend am richtigen. Der

Gerichtsbüttel aber gab sich nicht geschlagen, er behauptete, daß sie ihn schlecht behandle, daß das Essen nie rechtzeitig bereit sei, daß die Fleischbrühe keine Augen habe und daß niemals die Suppe anders als kalt auf den Tisch komme. Wenn Wein da war, fehlten die Gläser, und zu den Gläsern gab es keinen Wein. Das Fleisch war halb roh, nichts war mit Liebe zubereitet, der Senf war schimmlig, in den Brühen fand er Haare, das Tischtuch war so unsauber, daß ihn ekelte; nichts konnte sie machen, wie es seinem Geschmack entsprach. Die Frau, aufs höchste bestürzt, wies die ungerechten Anschuldigungen zurück, so gut sie konnte.

„Was," schrie er, „du leugnest noch, du Sudelgans! Gut, ich lade euch alle für heut' abend hier zum Essen ein; da mögt ihr dann urteilen. Wenn sie's auch nur das eine Mal fertig bringt, will ich unrecht haben in allem und jedem, will nie wieder die Hand gegen sie erheben, sie mag die Hosen anziehen und den Pantoffel schwingen, ich werde ihr das Kommando abtreten."

„Gott sei gelobt," sprach sie in der Freude ihres Herzens, „so werde ich von nun an nicht mehr Magd, sondern Herrin sein."

Der Ehemann, der mit der weiblichen Natur und Schwäche rechnete, befahl, daß der Tisch im Hof unter der Weinlaube gedeckt werden solle; wenn sie sich dann auf dem weiten Hin- und Hergange verspätete, wollte er ein Mordsgeschrei machen.

Die gute Hausfrau nahm alle fünf Zipfel zusammen. Die Schüsseln waren blank, um sich drin zu spiegeln, der Senf war frisch und vorzüglich angemacht, das Essen war gekocht mit aller Kunst, es kam so heiß auf den Tisch, um sich die Zunge daran zu verbrennen, und war

appetitlich wie eine verbotene Frucht. Die Gläser blinkten, der Wein war richtig abgekühlt, blank und funkelnd, mit einem Wort, die Mahlzeit würde der Köchin eines Bischofs Ehre gemacht haben.

Die Frau aber war gerade daran, am Tischtuch das letzte Fältchen zu glätten und, wie gute Hausfrauen pflegen, über das Ganze zum Überfluß noch einen Blick zu werfen, als gerade ihr Mann an der Türe klopfte. Nun war aber ein vermaledeites Huhn auf das Weingeländer geflogen, um sich an den süßen Trauben seinen Nachtisch schon vor Tisch zu nehmen, und siehe, diese Kanaille ließ im letzten Augenblick einen wüsten Haufen Schmutz mitten auf das weiße Tischtuch fallen.

Die gute Frau fühlte sich aus Verzweiflung einer Ohnmacht nahe; sie wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie auf die Schweinerei, die ihr das Viech gemacht, rasch einen Teller setzte und ihn mit den Früchten füllte, wovon sie alle Taschen voll hatte. Damit niemand etwas bemerke, trug sie rasch die Suppe auf, lud jeden auf seinen Platz und wünschte freundlich: „Gesegnete Mahlzeit.“

Da waren alle voll Bewunderung über die schöne Ordnung und die guten Schüsseln, nur der Satan von Ehemann machte ein finsteres Gesicht, runzelte die Stirn und trommelte mit den Fingern auf dem Tischtuch, brummte und ließ seine Augen herumgehen wie ein Spion, ob er nicht etwas fände, womit er seine Frau vernichten könne. Da nahm sich die Frau ein Herz, denn diesmal war sie ihrer Sache sicher und durfte ihren Tyrannen einmal ungestraft ein wenig ärgern.

„Nun,“ sagte sie, „ist das Essen nicht recht, ist es nicht vorzüglich zubereitet, ist das Tischtuch nicht tadel-

los weiß? Ist das Salzfaß nicht frisch gefüllt? Sind die Krüge nicht geschwenkt, der Wein nicht frisch, das Brot nicht braun wie Gold? Was fehlt noch? Was sucht Ihr? Wonach schaut Ihr aus? Was könnt Ihr noch wünschen?

„Einen Dreck," schrie er, rot vor Zorn.

Hob schnell die Hausfrau jenen Teller auf und antwortete:

„Hier mein Freund."

Da wurde der Büttel ganz kleinlaut, er dachte, der Teufel müsse in seine Frau gefahren sein. Von den Verwandten bekam er strenge Vorwürfe, sie gaben ihm schwer unrecht, sagten ihm tausend Dinge, die er lieber nicht gehört hätte, und gossen ihren ganzen Hohn und Spott über ihn aus.

Seit diesem Tage vertrug sich der Büttel aufs beste mit seiner Frau, die, wie er nur das Maul verzog, sagte: „Willst du wieder einen Dreck, mein Lieber?"

„... Wer hat die schlimmste erzählt?" rief der Angeviner, indem er dem Wirt auf die Schulter klopfte, als ob er einen Ochsen töten wollte.

„Er selber, er selber," riefen die beiden andern.

Und dann fingen sie an zu disputieren wie Kirchenväter auf einem Konzil, gerieten sich in die Haare, warfen sich die Krüge an den Kopf, alles nur als Vorspiegelung natürlich, um von ihrer Bank loszukommen und im Gewühl der Schlacht sich unvermerkt zu drücken nnd das Weite zu gewinnen.

„Laßt mich entscheiden," rief der Wirt, der sich bedenklich hinter den Ohren kratzte, daß nur noch von Erzählung und nicht mehr von Zahlung die Rede war. Sie mußten innehalten.

„Ich will euch eine bessere Geschichte zum Besten geben, undihr sollt mir nur zehn Groschen zahlen auf jeden Kopf oder auf jeden Bauch, wie ihr wollt.“

„Hören wir den Wirt,“ rief der Angeviner.

„Es war einmal“, begann der Wirt, „in unsrer Vorstadt hier und der Pfarrei zu „Unsrer Lieben Frau“, genannt „die Reiche“, zu der auch meine Gastwirtschaft gehört, ein hübsches Mädchen, das außer seinen körperlichen Vorzügen einen schönen Sack voll Taler sein eigen nannte. Kaum alt und groß genug für die Würde und Bürde der Ehe, wurde sie auch schon von mehr Verliebten umschwärmt, als der Opferstock von Sankt Gatian am Tag der Ostern Pfennige enthalten mag. Sie wählte sich nun einen aus, der, mit Respekt zu vermelden, die Arbeit von zwei Mönchen, ihr wißt schon was für eine, zu leisten im stande war. Sie wurden bald handelseinig und die Hochzeit stand nahe bevor. Aber die Verlobte sah der Brautnacht nicht ohne geheime Besorgnis entgegen. Sie litt nämlich an einer ärgerlichen Schwäche. In den Minengängen ihrer Kellerwohnung sammelten sich allzu häufig nichtsnutzige und ungeduldige Gase, die sich von Zeit zu Zeit mit Bombenknall entluden.

Sie war darum in höllischer Angst, ein solcher vermaledeiter und vorlauter Windbeutel könnte in der gedachten Brautnacht ein Wort mitreden wollen, ohne daß er gefragt worden wäre. Sie entschloß sich endlich, ihren Fall der Mutter zu gestehen, ob sie ihr vielleicht raten und helfen könne. Die gute Dame gestand ihr, daß diese Schwäche erblich sei in der Familie, daß sie selber seinerzeit viel darunter gelitten, daß ihr aber Gott in vorgerückterem Alter die Gnade verliehen, ihr Ventil in ihrer

Gewalt zu haben, und daß ihr seit sieben Jahren kein einziger Laut oder kein lauter Einziger mehr entschlüpft sei.

„Ich habe aber auch", sagte sie, „von meiner Mutter ein sicheres Rezept erhalten, um den unberufenen Schreihälsen und vorlauten Trompetern das Maul zu stopfen, daß sie kaum mehr piepsen konnten, sondern sich leise und unvermerkt davondrücken mußten. Da ist dann, vorausgesetzt, daß sie nicht riechen, das Unglück vollständig abgelenkt. Das Rezept aber besteht darin, die windigen Gesellen klein zu kriegen, nämlich, wenn sie sich melden, sie so lange zurückzuhalten, bis sie quasi ganz mürbe werden und keine Kraft mehr haben, also daß sie sich schämen und sich davonstehlen wie der Dieb in der Nacht."

Die Tochter bedankte sich bei ihrer Mutter und war glücklich, in die Tradition und Geheimwissenschaft ihrer Familie eingeweiht zu sein. Das Hochzeitsmahl war gut, sie aß für sieben, also daß sie nach und nach, ohne dran zu denken, geladen war, wie der Blasbalg einer Orgel in dem Augenblick, wo der Pfaff sein „introibo ad altare dei" anstimmt. Ihr Altar war das Brautgemach. Sie hatte sich nun vorgenommen, die Bälge unvermerklich etwas zu erleichtern in der kurzen Spanne Zeit, in der sie noch in dem Bett allein war, aber die bösen Windteufel trutzten und zeigten sich hartnäckig. Kam alsdann der Bräutigam und los ging die lustige Schlacht, wo man mit zwei Dingen tausend Dinge macht, wenn man kann. Gegen die Mitte der Nacht wollte sich die Neuvermählte plötzlich unter irgend einem Vorwand erheben, sie wollte gerade ein Bein aus dem Bette setzen, als es eine Explosion gab und einen derartigen Knall tat, daß ihr geglaubt haben würdet, die Balken der Decke seien geborsten, wie ich es in der Tat geglaubt habe.

„Ja," sagte sie, „das habe ich schlecht gemacht."

„Gut hast du's gemacht, mein Schatz," antwortete ich, „aber geh' ja sparsam damit um, du kannst als Kanonier spielend dein Brot verdienen . . . Die Neuvermählte war meine Frau . . ."

Und die Scholaren in ein schallendes Gelächter auszubrechen. Sie lachten, bis ihnen das Zwerchfell weh tat. Dann konnten sie nicht genug Ausdrücke des Lobs finden.

„Hast du je einen bessern Schwank gehört, Baron?"

„Ah, welch eine Geschichte."

„Das heiß' ich mir eine Geschichte."

„Eine wahre Erz- und Kardinalgeschichte."

„Die Königin aller Geschichten."

„Ja, jede andre Geschichte muß sich schämen vor dieser Geschichte."

„In Zukunft wird kein Mensch mehr andre als Herbergsgeschichten hören wollen."

„Bei meinem Christentum, das ist die beste Geschichte, die ich in meinem Leben gehört habe."

„Wahrhaftig, ich höre den Knall."

„Ich, ich rieche ihn."

„Ich möchte die Posaune küssen."

„Wahrlich, Herr Wirt," sprach feierlich der Angeviner, „nun können wir nicht abreisen, ohne die schöne Frau Wirtin gesehen zu haben, und wenn wir nicht auch noch verlangen, ihr das wunderbare Instrument zu küssen, so geschieht es nur aus Respekt vor dem kunstreichen Erzähler."

Und also standen sie alle zusammen und machten den Wirt ganz närrisch wegen seiner Geschichte und sagten so viel Schmeichelhaftes über ihn und seine Frau, daß der Mann vom Bratenspieß zuletzt nicht widerstehen konnte,

und die Treppe hinauf rief, daß doch seine Frau ein wenig herunterkommen möge. Sie hütete sich aber.

„So laßt uns zu ihr hinaufsteigen," rieten die drei Schnapphähne.

Sie erhoben sich, der Wirt nahm das Licht und stieg voran die Treppe hinauf, um ihnen zu leuchten und den Weg zu zeigen. Aber die Spitzbuben, die gemerkt hatten, daß die Hoftüre unverschlossen geblieben war, verschwanden leise wie Schatten und ließen es dem Wirt anheimgestellt, sich in der singenden klingenden Münze seiner Frau bezahlt zu machen.

Die Fasten des Königs Franziskus.

Jedermann weiß, durch was für ein Abenteuer der König Franz, der erste seines Namens, wie ein Gimpel gefangen genommen und in die Stadt Madrid in Hispanien abgeführt wurde. Dort hielt ihn der Kaiser Karl als eine Sache von hohem Preis in engem Gewahrsam auf einem Schlosse, wo denn der hohe Herr ewigen Angedenkens viel Pein und Langeweile erdulden mußte, da er, der das Freie und das Freien liebte und jede Art Bequemlichkeit, so wenig dazu gemacht war, in einen Käfig eingesperrt zu sein, als eine Katze, Brüsseler Spitzen aufzuwickeln.

Auch verfiel der König bald in eine so vertrackte Traurigkeit, daß die Mitglieder des hohen Rats, denen das Wohl des Staats anvertraut war, und die ihren König und seine verliebte Komplexion nur allzugut kannten, aus seinen Briefen große Besorgnis schöpften. — Es war das seine Mutter, die Herzogin von Angoulême, dann seine Schwieger, die künftige Königin Kathrein, dann der Kardinal Duprat, auch der Herzog von Montmorency nebst andern Großen des Reichs. Diese berieten zusammen die heikle Sache und beschlossen zuletzt, die Königin Margret von Navarra an den armen Franzl abzusenden, um ihn zu trösten in seiner Betrübnis; denn die junge Königin war heiter, in allen Wissenschaften unterrichtet und vom

König über alles geliebt. Sie aber wandte dagegen ein, daß es bei dieser Botschaft um ihr Seelenheil ginge, da sie keineswegs die Gefahr verkenne, der sie sich aussetze, wenn sie den König allein in seinem Kerker besuchte. Darum wurde schleunigst ein gewandter Sekretarius an den Hof von Rom abgesandt und ihm Auftrag gegeben, beim römischen Pontifex ein Breve auszuwirken mit ganz speziellen Ablässen und Absolutionen für etwaige kleine Sünden — es handelte sich um Bruder und Schwester —, die die genannte Königin Margret bei ihrem Geschäft, die Melancholie des Königs zu heilen, allenfalls begehen könnte.

Zu dieser Zeit war ein Holländer, genannt Hadrian, im Besitz der dreifachen Krone, ein guter Kerl im übrigen, der trotz der schulmeisterlichen Bande, die ihn mit dem Kaiser verknüpften, wie den Kaiser mit ihm, nicht vergaß, sondern wohl in Erwägung zog, daß es sich hier um den ältesten Sohn der heiligen Kirche handle. Er zeigte sich so entgegenkommend, daß er einen außerordentlichen Legaten nach Hispanien sandte, mit voller Plenipotenz, alles zu gewähren und vorzusehen, was, ohne dem Vorteil Gottes zu nahe zu treten, die Seele der Königin und den Leib des Königs, den einen für die Zeit, die andre für die Ewigkeit, zu salvieren nur irgend erforderlich sei.

Diese hochwichtige Angelegenheit beschäftigte aber nicht nur die Köpfe aller Höflinge, sondern kitzelte ganz außerordentlich auch die Damen des Hofs, die, aus Ergebenheit gegen die Krone, sich fast alle angeboten hätten, nach Madrid zu gehen, wenn sie nicht das finstere Mißtrauen des Kaisers gekannt hätten, der dem König die Gunst verweigerte, einen seiner Untertanen, ja auch nur ein Mitglied seiner Familie bei sich zu empfangen.

Viel wurde daher über die Abreise der Königin von Navarra verhandelt; man sprach von nichts als von dieser bedauerlichen Fastenübung und Mönchsenthaltsamkeit, die der teutonische Karl einem König auferlegt, der sein Leben lang so ausgiebig an das Gegenteil gewohnt war. So viel des Redens war hierüber, daß die guten Damen zuletzt alle nur noch vom Hosenlatz des Königs träumten. Die Königin besonders bedauerte, keine Flügel zu haben, worauf ein Herr Odon von Castilion antwortete, daß sie deren nicht bedürfe, um ein Engel zu sein. Eine andre Dame, die Frau Admiralin, haderte mit Gott, daß sie nicht durch einen Kurier dem König das schicken konnte, was ihm so sehr abging, und das ihm doch jede von ihnen so gern geliehen hätte ...

„Wie gut, daß es der liebe Gott fest gemacht hat," bemerkte lachend die Kronprinzeß und künftige Königin Kathrein, „unsre Männer würden es sonst auf ihren Reisen und Fahrten mit sich nehmen und wir hätten das Nachsehen ..."

So wurde hingeredet und wurde hergeredet, und als die süße Margret abreiste, wurde es ihr von den christlichen Damen dringend ans Herz gelegt, den armen Gefangenen zu küssen für alle Damen des Königreichs zusammen. Wenn es diesen guten Weibsen möglich gewesen wäre, Vorräte von Süßigkeiten der Liebe einzumachen, wie Pflaumenmuß oder Latwerge, bei Gott, Margretchen hätte so viel mitbekommen, um beide Kastilien damit zu versorgen.

Während nun die Frau Margret mit ihren Maultieren, dem Schnee zum Trotz, das Gebirge durchzog, war der König an einem Punkt seiner Leidenschaft angelangt, daß er meinte, das Feuer seiner Lenden nicht mehr länger

aushalten zu können. In dieser höchsten Not vertraute er sich dem Kaiser und bat ihn um ein klein bißchen Barmherzigkeit. Es sei, meinte er, eine ewige Schande für einen König, so rücksichtslos einen andern König umkommen zu lassen und noch dazu in seinem eignen Feuer. Der Kastilianer zeigte sich Lieb Kind, und da er gedachte, sich an dem Lösegeld seines Gastes für seine Hispaniolinnen schadlos zu halten, machte er denen, die ihm für den Gefangenen hafteten, gewisse versteckte Anspielungen, dem König in dieser Sache zu Gefallen zu sein. Da war nun ein gewisser Don Hijos de Lara y Lopez Barra di Ponto, ein armer Obrist und Habenichts, unbeschadet seines ellenlangen Namens und noch längerer Genealogie, der schon lange daran dachte, sein Glück am französischen Hof zu suchen und der darum meinte, ein Kataplasma von lebendigem Menschenfleisch könnte nicht nur das Herz des Königs heilen, sondern auch ihm selber als Pflaster dienen auf seine Wunde, will sagen auf seinen leeren Beutel ... Wer den Hof von Frankreich und den guten König kennt, weiß, ob der Spanier sich hierin verrechnet hat. Als dann an den genannten Obristen wieder die Reihe kam, im Gemach des Königs aufzuwarten, fragte er respektvollst, ob der König in Gnaden geneigt wäre, ihm eine Frage zu beantworten, die ihn mehr als die Sünden seiner Jugend auf dem Herzen brenne. Bei dieser Rede trat der König ein wenig aus seiner finstern Melancholie heraus, machte eine kleine Bewegung in seinem Sessel und gab ein Zeichen, daß er einwillige. Der Obrist bat ihn, es nicht in Ungnaden aufzunehmen, wenn er eine allzufreie Sprache führe. Niemand sei es unbekannt, was für ein gewaltiger Eroberer der König sei, nämlich Eroberer von Weibern, und da möchte er gern aus des

Königs eignem Munde hören, ob die Damen an seinem Hofe in Liebessachen wirklich so gelehrt und gelehrig wären als man sagt. Der arme König, der sich bei diesen Worten an die schönsten Augenblicke seines Lebens erinnerte, seufzte tief auf und versicherte, daß keine Frauen der Welt, die auf dem Mond mit eingerechnet, den Damen Frankreichs in dieser alchimistischen Geheimwissenschaft gleichkämen und daß er in Erinnerung an ihre süßen, zarten und heftigen Liebkosungen sich Mann genug fühle, um mit einer jeden von ihnen auf einem fauligmorschen Brett tausend Klafter über einem Abgrund den bekannten Ritt ins gelobte Land zu wagen.

Indem der König, brünstig wie nie in seinem Leben, dies sagte, schoß ihm derart das innere Feuer aus den Augen, daß der Obrist, ein tapferer Krieger, bis ins Gedärm hinein erschrak, so flammte und loderte die allerheiligste Majestät im Feuer wahrhaft königlichen Temperaments. Doch nahm sich der Spanier ein Herz und fing an, das Lob der hispanischen Damen zu singen, ja er rühmte sich, daß man allein in Kastilien wisse, was Liebe ist. Denn hier seien die Damen inbrünstiger in der Religion als in irgend einem Lande der Welt, und je mehr die Frauen Angst hätten vor der ewigen Verdammnis, mit um so größerem Ungestüm und um so ungezügelter würden sie vorgehen, wenn sie sich einmal einem Geliebten ergeben, weil sie sich bewußt wären, daß sie sich für das Glück einer ganzen ewigen Seligkeit zum voraus bezahlt machen müßten. Und wenn der König, setzte er hinzu, eine seiner besten und einträglichsten Domänen dagegen wetten wolle, sei er, sein ergebenster Knecht, in der Lage, ihm eine Liebesnacht zu verschaffen, die derart mit hispanischem Pfeffer gewürzt sein sollte, um sich die Seele

aus dem Leibe zu husten, wenn er sich nicht sehr in acht nehme.

„Eingeschlagen," rief der König, indem er von seinem Sitz aufsprang, „ich gebe dir, bei Gott, die Domäne Damwiller im Land Touran mit allen Privilegien der Jagd und der hohen und niedern Gerichtsbarkeit."

Der Obrist kannte die Konkubine des Kardinal-Erzbischofs von Toledo; sie hatte er dazu ausersehen, den König mit der Flut ihrer Zärtlichkeit zu ersticken und ihm die hohe Überlegenheit der kastilianischen Phantasie über die gewöhnlichen Spitzfindigkeiten der Französinnen durch die Tat zu beweisen. Und die Marqueza war ihm gern zu Willen, einmal zur Ehrenrettung Hispaniens und dann, weil sie doch gern gewußt hätte, aus was für einem Teig der liebe Gott die Könige gemacht hat, sintemal sie bis dato nur Kirchenfürsten gekannt hatte. Sie kam also und war ungestüm wie eine Löwin, die ihren Käfig durchbrochen hat. Und derart brockte sie es dem König ein — als ob sie ihm alle Knochen im Leib und das Mark mit zerbrechen müsse —, daß es wahrlich mit jedem andern Matthäi am letzten gewesen wäre. Aber dieser König war so gut ausgestattet und so gut ausgehungert, er biß so gut, daß er keine Zeit hatte, Bisse zu fühlen. Doch war's ihm zu Mute nach dem Zweikampf mit der schrecklichen Marqueza, als ob er den Teufel zur Beicht' gehört hätte.

Der Obrist, der keinen Augenblick an seinem Erfolg zweifelte, kam, um dem König seine Aufwartung zu machen und ihm für das Lehen zu huldigen. Spöttisch sagte ihm der König, daß die Hispaniolinnen wahrlich nicht wenig Temperament hätten und derb zugriffen, daß sie aber auch dort ein allzu frenetisches con fuoco anschlügen, wo ein zärtliches adagio



. . . kurz, daß mit den Damen seines Hofes die Liebe eine Lust sei sondergleichen.

besser am Platze wäre, daß er die Wollust nicht als Notzucht verstehe, daß der französische Champagner nur immer mehr Durst mache, niemals widerstehe, kurz, daß mit den Damen seines Hofs die Liebe eine Lust sei sondergleichen und nicht ein sich Abarbeiten gleich dem eines Bäckerburschen, der den Teig knetet in seinem Backtrog.

Der arme Obrist machte ein verdutztes Gesicht zu dieser Rede des Königs. Trotzdem dieser sein königliches Wort verpfändet, dachte der Kastilianer nichts anders, als daß ihn der Franzl um die Zeche prellen wolle, etwa wie ein lausiger Schüler, der sich in ein Hurenhaus geschlichen hat und um die Bezahlung drückt. Da er übrigens nicht sicher war, ob die Marqueza den König doch am Ende allzu sehr hispanisiert hatte, bot er dem Gefangenen Revanche an und versicherte, auf sein Leben verzichten zu wollen, wenn der König diesmal nicht zufrieden sei. Franz war zu höflich und ritterlich, um diese zweite Wette zurückzuweisen, von der er nur wünschte, wie er mit königlicher Liebenswürdigkeit hinzufügte, daß er sie verlieren möge. Und dann nach Feierabend sah er eine Dame in sein Gemach eintreten, eine Dame, weiß und zart wie Mailust, voll graziöser Lustigkeit, mit langen Haaren, mit Händchen weich wie Samt, mit einem Körper unter dem Kleid voll Fülle und Rundheit, mit lachendem Mund, mit Augen voll Glanz und Schmelz, ein Weib, bei dessen Anblick der Teufel in der Hölle fromm geworden wäre, der aufständische Geselle aber in des Königs Hosen — nur um so wilder wurde.

Am andern Morgen, als nach dem Frühstück die Schöne Urlaub genommen vom König, trat der Obrist ins Gemach, und seine stolze Siegermiene tat kund, daß er diesmal seiner Sache sicher sei.

Bei seinem Anblick rief ihm der König schon von weitem zu.

„Mein lieber Freiherr von Damwiller,“ sagte er, „möge Euch Gott so glücklich machen wie mich, nun liebe ich mein Gefängnis und, bei unsrer lieben Frau, ich will nicht mehr richten, ich nehme mein Urteil zurück über die Liebe in meinem und Eurem Land, ich bezahle die Wette.“

„Ich wußte es wohl,“ erwiderte der Obrist.

„Wieso?“ fragte der König.

„Herr König, es ist meine Frau.“

Das ist der Ursprung derer von Larray ... zu Damviller im Lande Touran, wo man den spanisch allzu langen Namen Lara y Lopez auf gut alt=fränkisch abkürzte in Larray. Es war das eine ausgezeichnete Familie, die sich allezeit im Dienste des Königs hervorgetan hat.

Die Königin von Navarra aber kam endlich zur rechten Zeit für den König, der den spanischen Wein schon wieder satt hatte und sich auf französischen Champagner freute. Die Räusche, die er sich daran getrunken hat, gehören nicht zu meiner Geschichte. Ich behalte mir vor, ein andermal zu erzählen, auf welche Art der Legat die Sünden getilgt hat und was für ein hübsches Sprüchlein die Königin Margret bei dieser Gelegenheit zum besten gab. Denn sie, die als erste so lustige Geschichten geschrieben hat, verdient eine Nische für sich in dem Heiligtum dieses Buches.

Klar und einfach ist diesmal das fabula docet. Zunächst lernen wir daraus, daß ein König sich im Krieg nicht gefangen nehmen lassen soll, so wenig wie sein Architypos in dem Spiel des Herrn Palamedes; denn es ist klar, daß es keine größere Kalamität und schrecklicheres

Unglück für ein Volk geben kann, als die Gefangenschaft seines Königs. Wenn es eine Königin gewesen wäre oder gar eine Prinzessin, um wie viel schlimmer noch. Auch bin ich überzeugt, daß so was bei den Kannibalen nicht vorkommt. Ist denn nur ein Fünkchen Vernunft dabei, die Blume eines Königreichs im Kerker welken zu lassen? Ich denke viel zu gut von den Teufeleien einer Astaroth, eines Lucifer und andrer, um zu glauben, daß sie während ihrer Regierung auf den satanischen Gedanken gekommen wären, die Freude der Menschheit, das wohltätige Licht, das alle wärmt und tröstet, in ein Loch sperren zu wollen. Und es mußte schon der schlimmste Satan, id est ein altes, böses, ketzerisches Weib, eines Tags auf den Thron kommen, um die schöne Maria von Schottland also einzusperren, zur Schande der gesamten christlichen Ritterschaft, als welche ohne Aufforderung und Aufruf hätten herbeieilen müssen, um von den Mauern von Fotheringhay auch nicht einen Stein auf dem andern zu lassen.

Seltsame Reden der Nonnen von Poissy.

Die Abtei von Poissy ist durch die alten Chronisten berühmt geworden als die lustigste Abtei der Christenheit, wo die Ausschweifungen und Ausschreitungen der Nonnen ihren ersten Ursprung genommen haben, und von wo sich so viel kribbelige Geschichten herschreiben und weiter erzählt wurden zum Gaudium der Laien und auf Kosten unsrer heiligen Religion. Die genannte Abtei hat Veranlassung gegeben zu zahlreichen Sprichwörtern und Redewendungen, die heute von den Gelehrten nicht mehr verstanden werden, die, wie sie sie auch kauen und wiederkauen, sie doch nicht verdauen können.

Wenn ihr einen von ihnen fragt, was das sind, „Die Oliven von Poissy," so werden sie euch würdevoll antworten, daß das eine Umschreibung für die Trüffel sei und daß die „Art, sie zuzubereiten," wovon man ebenfalls sprach unter allerhand Anzüglichkeiten auf die tugendhaften Jungfrauen, eine ganz speziale Salze oder Brühe zu bedeuten habe — ein Beispiel dafür, daß ein Schwein auch einmal eine Perle findet und daß ein Bücherwurm unter hundert Fällen auch einmal auf die Wahrheit stößt.

Um auf die guten Nonnen zurückzukommen, so wurde behauptet, im Jux natürlich, daß sie in ihren Hemden

lieber eine Hure als eine tugendsame Frau fanden. Andre Spaßmacher warfen ihnen vor, daß sie das Leben der Heiligen auf eine eigne Art nachahmten und sagten, daß sie in der heiligen Maria von Ägypten nichts so sehr verehrten als die Art und Weise, wie sie die Ruderknechte bezahlte; daher das Sprichwort: „Die Heiligen verehren in der Weise von Poissy." In diesem Sinn sprach man auch von dem „Kruzifix von Poissy," das den Magen wärmte. Dann von den „Metten von Poissy," bei denen Chorknaben den Schluß machten. Endlich war es üblich, von einer ganz besonders gelehrigen und experten Jüngerin der Frau Venus zu sagen: „Das ist eine wahre Nonne von Poissy." Eine gewisse Sache, die ihr kennt und die der Mann nicht vergeben, sondern nur verleihen kann, nannte man den „Schlüssel der Abtei von Poissy." Von dem „Portal" der Abtei sagte man, daß es immer angelweit offen stehe, überhaupt leichter zu öffnen als zu schließen wäre, und daß seine Reparatur schon mehr gekostet habe als es wert sei.

Kurz, was man auch von Liebesschelmereien in jener Zeit erdichtete, wurde unfehlbar dem guten Kloster von Poissy angehängt. Ihr werdet begreifen, daß in allen diesen Sprichwörtern, Witzreden und verschmitzten Reden, in allen diesen Epigrammen und Anzüglichkeiten, die oft gar nicht angezogen waren, viel Lügereien und hyperbolische Übertreibungen mit unterliefen.

Die Nonnen des genannten Poissy waren ganz liebe Fräulein, die wohl hie und da einmal den lieben Gott zugunsten des Teufels hintergingen, wie so viele andre auch, da die menschliche Natur gebrechlich ist und auch Nonnen, so nönnisch sie sein mögen, keine vollkommenen Wesen sind. Auch in ihnen gibt es notwendig eine Stelle, wo

das Zeug oder der Stoff nicht hinreicht, um dem Teufel den Weg zu versperren.

Und so war freilich manches wahr, insonderheit, was sich auf jene Äbtissin bezog, die vierzehn Kinder hatte, als welche, weil sie recht mit Vergnügen gemacht waren, auch alle recht vergnüglich lebten. Die phantastischen Liebesabenteuer und Tollheiten dieser Dame, die eine Prinzessin von königlichem Geblüt war, machten allein das Kloster von Poissy sprichwörtlich, so daß denn jede Gaudi, die sich nur in irgend einem Kloster des Königreichs zugetragen oder auch nicht zugetragen haben mochte, den armen Mädchen von Poissy in die Sandalen geschoben wurde, die froh gewesen wären, wenn auch nur der hundertste Teil der Wahrheit entsprochen hätte. Später wurde dann die Abtei reformiert, wie jedermann weiß, wobei den heiligen Nönnchen das bißchen Freiheit, dessen sie sich bisher erfreut hatten, vollends entzogen wurde. In einer alten Urkundensammlung der Abtei von Turpenay, vielmehr Tulpenau, bei Chinon, die in den letzten unruhigen Zeiten in der Bibliothek von Ridel-Alzay untergebracht und vom Schloßherrn gut aufgenommen worden ist, habe ich ein Bruchstück entdeckt mit dem Titel „Die Stundengebete von Poissy", das offenbar von einem übermütigen Abt von Tulpenau zur Ergötzung seiner Nachbarn, der Mönche von Ussay, Alzay, Monganger, Saschez und andrer Klöster der Umgegend verfaßt worden ist. Ich bringe es hier unter Verantwortung des gesalbten Autors, aber in meinem Stil, sintemal ich mich genötigt sah, es aus dem Lateinischen ins Französische, ja aus dem Französischen ins Deutsche zu übertragen, (was nicht so leicht war als sich mancher vorstellen mag, der auf seinem Lotterbett das Buch liest und dazu an seinem

Glimmstengel saugt und einem Gläschen Sherry nippt.) Die Nonnen von Poissy hatten also die Gewohnheit, wann ihre Dame Äbtissin, die Tochter des Königs, schlafen gegangen war ... Sie war es, von welcher der Name „Klein Gänschenspiel" herrührt, womit sie das bezeichnete, was bei geistreichen Schriftstellern dem Haupt=, Grund= und Urtext ihrer Liebeswerke voranzugehen und voranzustehen pflegt, als Präambula, Präliminarien, Prolegomena und Prologe, als Protokolle, Vorwörter und Vorreden, Hinweisungen und Anmerkungen, Prospekte und Inhaltsanzeichen, Kapitelverzeichnisse und Summarien, Titel und Untertitel, Scholien und Randglossen, Titelkupfer und Vignetten, Einbandpressung und Schnittvergoldung, Rückenrosetten und Rand= und Kopfleisten, kurz, all die tausenderlei sinnreichen Ausschmückungen, die auch bei geschlossenem Buch seinen Inhalt ahnen, ja quasi lesen und studieren, ergreifen und begreifen lassen. Sie verfaßte, wenn man so sagen kann, einen rüstigen corpus juris, worin sie die ganze Materie erschöpfte, mehr jedoch in der Praxis als in der Theorie, und mit so tiefgründiger Weisheit und vollkommener Sicherheit ihrer Wissenschaft, daß sie nach authentischen Dokumenten in jungfräulicher Unverletztheit gestorben ist. Ihre Philosophie wurde seitdem vertieft und erweitert, besonders von gewissen Damen des Hofs, die sich mehrfach Liebhaber nahmen, teils spieleshalber, teils ehrenhalber, einige andre in der Absicht und zu dem Zweck, alle Rechte, die hohe und die niedere Gerichtsbarkeit und jede Art Herrschaft über sie auszuüben, ein ganz absonderliches Vergnügen, das gar oft jedem andern vorgezogen wird ...

Ich komme auf meine Hämmel, will sagen meine Lämmlein, zurück. Wenn also die besagte tugendhafte

Königstochter sich nackt und ohne alle Scham ihren Matratzen und Bettüchern anvertraut hatte, so war es an der Zeit, daß die Horen der Nönnchen, derjenigen mit glattem Kinn und lustigem Sinn, ihren stillen Anfang nahmen. Geräuschlos schlüpften und huschten sie aus ihren Zellen und schlichen auf den Zehen nach dem Kämmerlein irgend einer Schwester, die von allen ganz besonders geliebt wurde. Da gab es dann ein Getuschel und Gemuschel, ein Gezirps und Gezwitscher, gewürzt mit Konfitüren, Zuckerwerk und Schleckertrünkchen, mit mutwilligen Stänkereien und Zänkereien, recht nach Mädchenart; sie foppten und agierten die Alten, ließen in unschuldiger Weise ihren Unwillen an ihnen aus, erzählten sich Geschichtchen zum Totlachen, kurz, trieben tausenderlei Schabernack. Sie maßen ihre Füße aneinander, um die kleinsten und zierlichsten herauszufinden, sie verglichen die Rundheit ihrer Hüften und Arme, sie stellten fest, welche Nase die unangenehme Gewohnheit hatte, nach dem Essen sich zu röten, sie zählten ihre Sommerflecken, zeigten sich ihre Muttermäler und stritten sich, welche unter ihnen die zarteste weißeste Haut und den zierlichsten Wuchs hätte. Ihr könnt euch denken, daß es unter diesen Bräuten Gottes allerlei gab, rundliche und glatte, steckensteife und geschmeidige, übervolle und überschlanke, von jeder erdenkbaren Art eben. Dann wieder stritten sie, welche unter ihnen am wenigsten Stoff zu ihrem Gürtel brauchte, und diejenige, die am wenigsten spannte, war ganz glücklich, ohne eigentlich zu wissen warum. Sie erzählten sich ihre Träume und kleinen Beobachtungen, und oft hatte eine oder die andre, manchmal auch alle, vom Schlüssel der Abtei geträumt. Dann wieder befragten sie sich untereinander wegen ihrer kleinen Weh-Weh. Da hatte die

eine den Finger verschunden; die andre hatte den Nagelfluß; diese war aufgewacht mit einem Blutäderchen im Weiß des Auges; jene hatte sich beim Beten des Rosenkranzes den Daumen ausgerenkt. Jede hatte ihren kleinen Schmerz.

„Ah, du hast unsre Mutter angelogen. Deine Nägel sind weiß getüpfelt," sagte eine zu ihrer Nachbarin.

„Du bist lange im Beichtstuhl geblieben heute morgen, meine Schwester," sagte die andre. „Du hattest wohl viele kleine Sünden zu beichten."

Und dann, da nichts so sehr einer Katze gleicht als eine Katze, schlossen sie schwärmerische Freundschaften und entzweiten sich, trutzten und schimpften wie die Rohrspatzen, versöhnten und verküßten sich wieder, führten Eifersuchtsszenen auf, pfetzten sich, um zu lachen, lachten und kicherten, um sich zu pfetzen, trieben Schindluder mit den Novizen. Sagte eine:

„Wenn uns nun ein Leutnant vom Himmel fiele, wo könnten wir ihn am besten verstecken?"

„Bei der Schwester Olivia," erwiderte eine andre, „sie hat die größte Zelle, da ging' er hinein mitsamt der Pickelhaube."

„Was soll das heißen," rief Schwester Olivia? „Sind denn unsere Zellen nicht gleich groß?"

Und der ganze Schwarm fing an, in ein helles Lachen und Kichern auszubrechen.

Eines Abends zogen sie eine hübsche Novize zu ihrem kleinen Konzil hinzu. Sie war erst siebzehn, schien unschuldig wie ein neugeborenes Kind, und man hätte ihr den Fronleichnam ohne Beichte gegeben. Der lief das Wasser im Munde zusammen bei diesem heimlichen Getuschel und all dem Jux und Geschluchz, womit die guten

Nönnchen ihre sakrosankte, göttliche Leibeigenschaft sich versüßten. Sie würde geweint haben, wenn sie nicht mehr zugelassen worden wäre.

„Nun," sagte Schwester Olivia, „hast du auch gut geschlafen, mein sanftes Täubchen."

„Gar nicht," antwortete sie, „ein garstiger Floh hat mich keinen Augenblick in Ruhe gelassen."

„Ah, du hast Flöhe in deiner Zelle? Aber da mußt du sofort deine Zelle säubern. Weißt du nicht, daß die Regel unsres Ordens dies gebietet? Nicht den Schwanz von einem Floh soll eine Schwester in ihrem klösterlichen Leben zu sehen bekommen."

„Aber wie?" fragte die Novize.

„Das sollst du hören. Schau dich um, siehst du einen Floh in meiner Zelle? Siehst du auch nur ein Flohschißchen? Siehst du auch nur die Spur von einem Floh? Riechst du den Geruch von einem Floh? Ist auch nur eine Ahnung von einem Floh in meiner Zelle? Spür und stür wo du willst."

„Ich kann nichts finden," sagte die Kleine, die ein Fräulein von Finebault war, „ich rieche auch nichts als unsern eignen Geruch."

„Also tue, was ich dir sage, und du wirst nicht mehr gebissen werden. Sobald du wieder einen Flohstich an dir bemerkst, meine Tochter, mußt du deinen Körper aussuchen in allen Gegenden und Richtungen und das Hemd aufheben von oben und unten, aber ohne sündige Gedanken, was du auch sehen magst, das merke dir. Du darfst mit nichts beschäftigt sein, als mit dem kleinen Teufel von Floh, du mußt ihn suchen mit allem Eifer und darfst sonst auf nichts acht haben; an nichts darfst du denken, als wie du den Floh erwischen magst, was

ohnedies keine leichte Sache ist, um so mehr als dich vielleicht ein kleines braunes Fleckchen von Muttermal leicht irre führen kann. Hast du ein Muttermal oder mehrere?"

„Gewiß," antwortete die Kleine, „ich habe zwei violette Linschen, das eine auf der Schulter, das andre auf dem Rücken, das heißt ein wenig tief, man kann es übrigens nicht sehen, es sitzt zwischen . . ."

„Woher weißt du denn das," fragte die Schwester Perpetua.

„Niemand wußte etwas davon, der Herr von Maybusch hat es entdeckt."

„Oho," riefen die Schwestern, „und hat er sonst nichts gesehen?"

„Er hat alles gesehen," antwortete sie. „Ich war noch ein ganz kleines Ding, er war so an die neun Jahre und wir spielten zusammen . . ."

Da merkten die Nonnen, daß sie zu früh gelacht hatten.

„Der gedachte Floh," nahm Schwester Olivia wieder das Wort, „der gedachte Floh hat also gut seine Sprünge machen, vom Knie zum Nabel, vom Nabel zum Auge und sich zu verschanzen hinter Wällen und Gräben, sich zu verstecken in den Wäldern und dir immer und immer wieder zu entwischen. Die Regel unsres Ordens gebietet, ihn zu verfolgen mit der äußersten Hartnäckigkeit, indem du andächtig deine „Gegrüßet seist du" betest. Beim dritten „Gegrüßet seist du" bekommt man ihn übrigens fast immer."

„Den Floh?" fragte die Novize.

„Nichts als den Floh," erwiderte Schwester Olivia. „Um aber die Gefahren dieser Jagd zu vermeiden, ist es

nötig, wo du auch den Finger auf das Tier setzest, nicht etwas andres mitzugreifen, kein Härlein und nichts. Und dann darfst du dich nicht erweichen lassen von seinem Geschrei, Gewimmer und Geseufz, und wie er sich auch wehrt und windet und sich gegen dich aufbäumt, was oft vorkommt, du mußt ihm den Daumen aufs Auge setzen oder auch einen andern Finger, der gerade zur Hand ist, und mit der andern freien Hand mußt du nach einem Stück Band greifen und ihm das Gesicht verbinden, daß er dir nicht davonhüpft. Denn, wenn er nichts mehr sieht, kann er auch den Weg nicht mehr finden. Übrigens könnte er dich immer noch beißen, denn so ein Floh kann mordswütig werden in seinem Zorn; du mußt ihm also sachte das Maul ein wenig aufreißen und ihm einen Keil hineinstoßen, und zwar muß das ein Spreißel sein von dem Zweig, dessen du dich sonst bedienst, um dich mit Weihwasser zu besprengen. So zwingst du den Floh, artig zu sein. Aber bedenke wohl, daß die Disziplin unsres Ordens uns auf nichts in dieser Welt ein Eigentumsrecht gibt, du darfst also auch den Floh nicht für dich behalten. Du mußt vielmehr bedenken, daß dieser Floh ein Geschöpf Gottes ist, dein Trachten muß darauf ausgehen, ihn Gott wohlgefällig zu machen. Es ist darum vor allem nötig, drei Dinge festzustellen, als da sind: ob der Floh ein Männchen ist, ob er ein Weibchen ist und drittens, ob er noch jungfräulich ist. Nehmen wir an, er sei noch jungfräulich, was aber selten vorkommt, da diese Biester keine Religion haben nnd insgemein ein wahres Luderleben führen, indem sie sich von jedem greifen lassen, den nur die Lust ankommt. Du packst seine Hinterbeine, ziehst sie ihm nach oben über den Steiß, bindest sie mit einem Haar aus deinem Zopf zusammen und so bringst

du ihn zur Priorin, die, nachdem sie ihrerseits das Kapitel zu Rate gezogen, über den Fall entscheidet. Wenn es ein Männchen ist . . ."

„Woran kann man aber sehen, daß ein Floh jungfräulich ist," fragte die neugierige Novize.

„Zunächst", antwortete Schwester Olivia, „ist er schwermütig, lacht nicht wie die andern, beißt nicht so heftig, sperrt das Maul weniger weit auf und errötet, wenn man ihn, du weißt schon wo, berührt."

„Da muß ich wohl von einem Männchen gebissen worden sein," sprach die Novize.

Darüber ein erschütterndes Lachen aller Nonnen. So heftig mußten sie lachen, daß einer unter ihnen ein Ton in B-Moll entwischte, wovon der Boden feucht wurde.

„Da seht ihr wohl," sagte Schwester Olivia, „auf einen Wind folgt immer auch ein Regen."

Die Novize mußte selber lachen, sie meinte, die Schwestern hätten nur über den Knalleffekt gelacht.

„Wenn es also ein Männchen ist," begann Schwester Olivia von neuem, „da nimmst du deine Schere oder den Dolch deines Geliebten, wenn er ihn dir vielleicht bei deinem Eintritt ins Kloster zum Andenken geschenkt hat, kurz, du nimmst irgend ein scharfes Instrument und machst ihm mit aller Vorsicht einen Einschnitt in die Lenden. Du mußt dich drauf gefaßt machen, daß er nun anfängt zu husten und zu prusten, zu würgen und zu schnappen, zu wimmern und zu jammern; schaue nicht hin, wie er sich wälzt und windet, wie ihm der Angstschweiß ausbricht, wie er dich jammervoll anfleht, oder was ihm sonst einfallen mag, um sich der heilsamen Operation zu entziehen. Beiße die Zähne aufeinander und bedenke, daß du ihm nur wehe tust, um ihn auf den Weg des Heils zu bringen.

Nimm dann geschickt seine Eingeweide heraus, die Gedärme, die Leber, die Lunge, das Herz, den Kropf, die edlen Teile; das alles tauche behutsam und zwar zu wiederholten Malen in deinen Weihwasserkessel, sie also waschend und reinigend unter fortwährender Anrufung des heiligen Geistes, daß das Unreine rein sein möge. Endlich bringst du den ganzen Plunder rasch aber vorsichtig wieder in den Körper des Flohs, der ohnedies seine Geduld längst verloren hat. Derart hast du ihn getauft und einen Christen aus ihm gemacht. Nimm dann endlich Nadel und Faden und vernähe ihm sein Bäuchlein mit all der Schonung und Rücksicht, die du einem Bruder in Jesu Christo schuldig bist. Bete sogar für ihn; an seinen Kniebeugungen und an den Blicken, die er dir zuwirft, wirst du sehen, daß er nicht unempfindlich dafür ist. Er wird nicht mehr schreien und zappeln, er wird dich auch nicht mehr beißen, und es sind schon Fälle vorgekommen, wo ein solcher Floh vor lauter Glück, zu unsrer heiligen Religion bekehrt worden zu sein, gestorben ist. Du machst es so mit jedem, den du nur erwischen und erhaschen kannst; wenn das die andern sehen, werden sie bald die Flucht ergreifen, nachdem sie sich über die Konversion ihrer Brüder nicht wenig verwundert haben, denn so eine schwarze Flohseele hat eine höllische Scheu vor dem Christentum."

„Das ist nicht schön von den Flöhen," sagte die Novize. „Denn kann es ein höheres Glück geben, als in einem Kloster Gott zu dienen?"

„Da hast du recht," sprach Schwester Ursula. „Hier sind wir wohl behütet vor allen Gefahren der Welt, besonders vor der Liebe, in der einem ganz schlimme Sachen passieren können."

„Noch andre, als unversehens ein Kind zu bekommen?“ fragte eine junge Schwester.

„Unter der Regierung des neuen Königs“, antwortete Schwester Ursula achselzuckend, „ist Gott Amor vom Aussatz befallen worden, wie der heilige Antonius selig, von Schlimmerem als dem Aussatz, und hat das furchtbare Gift mit seinem Gefolge von Fiebern, Todesängsten, Salbereien und Schmierereien überall herum ausgespritzt zum Glück für die Klöster, da unzählige Damen aus Furcht und Entsetzen tugendhaft geworden sind.“

Entsetzt von diesen Worten drängten sie sich ängstlich aneinander, hätten aber doch gern mehr erfahren.

„Und also braucht man nur zu lieben, um elend zu werden?“ fragte eine Schwester.

„Nicht anders, mein Lämmlein,“ beteuerte Schwester Olivia.

„Du brauchst nur,“ fuhr Schwester Ursula fort, „du brauchst nur ein einziges klein winziges Mal einen hübschen Junker zu lieben und bald wird dir ein Zahn nach dem andern schwarz werden, werden dir eins ums andre unter gräßlichem Schmerz die Haare ausfallen und die Augenwimpern, und wo sonst eine Haut rosig war, wird sie blau werden . . . oh, wie schmerzlich der Abschied von all den schönen Dingen. Es gibt Frauen, denen ein ekelhafter Krebs die Nase zerfrißt, andre haben ein scheußliches, tausendfüßiges und tausendmäuliges Tier im Gedärm, das sie bei lebendigem Leibe auffrißt. Kurz, so ruchlos ist die Natur dieser Liebe, daß der Papst sich genötigt gesehen hat, die Exkommunikation über sie zu verhängen.“

„Gott, wie bin ich glücklich,“ rief die kleine Novize aus, „daß ich so fürchterlichen Gefahren glücklich entronnen bin.“

Bei diesem Ausruf sahen sich die Nonnen untereinander an. In dieser Kleinen hatten sie sich geirrt. Die war also längst irgendwo mit dem Kruzifix von Poissy in Berührung gekommen und hatte Schwester Olivia schön über den Löffel balbiert. Sie freuten sich dessen und daß der Gelbschnabel eine so lustige Haut war. Nur hätten sie gern gewußt, durch welches Abenteuer sie hinter die Klosterriegel geraten war.

„Ach," sagte sie, „ich habe mich von einem großen Floh beißen lassen, der schon getauft war."

Bei diesen Worten entschlüpfte der Schwester in B-Moll ein zweiter hörbarer Seufzer.

„Ah," rief Schwester Olivia, „nun nur noch den dritten. Hüte dich aber, im Chor eine solche Sprache zu führen. Es könnte der Äbtissin einfallen, dich zur Diät der Schwester Petronella zu verdammen. Ich rate dir, deiner Musika einen Dämpfer aufzusetzen."

„Du hast ja Schwester Petronella bei ihren Lebzeiten gekannt," sprach nun Schwester Ursula, „ist es wahr, daß Gott ihr die Gnade verliehen hatte, nur zweimal im Jahr — wie sagt gleich das Volk — auf dem Unterhofgericht zu erscheinen?"

„So ist es," erwiderte Schwester Olivia. „Dafür mußte sie aber auch einmal, als sie sich am Abend schon gestellt hatte, harren bis zu den Frühmetten. Sie sagte aber immer nur „Herr, dein Wille geschehe". Beim ersten Glockenzeichen aber wurde sie von dem, was sie gedrückt hatte, befreit, damit sie die Messe nicht versäume. Dennoch wollte die verstorbene Äbtissin nicht zugeben, daß irgend ein Wunder oder spezielle Gunst von oben dabei im Spiel sei; sie sagte, die Augen Gottes tauchten nicht in diese Regionen. Ich will euch aber die Geschichte in der Ordnung erzählen:

Unsre Schwester selig, deren Heiligsprechung unser Orden im Augenblick am päpstlichen Hofe betreibt und auch bereits erlangt hätte, wenn er im stande wäre, die gesetzlichen Gebühren zu bezahlen, diese Schwester Petronella hatte frühzeitig den Ehrgeiz, ihren Namen in den Kalender zu bringen, was ja dem Orden kein Schaden war. Sie lebte in ewigem Gebet, hatte Ekstasen vor dem Bild der heiligen Jungfrau drüben bei den Wiesen, und wie es Hanswurste gibt, die das Gras wachsen hören wollen, so behauptete sie, den Flug der Engel zu hören droben im Himmel, ja, sie war sogar im stande, deren Flügelschwingungen in Musik umzusetzen, und ihr entzückender Cantus „adoremus", den jedermann kennt und den kein Mensch je hätte erfinden können, ist in der Tat aus jener Quelle geflossen. Ihr Blick war oft tagelang unbeweglich wie ein Stern, sie fastete jeden Tag des Jahrs und nahm kaum mehr Nahrung zu sich, als auf einem Fingernagel Platz gehabt hätte. Sie hatte ein Gelübde getan, niemals an Fleisch zu rühren, gekochtes oder rohes, und ein wenig Brotrinde war ihre tägliche Nahrung; nur an den Hauptfesttagen des Jahrs gönnte sie sich ein wenig getrockneten Fisch mit Salz. Bei dieser magern Kost wurde sie selber mehr als mager, wurde gelb wie Safran und ausgetrocknet wie ein Knochen, den man auf dem Kirchhof auflieſt. Zu alledem wurde sie verzehrt von einem innern Feuer, und wenn einer sie zufällig angestoßen hätte, würde sie Funken gesprüht haben, wie ein Kieselstein. Doch so wenig sie auch aß, konnte sie sich doch nicht ganz von der Notdurft emanzipieren, der wir alle zu unserm Glück oder Unglück mehr oder weniger Opfer bringen müssen, worüber wir uns nicht beklagen sollen, da wir ohne diese Opferungen manchmal übel daran wären. Und darin be-

steht dieser Tribut und die Notdurft der Natur, daß wir, nachdem wir gegessen und getrunken haben, ganz nach Art der Tiere einen Teil davon in schmutziger Weise wieder abgeben müssen. Hierin war nun Schwester Petronella von andern Menschen nur insoweit verschieden, als das gedachte Produkt bei ihr trocken und hart war, ähnlich der Losung einer Hirschkuh zur Zeit der Brunst, als welche ein Gebäck ist gleich Kieselsteinen, wie ihr vielleicht zufällig einmal auf einem Pfad im Park zu beobachten Gelegenheit hattet und das denn auch wegen seiner Härte in der höheren Jagdsprache mit Ausdrücken wie Knoten oder Knöpfe bezeichnet wird. Es handelte sich also bei der Schwester Petronella, die ja auch fortwährend von einer innern Glut verzehrt wurde, keineswegs um eine übernatürliche Sache; denn noch heut' wissen ältere Schwestern von ihr zu erzählen, wie sie derartig von göttlichem Feuer durchflammt war, daß sie, ins Wasser gelegt, zischte wie eine feurige Kohle. Einzelne Schwestern haben ihr nachgesagt, sie habe sich öfter in der Nacht unter ihren Achselhöhlen Eier hart gekocht, um ihre Fasten besser auszuhalten; aber das waren niederträchtige Verleumdungen, um diese große Heiligkeit zu verdächtigen, als welche längst die Eifersucht andrer Klöster erregt hatte. Unsre Schwester hatte aber auf dem Weg zum Heil und zur göttlichen Vollkommenheit einen vortrefflichen Lotsen in dem Abt des Klosters Sankt German bei den Wiesen draußen vor der Stadt Paris, der ein heiliger Mann war und seinen frommen Ratschlägen immer diesen letzten hinzufügte: All unsre Pein und Schmerzen Gott aufzuopfern und uns seinem Willen zu unterwerfen, ohne dessen Zulassung uns kein Haar vom Haupte fällt. Diese Auffassung und Lehrmeinung, so fromm sie aussieht, hat dennoch den

Gegenstand zu heftigen Kontroversen abgegeben und ist schließlich auf den Vorschlag des Kardinals von Chastillon verdammt worden, weil eine solche Lehre jede Sünde ausschlösse, was notwendig die Einkünfte der Kirche vermindern müßte. Aber Schwester Petronella lebte in dieser Lehre, ohne etwas von der Ketzerei zu riechen, die darin stak. Nun geschah es, daß sie nach der Zeit der großen Fasten, im Jubiläumsjahr, zum ersten Male nach acht Monaten sich wieder gedrängt fühlte, das goldene Gemach aufzusuchen, was sie denn auch tat. Schamhaft hob sie ihre Röcke in die Höhe und brachte ihren heiligen Körper in die Positur, die nötig ist, das zu vollbringen, wozu wir gewöhnlichen armen Sünderinnen uns ein wenig öfter veranlaßt fühlen. Aber die gute Schwester Petronella brachte das Werk nicht über seinen ersten Anfang hinaus, und wie ein gewisser Dichtersmann einmal geseufzt hat: „Hier stock' ich schon, wer hilft mir weiter fort," so hätte auch der sagen können, der jetzt seinen Kopf zu einem gewissen Fenster hinausstreckte, aber wenig Lust zu verspüren schien, das gebenedeite Haus zu verlassen, trotzdem dieses die närrischsten Anstrengungen machte, den Gast loszuwerden —, solche Anstrengungen, daß die Sparren krachten und das ganze Gebälk aus den Fugen zu gehen drohte. Wie ein Frosch, der nach Luft schnappt, sah er aus dem gedachten Fenster hervor, wollte aber um keinen Preis den Weg nehmen, den so viele seiner Kameraden schon genommen hatten. Wahrscheinlich fürchtete er, dort unten den Geruch der Heiligkeit völlig zu verlieren. Und wahrlich, als ein einfacher Dreck, der er war, war er nicht dumm. Die gute Heilige, die es nach und nach mit jedem Zwangsmittel versucht hatte, daß zuletzt die Backenmuskeln ihres mageren Gesichts sich über Gebühr

und die Nerven ihrer Schläfen sich bis zum Zerspringen spannten, mußte sich gestehen, daß es auf der Welt kein furchtbareres Übel gäbe. Als aber ihre sphinxteriale Folterspannung den letzten möglichen Grad erreichte: „Oh, mein Gott," rief sie, indem sie eine letzte Anstrengung machte, „ich opfere ihn dir auf." Bei diesem Stoßgebet barst die steinerne Masse und kollerte wie ein Kieselstein, an der Mauer hin und wider prallend, in die Tiefe, man hörte klick, klack, plumps. Ihr begreift, meine Schwestern, daß sie kein Arswischlein nötig hatte."

„Und diese Heilige hat die Engel im Himmel gesehen?" fragte eine Schwester.

„Haben die Engel auch einen Hintern?" fragte eine andre.

„Aber nein doch," antwortete Schwester Ursula; „weißt du denn nicht, daß eines Abends bei einer großen Festgesellschaft der liebe Gott in der Vergeßlichkeit den Engeln befahl, sich zu setzen, worüber sie in die größte Verlegenheit gerieten, worauf sie sich setzen sollten."

Endlich gingen die guten Nönnchen schlafen, die einen allein, die andern fast allein; es waren liebe Kinder, die niemand schadeten als sich selber.

Ich kann mich auch gar nicht von ihnen trennen, ich muß noch ein Abenteuer erzählen, das sich in ihrem Kloster ereignet hat, zur Zeit, als die Reform mit dem Schwamm darüber fuhr und sie alle zu Heiligen machte, wie ich es bereits erwähnt habe.

Zu dieser Zeit saß auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Paris ein wahrhaft heiliger Mann, der seine guten Werke nicht an die große Glocke hing und sich um nichts sorgte, als um die Armen und Leidenden, die er alle in sein Herz, das goldene Herz eines alten, frommen Bischofs

eingeschlossen hatte. An sich selber dachte er nicht im geringsten, sondern war nur immer auf der Suche nach armen Unglücklichen, um sie zu trösten mit Worten und Werken, mit Geld und guten Dingen, wie es die Umstände verlangten, und ging zu den Reichen nur in ihrer bösen Stunde, ihre Seelen aufrichtend und auf Gott hinweisend. So wachte er Tag und Nacht über die ihm anvertraute Herde und war ein guter Hirte in aller Strenge des Worts. Es focht ihn nicht an, daß sein Mantel und seine Soutane, seine Strümpfe und seine Überdenstrümpfen alt und abgetragen waren; die Blößen der Armen zu decken lag ihm näher am Herzen. Seine Mildtätigkeit ging so weit, er hätte seine eigne Person ins Pfandhaus geschickt, wenn es galt, einem Nebenmenschen, und wäre er auch der ärgste Ketzer gewesen, lindernd und helfend beizuspringen.

Für ihn selber mußte seine Dienerschaft sorgen. Und oft genug schalt er und wurde ungehalten, wenn man ihm seine alten Kleider, solange sie ihm nicht wie Zunder vom Leibe fielen, durch neue ersetzte; er ließ die alten flicken und ausbessern bis in extremis.

Diesem frommen alten Erzbischof war zu Ohren gekommen, daß der Schloßherr von Poissy eine Tochter ohne Heller und Hemd von sich gestoßen, nachdem er, sollte man es für möglich halten, ihr Erbe in Fressen und Saufen, Huren und Würfelspiel verludert und verloren hatte. Das arme Fräulein wohnte in einem elenden Loch, wo im Winter kein Feuer und im Frühling kein Sonnenstrahl anzutreffen war, und verdiente ein elendes Stück Brot durch seiner Hände Arbeit, da es sich weder unstandesgemäß verheiraten, noch seine Schönheit verkaufen mochte. Schon lange dachte der hohe Prälat darüber nach,

einen würdigen Gemahl für sie zu finden; da ihm das noch nicht gelungen war, hatte er den Einfall, sie einstweilen mit dem Model eines Manns zu versehen und zu versorgen, indem er ihr jeweils seine brüchigen Unaussprechlichen zur Ausbesserung schickte, wofür das ganz und gar entblößte Mädchen ihm unendlich dankbar war. Einmal nun, als der Erzbischof bei sich überlegte, ob er nicht im Kloster von Poissy einen Besuch machen wolle, wie es die neue strenge Kirchenzucht ihm vorschrieb, trat eben sein Johann herein, in der Hand das genannte Kleidungsstück, das aber bekanntlich eine Engländerin nicht nennen darf, und der Erzbischof, etwas unwillig, sagte: „So bringe das doch den Damen von Poissy." Er hatte aber sagen wollen, dem Fräulein von Poissy. Und da all seine Gedanken auf die Sorge um das Kloster gerichtet waren, vergaß er ganz, dem Diener die Wohnung des Fräuleins anzugeben, von dem er überdies aus zarter Schonung noch nie gesprochen hatte.

Also packt der Diener den gedachten Hosenlatz, um in dem Tropus pars pro toto zu sprechen, unter den Arm und macht sich wie ein lustiger Zeisig auf den Weg nach Poissy, nicht jedoch ohne des öftern mit einem Freund da und einem Freund dort eine Kanne zu leeren, da mehr als eine Kneipe am Weg lag, wobei dann der Hosenlatz des würdigen Erzbischofs manches zu sehen und zu hören bekam, was ihm in seiner Unschuld noch nicht vorgekommen war. Er kommt aber doch zum Schluß bei Frauenzell zu Poissy an und sagt zur hochwürdigen Äbtissin, daß sein Herr ihn schicke, um ihr dies zu überbringen. Darauf trottete er sich ohne weiteres davon und ließ die heilige Mutter allein mit dem nicht zu nennenden Kleidungsstück, das schon so lange gewohnt war, die

erzbischöflichen Formen in Hoch- und Basrelief zu modellieren, ebenso wie den Abdruck dessen, was nach dem Sagen der Schwester Ursula der liebe Gott seinen Engeln vorenthalten hat und wovon diesem guten Prälaten auch nicht übermäßig viel beschert worden war. Ohne das hochwürdige Geschenk erst auszupacken, rief die Äbtissin ihre Nonnen herbei. Neugierig huschte es aus allen Zellen hervor, und in einer Aufregung, wie sie in einem Ameisenhaufen entsteht, in deren Republik die Bombe einer fallenden Kastanie hineingefahren ist, kamen sie von allen Seiten neugierig getrippelt, streckten die Hälse und drängten sich um die geheimnisvolle Sendung. Als sie aber plötzlich den Hosenlatz klaffen sahen — er sperrte ganz fürchterlich das Maul auf —, da stießen sie einen einzigen Schrei des Entsetzens aus, drückten die Hände vor das blasse Gesicht, und einige sahen schon den Teufel sich leibhaftig daraus emporrecken.

„Bedeckt euer Antlitz, meine Töchter," sprach die Äbtissin, „das ist die Wohnung der Todsünde, die Fleisch geworden ist."

Die Oberin der Novizen stellte fest, indem sie sich selber durch die Finger schaute, daß nichts Lebendiges in der Hülle sei, worüber sich die ganze Gesellschaft ein wenig beruhigte und mit ganz behaglichem Erröten das seltsame habitavit beaugenscheinigte. Dann berieten sie sich, ob es vielleicht die Absicht des heiligen Priesters gewesen sei, ihnen mit diesem Symbol, ungefähr wie in Form einer biblischen Parabel, eine heilsame Ermahnung zukommen zu lassen. Es waren ohnedies lauter sehr tugendhafte Kinder, und wenn auch manches Herzchen nicht ganz ruhig dabei blieb, sie achteten dessen nicht weiter, und nachdem sie ein wenig Weihwasser in den teuflischen Ab-

grund gespritzt, wurden sie allmählich ganz vertraut damit und wagten nicht nur hinzusehen, sondern auch dran zu rühren. Die Äbtissin vollends hatte sich von ihrem Schrecken soweit erholt, daß sie bereits die Sprache wieder fand.

„Was ist denn nur dem guten Seelenhirten eingefallen," rief sie aus, „was für eine Absicht kann unser ehrwürdiger Vater gehabt haben, uns eine Sache zu schicken, die eine Fallgrube aller weiblichen Tugend ist."

„Seit länger als fünfzehn Jahren", sagte eine Schwester, „haben meine keuschen Blicke nicht mehr auf diesem Fell-eisen des Teufels geruht."

„Schweige, meine Tochter, du hinderst mich daran, ernstlich darüber nachzudenken, was hier zu tun ist."

Und so lange und so oft wurde nun der genannte erzbischöfliche Hosenlatz um und um gedreht, nach außen und nach innen, beschnüffelt und betüftelt, und in Betrachtung bewundert, so viel wurde auch darüber beraten und deliberiert, so viel daran gedacht und davon geträumt, zuerst bei Tage und dann in der Nacht, bis endlich am andern Morgen nach der Mette, wobei die Schwestern einen Vers und zwei Responsorien ausgelassen, eine der jüngsten folgenden Einfall hatte:

„Meine Schwestern," sagte sie, „ich kann euch die Parabel des Erzbischofs deuten: Er hat uns einfach seine Unaussprechlichen zum Ausbessern geschickt, weil er uns damit ermahnen wollte, den Müßiggang zu fliehen, als welcher der Anfang ist aller Laster."

Darauf begann ein wahrer Wettstreit, wer zuerst Hand ans Werk legen dürfe; aber die Äbtissin brauchte ihre Autorität und behauptete, das sei ihr Vorrecht und Privilegium. Und zusammen mit der Priorin war sie

über acht Tage beschäftigt, das hochwürdige Kleidungsstück von Grund aus zu reparieren, neues seidenes Futter einzusetzen, einen doppelten Saum anzunähen, alles in tiefer Demut. Darauf wurde das Kapitel einberufen und beschlossen, dem Herrn Erzbischof für sein liebevolles Gedenken ein Zeichen der Dankbarkeit zu übergeben. Alle Schwestern, bis auf die jüngste Novize hinunter, sollten zusammen eine hübsche und kunstreiche Arbeit machen, und damit sollte der gute Erzbischof überrascht werden.

In all dieser Zeit hatte der genannte Prälat wieder so alle Hände voll Arbeit im Dienst für andre, daß ihm seine Hosen ganz und gar aus dem Gedächtnis gekommen waren. Er lernte nämlich bei Hof einen Edelmann kennen, der eben seine Frau verloren, als welche ein Teufel und eine Teufelinne in einer Person gewesen. Dieser trauernde Witwer hegte den lebhaften Wunsch, an Stelle der Verstorbenen eine Sanfte und Fromme zu nehmen, bei der er sich von der andern erholen und ohne Fährlichkeit für seine Ehre schöne und wohlgeratene Kinder zeugen könne. Er wandte sich mit diesem Anliegen an den Erzbischof, zu dem er volles Vertrauen hegte. Und der heilige Mann lobte ihm so über allen Schellenkönig das edle Fräulein von Poissy, daß die arme Schöne in kürzester Frist Frau von Genoilhac wurde. Die Hochzeit wurde im erzbischöflichen Palast zu Paris gefeiert und ein Kranz schöner Damen aus der besten Gesellschaft, ja vom Hof selber, schmückten das Fest; die schönste aber von allen war die Braut in der Blüte ihrer Jungfräulichkeit, die vom Erzbischof verbürgt wurde.

Als schon Früchte, Eingemachtes und Gebackenes aufgetragen war und in allerlei Schmuck und künstlicher Verzierung die Schönheit der Tafel sozusagen noch einmal

aufleben ließ, trat plötzlich der Johann hinter den Erzbischof.

„Gnädiger Herr," sagte er, „Eure geliebten Töchter in Gott von Frauenzell zu Poissy schickten soeben eine Schüssel für Eure Tafel."

„Setze sie in die Mitte," sagte der freundliche Priester, der zu seiner Verwunderung einen hohen Aufbau vor sich sah von Samt und Seide, mit Stickereien in Gold und Silber, das Ganze in Form einer antiken Vase, der die feinsten Wohlgerüche entströmten.

Die Braut nahm den Deckel ab, und siehe, da war der Bauch ganz gefüllt von Zuckersachen, Spezereien, Marzipanen und tausend köstlichen Konfitüren, die man denn auch unverzüglich den Damen herumbot. War nun eine darunter, ebenso neugierig wie bigott, die unter all den Süßigkeiten ein seidenes Zipfelchen hervorragen sah und dem Verlangen nicht widerstehen konnte, daran zu zupfen und zu ziehen, so lange, bis das bewußte Habitaculum des männlichen Kompasses glorreich aus seiner Versenkung emporstieg, zur großen Verwirrung des guten Erzbischofs, zum allgemeinen Gaudium aber und Lachen der übrigen Gesellschaft.

„Wahrhaftig," rief der Neuvermählte, „diese Schüssel verdiente den Ehrenplatz auf der Tafel. Die Fräulein von Poissy sind nicht dumm. Ihr Zuckerwerk ist bei einer Hochzeit wohl angebracht."

Ich aber frage, ob es eine bessere Moral geben kann, als die der Herr von Genoilhac damit aussprach? Und so kann ich es unterlassen, eine weitere hinzuzufügen.

Wie das Schloß von Ridel-Alzay erbaut wurde.

Johann, der Sohn des Simon Fournier, ein Bürger von Tours, der aber aus dem Dorf Moulinot bei Baune abstammte, von welcher Stadt er später, nachdem er das Amt eines Finanzministers bei Ludwig dem Eilften erhalten hatte, nach dem Beispiel andrer den Namen annahm, floh eines Tags, da er bei dem König in Ungnade gefallen war, mit seiner Frau in die Languedoc und ließ seinen Sohn Jakob arm und nackt in der Stadt zurück. Dieser, der außer seiner Person nichts in der Welt besaß, als seinen Mantel und seinen Degen, den aber die Alten, deren Hosenlatz längst die Seele aufgegeben hatte, als ungeheuer reich beneiden durften, brütete in seinem Gehirn den festen Entschluß aus, seinen Vater zu retten und sein Glück am Hof zu machen, der damals die gute Stadt Tours zu seiner Residenz erwählt hatte.

Alltäglich in aller Frühe verließ der Fant seine Wohnung, und, in seinen Mantel eingewickelt bis an die Nase, die er als Wegweiser benutzte, durchstreifte er kreuz und quer die Stadt, ohne von seiner Verdauung belästigt zu sein. Er trat in die Kirchen ein und bewunderte ihre Schönheit, inspizierte die Kapellen, beaugenscheinigte die Bilder, zählte Säulen und Pfeiler, kurz, betrug sich wie einer, der nicht weiß, was er mit seiner Zeit und mit

seinem Geld anfangen soll. Manchmal tat er, als ob er einen Rosenkranz betete, aber in Wahrheit richtete er stumme Gebete an die Damen, bot ihnen beim Ausgang aus der Kirche das Weihwasser an, folgte ihnen von weitem und war darauf bedacht, mit allerlei kleinen Aufmerksamkeiten ein hübsches Abenteuerchen zu ergattern, worin er, wenn er bei der Gelegenheit nicht gerade in eine Degenklinge rannte, vielleicht einen mächtigen Beschützer oder eine huldreiche Geliebte finden könnte. Er hatte in seinem Beutelchen zwei Dublonen, die er sorgfältiger schonte als seine Haut, da eine Haut nachwächst, zwei Dublonen aber keineswegs. Er nahm täglich nur so viel von seinem Schatz, um sich ein Brot und einige runzlige Äpfel für seine Mahlzeit zu kaufen, dazu trank er, so viel ihm nur schmeckte, Wasser aus der Loire. Diese vorsichtige und vernünftige Lebensweise war nicht nur seinen Dublonen gesund, sie erhielt ihn auch selber frisch und behend wie einen Windhund und bewirkte, daß sein Kopf kühl und sein Herz warm blieb, denn das Wasser der Loire ist ein wahrhaft erwärmender Likör, da es von weither kommt und sich also sehr erhitzt, indem es überall die Kiesel rollt und rundet, bevor es die gute Stadt Tours erreicht.

Auch könnt ihr euch denken, daß sich der arme Schwartenhals tausend und ein Abenteuer mit den wunderbarsten und seltsamsten Glücksfällen träumte, und es fehlte nur ein Haar, daß sie alle wahr und wahrhaftig geworden wären. Oh, die schönen Tage!

Eines Abends nun, als Jakob von Baune — er schmückte sich immer mit diesem Namen, obwohl er in seinem Leben nicht an die Herrschaft von Baune gerochen hatte —, als Jakob, sagte ich, den Wall entlang flanierte und gerade seinen Stern und die ganze Welt verfluchte,



Aber Herrin oder Hure, sie gefiel Jakob von Baune.

da just seine letzte Dublone Miene machte, das Weite zu suchen, wäre er, um eine Wegecke biegend, fast wider eine verschleierte Dame gerannt, die sich gleich, ohne sich dagegen zu wehren, eine köstliche Sache rauben ließ, id est eine ganze Nase voll köstlicher Spezereigerüche.

Ihre Füße waren mit den feinsten Stiefelchen bekleidet, sie trug ein Kleid von italienischem Samt, mit langen seidengefütterten Hängeärmeln und, was dem Junker besonders vielversprechend in die Augen stach, durch ihren Schleier hindurch sah er einen weißen Diamanten von seltener Größe im Strahl der untergehenden Sonne zwischen einem Haargebäude blitzen, das so kunstreich gerollt, gelockt, gezopft und so akkurat aufgesteckt war, daß ihre Zofen wohl drei Stunden dazu gebraucht haben mögen. Ihr Gang war der einer Dame, die gewohnt ist, nur in der Sänfte auszugehen. Ein bewaffneter Leibwächter folgte ihr. Es war gewiß ein buhlerisches Weib, das mit Leib und Leben einem hohen Herrn zu eigen gehörte oder auch eine Dame vom Hof, denn sie hob ihre Röcke ein wenig hoch auf, und wie nur allein die Damen der genannten Art, hatte sie ein gewisses wollüstiges Sichwiegen in den Hüften. Aber Herrin oder Hure, sie gefiel Jakob von Baune, der nicht den Heiklen spielte, sondern es sich in den Kopf setzte, so verzweifelt war er, sich der Unbekannten an die Fersen zu heften und wenn es ihm das Leben kosten sollte. Er beschloß also, so lange hinter ihr her zu sein, bis er wüßte, wo sie wohnte, im Paradies oder im Pfuhl der Hölle, unterm Galgen oder im Bordell: alles schien ihm besser als seine jetzige Misere.

Die Dame ging an der Loire hin in der Richtung des Flusses und atmete wie ein Karpfen die Kühle des Wassers. Sie schlenderte in aller Gemächlichkeit und ließ

neugierig ihre Augen umgehen nach allen Seiten, wie eine Maus, die sich aus ihrem Loch gewagt und sich helläugig ein wenig die Welt beschaut. Als der schon erwähnte Leibwächter darauf aufmerksam wurde, daß Jakob von Baune nicht Miene machte, die Fährte seiner Herrin aufzugeben, und ihr nicht nur Schritt für Schritt folgte, sondern auch anhielt, wenn sie stehen blieb, und sie rücksichtslos und frech musterte, wie wenn er die Erlaubnis dazu habe, kehrte er sich einmal barsch um und drohte ihm mit einer Miene, die von derjenigen eines wütenden Bulldoggen nicht sehr verschieden war. Aber der gute Touraner ließ sich nicht einschüchtern; er meinte, wenn ein Hund, ohne daß es ihm jemand wehrt, zuschauen darf, wenn der Papst vorüberzieht, so werde es ihm, einem getauften Christen, doch nicht verwehrt sein, nach einer hübschen Frau hinzuschielen. Er ging jetzt der Dame voraus und tat so, als ob er dem Mann in Waffen freundlich zulächle und sich um die Dame gar nicht kümmere. Sie ihrerseits sagte kein Wort, sie betrachtete den Himmel, der bereits sein Taggesicht mit dem Nachtgesicht vertauscht hatte. Die aufgehenden Sterne schienen ihr ein besonderes Vergnügen zu machen, und soweit ging alles gut. Als sie gegenüber von Portillion angelangt war, blieb sie einmal plötzlich stehen, warf, um besser zu sehen, den genannten Schleier auf die Schulter zurück und musterte den Gesellen mit dem Blick eines gewitzigten Weibleins, das sich vergewissern möchte, wie es mit dem respektiven Männlein daran ist.

Nun müßt ihr aber wissen, daß Jakob von Baune unter gewissen Umständen die Arbeit von dreien zu leisten vermochte und sich selbst an der Seite einer Prinzessin hätte sehen lassen dürfen, ohne ihr Schande zu machen, auch kühn und entschlossen drein sah, wie es die Damen



Sie betrachtete den Himmel, der bereits sein Taggesicht
mit dem Nachtgesicht vertauscht hatte.

lieben. Und sicher würde seine Haut, wenn er jetzt auch ein wenig gebräunt aussah von seinem vielen Herumflanieren unter der Sonne Gottes, im Schatten der Bettgardinen wie schönstes Elfenbein geschimmert haben. Bei dem schlangenartig flüchtigen Blick der Dame sagte er sich, daß sie ganz gewiß ihr Meßbuch nicht oft mit solchen Augen ansah. Er faßte also die beste Hoffnung und war fest entschlossen, seine Beute sich nicht entgehen zu lassen, und wenn ihn das Abenteuer nicht nur das Leben — daran lag ihm nichts —, sondern auch beide Ohren und vielleicht noch etwas andres kosten sollte. Also hielt er sich weiterhin hart hinter der Dame, die durch die Jungferngasse wieder in die Stadt einlenkte und durch ein Gewirr von engen Gäßchen auf den viereckigen Platz gelangte, wo man später den Hof zum goldenen Kreuz gebaut hat. Hier, vor dem Portal eines vornehmen Hauses, hielt sie an und ihr Begleiter klopfte an das Tor. Nachdem ein Diener von innen geöffnet, trat die Dame ein und die Türe fiel ins Schloß. Der Junker von Baune aber stand mit aufgerissenem Mund davor und sah so dumm aus wie Sankt Dionys auf dem Monte Martyrum, ehe ihm der Einfall kam, seinen abgeschlagenen Kopf vom Boden aufzuheben und damit davon zu wandern. Er drehte seine Nase in die Höhe, um zu sehen, ob nicht aus einem Fenster ein Tröpfchen Gunst für ihn herunterfalle, aber er sah nichts als ein Licht, das erst die Treppe hinaufstieg, dann die Halle durchquerte und in einem hübschen Erker anhielt. Dort mußte also die schöne Dame wohnen. Da stand denn der arme Verliebte ganz melancholifiziert, ganz in Träume versunken wie angenagelt. Plötzlich aber ging oben das Erkerfenster auf. Das gab ihm einen Ruck; er dachte nicht anders, als daß seine Dame ihm ein Zeichen

geben wolle und wieder drehte er die Nase in die Höhe. Aber ohne den vorspringenden Erker, der ihm nun als Regenschirm dienen mußte, wäre er über und über mit kaltem Wasser übergossen worden, nicht zu reden vom Topf selber, von dem die Person, die dem Verliebten also den Kopf abzukühlen gedachte, auf einmal nur noch den Henkel in der Hand hielt. Jakob von Baune war nicht übel zufrieden, daß die Sache so abgelaufen war, und er blieb die Antwort nicht schuldig; er ließ sich platt auf den Boden fallen und stöhnte wie ein Sterbender. Dann blieb er steckensteif zwischen den Scherben liegen und stellte sich tot. Da hörte er, wie drinnen eine große Bewegung unter dem Gesinde entstand, das offenbar in großer Angst vor der Dame war, der sie den Streich gestehen mußten. Dann öffnete sich rasch die Türe, und die Dienerschaft schickte sich an, den tödlich Verwundeten aufzuheben und ins Haus zu befördern. Jakob mußte sich Gewalt antun, um nicht über seinen eignen Leichenzug, die Treppe hinauf, laut heraus zu lachen.

„Er ist schon kalt,“ sagte ein Page.

„Er ist ganz blutübergossen,“ bemerkte der Hausmeister, der ihn betastete und das Wasser für Blut hielt.

„Wenn er wieder zu sich kommt, will ich Sankt Gatian eine Messe stiften,“ gelobte der Schuldige.

„Unsre Frau ist nicht umsonst die Tochter ihres Vaters; wenn sie dich nicht aufhängen läßt, so wird es das geringste sein, daß sie dich aus ihrem Hause und ihrem Dienste jagt,“ bemerkte ein Dritter, „denn er ist wahrhaftig tot, er wäre sonst nicht so schwer.“

„So bin ich denn wirklich bei einer hohen Frau,“ dachte Jakob.

„Riecht er schon?" fragte der Junker, der das Unheil angerichtet hatte.

Wie sie also mit großer Mühe den Touraner die Wendeltreppe hinaufbeförderten, verfing sich einmal sein Wams in einem Haken des Geländers und unwillkürlich rief der Tote: „Achtung, mein Wams."

„Er hat gestöhnt," rief der Schuldige und atmete auf.

Die Dienerschaft der Frau Regentin — denn es war der Palast dieser Dame, der Tochter des verstorbenen Königs Ludwig des Eilften tugendhaften Angedenkens —, die Dienerschaft, sagte ich, trug Jakob von Baune in die Halle, wo sie ihn steckensteif über einen Tisch legten, überzeugt, daß der hübsche Sant zum letzten Male in seinem Leben gefensterlt hatte.

„Geht, lauft, ruft Ärzte herbei," befahl die Frau Regentin.

In weniger als einem Vaterunser waren sie die Treppe hinuntergestiebt, dann schickte die Königstochter ihre Frauen fort nach Salben, Wundleinwand, Hofmännischen Tropfen, kurz, nach tausend Dingen und blieb mit dem Toten allein. Sie betrachtete den schönen ohnmächtigen Mann, und indem sie seine stattliche Körperlichkeit und seine vom Tod keineswegs verstellten Züge heimlich bewunderte:

„Ah," rief sie aus, „Gott straft mich allzu hart. Für ein armes einziges Mal in meinem ganzen Leben, daß sich ein sündhafter und verdammlicher Wunsch in mir geregt, zürnt mir noch immer meine heilige Patronin und stibitzt mir den schönsten Edelmann, den ich je gesehen, vor der Nase weg. Aber, Herrgott Himmelsakrament, bei der Seele meines Vaters, ich werde sie alle aufhängen lassen, die an dem Unglück schuld sind."

„Hohe Frau," rief Jakob von Baune, indem er von der Tischplatte heruntersprang und der Regentin zu Füßen fiel, „ich lebe, um Euch zu dienen, und bin so wenig beschädigt, daß ich Euch für die Nacht so viele Seligkeiten verspreche, als das Jahr Monate hat, in Nachahmung jenes berühmten heidnischen Barons, des Herrn Herkules. Seit zwanzig Tagen," fuhr der Gesell fort, dem es schwante, daß er hier ein wenig lügen müsse, um seine Sache ins rechte Geleis zu bringen, „seit zwanzig Tagen," sagte er, „bin ich Euch, ich weiß nicht wie oft, begegnet, worüber ich bis zur Tollheit verliebt wurde, ohne, aus Ehrfurcht vor Eurer Person, den Mut zu finden, Euch nahe zu kommen; Ihr könnt Euch aber denken, wie berauscht ich sein mußte von Eurer königlichen Schönheit, um zuletzt diese Posse zu erfinden, dank welcher ich hier zu Euren Füßen liege."

Darauf küßte er diese mit äußerster Verliebtheit und sah zu der guten Dame auf mit einem Blick, daß sich ihr dabei das Herz im Leibe umdrehte.

Es ist eine verfluchte Sache um das Alter, nicht einmal auf Königinnen nimmt es Rücksicht. Die genannte Regentin aber, wie jedermann weiß, stand zurzeit in der Blüte ihrer Jugend, nämlich wohlverstanden jener zweiten Jugend der Frauen, die eine kritische und gefährliche Jahreszeit ist, woselbst die frömmsten, die bis dahin die Tugend selbet waren, gern einmal ausschlagen wie junge Füllen, wenn sie sicher sind, daß es außer Gott niemand erfährt; denn sie möchten gar nicht gern mit leeren Händen, mit leeren Herzen und was weiß ich mit was noch für Leerheiten in den Himmel kommen, ohne eine gewisse Sache, ihr wißt schon welche, näher kennen gelernt zu haben.

Die genannte Frau Regentin tat also gar nicht erstaunt bei dem Versprechen des jungen Manns, da königliche Personen ohnedies gewohnt sind, alle Portionen zwölffach zu bekommen, sondern bewahrte das gehörte Wort treu in ihrem Herzen oder auch an einem andern Örtchen, wo es ihr schon ganz kribbelig davon wurde. Darauf nötigte sie den Touraner sich zu erheben, welcher den Mut fand, der strengen Herrin zuzulächeln. Diese aber strahlte in der Majestät einer welkenden Rose, hatte Ohren wie von Juchtenleder und eine Hautfarbe wie ein Paar alte schwedische Handschuhe; dafür war sie aber königlich geschmückt und aufgetakelt, auch von wahrhaft königlichem Wuchs, von zierlichem Fuß und mächtigen Hüften, daß der Touraner immerhin hoffen konnte, in dem verdammten Glücksfall auf einige Verdecktheiten und Versteckheiten zu stoßen, die ihm die Einlösung seines Versprechens erleichtern könnten.

„Wer seid Ihr?“ fragte die Regentin, indem sie die Polizeimeistermiene des verstorbenen Königs aufsetzte.

„Ich bin Euer allertreuester Untertan, Jakob von Baune, der Sohn Eures Säckelmeisters, der trotz seiner redlichen Dienste in Ungnade gefallen ist.“

„Gut,“ antwortete die hohe Frau, „aber nun kuscht Euch wieder auf Eure Tischplatte, ich höre kommen, und es wäre nicht gut, wenn die Leute meines Hauses denken könnten, daß ich in dieser Posse und Narretei Eure Mitwisserin bin.“

Am Ton ihrer Stimme hörte der Fant, daß die gute Dame die Ungeheuerlichkeit seiner Liebe in Gnaden aufnahm. Er kletterte also wieder auf den Tisch und dachte bei sich, indem er sich steif machte, daß schon mancher Edelmann mittelst eines alten Steigbügels das Roß be-

stiegen hat, das man Glück bei Hofe nennt; damit tröstete er sich über sein eignes Glück.

„Es ist schon gut," sagte die Regentin zu ihren Zofen, „hier ist weiter nichts nötig, es geht dem Edelmann besser, sagen wir Gott und der allerheiligsten Jungfrau Dank, daß sie den Mord von meinem Hause abgehalten haben. Indem sie so sprach, streichelte sie das Haar des Geliebten, der ihr recht eigentlich vom Himmel gefallen war; dann nahm sie von dem Kölnischen Wasser oder wie man das Zeug damals genannt hat und rieb ihm ein wenig die Schläfen. Sie knüpfte ihm auch das Wams auf und unter dem Schein ärztlich mütterlicher Besorgtheit stellte sie bei sich fest, besser als ein geschworener Sachverständiger, wie zart und jung die Haut dieses prahlerischen Versprechers sich anfühlte. Die ganze Dienerschaft, Männer und Frauen, waren über dieses Gehaben ihrer Herrin nicht wenig erstaunt; aber Menschlichkeit ist königlichen Personen keine Schande.

Unterdessen richtete Jakob sich auf, spielte den Verwirrten, dankte in tiefster Demut der Regentin und beurlaubte die Physikusse, Pflasterschmierer, Quacksalber und andre schwarze Teufel, indem er erklärte, sich vollkommen erholt zu haben. Dann nannte er seinen Namen und wollte sich drücken, indem er die Frau Regentin angstvoll grüßte, wahrscheinlich, weil sein Vater in Ungnade war, vielleicht aber auch, weil ihr fürchterlicher Anblick ihn in Schrecken setzte.

„Noch einen Augenblick," sagte sie, „wer in mein Haus kommt, darf nicht empfangen werden, wie Ihr empfangen worden seid. Der Junker von Baune wird hier zu Abend essen," wandte sie sich an den Hausmeister. „Derjenige unter euch, der ihm so übel mitgespielt hat,

soll ihm auf Gnade oder Ungnade überlassen sein; wenn sich der Mann nicht von selber meldet, wird ihn der Hausprofoß unverzüglich zu finden wissen."

Bei ihren Worten trat der Leibwächter hervor, der sie auf ihrem Gang begleitet hatte.

„Hohe Herrin," sprach Jakob, „möge ihm Gnade und Verzeihung zuteil werden, da ich ihm ja das Glück verdanke, vor Euch zu stehen und die Gunst, in Eurer Gesellschaft zu Abend zu speisen, vielleicht sogar die, meinen Vater von neuem in sein Amt eingesetzt zu sehen, das ihm in Gnaden zu übertragen Eurem glorreichen Vater gefallen hat."

„Wohlgesprochen," erwiderte die Regentin. „Herr Topfausgießer," wandte sie sich an den Leibwächter, „du erhältst eine Kompagnie Bogenschützen, aber wirf nichts mehr zum Fenster hinaus in Zukunft."

Und die Regentin, schon dreiviertel verliebt in den Junker von Baune, nahm ihn huldreich bei der Hand und führte ihn in den Saal, wo bald das Essen aufgetragen wurde.

Indessen verfehlte Jakob nicht, reichlich Witz und Wissen auszupacken, seinen Vater zu rechtfertigen und sich selber vor der hohen Dame ins beste Licht zu stellen, die, wie jeder weiß, nach dem Beispiel ihres Vaters selig bei jeder Art Geschäft wenig Federlesens machte. Bei sich dachte Jakob von Baune, daß es wohl einige Schwierigkeiten haben werde, bei der Regentin zu schlafen, was eben nicht so einfach war; den Katzen war so was leichter gemacht, die fanden immer ein Dach oder eine Dachrinne über den Häusern, um sich dort nach Wohlgefallen anzumiauen. Er freute sich schon im geheimen, bei der Regentin auf seine Rechnung zu kommen, ohne das ver-

teufelte Dutzend, das er etwas unvorsichtigerweise versprochen, in barer Münze bezahlen zu müssen, weil es denn dazu doch nötig gewesen wäre, das ganze Hausgesinde beiseite zu bringen, um die Ehre zu retten. Nichtsdestoweniger war es ihm, wenn er zwischenhinein die Regentin mit kennerischem Blick musterte, angst und bange, ob er auch bestehen werde für den Fall, daß sie es darauf ankommen lasse. Ungefähr an dieselbe Sache dachte, zwischen all den höfischen Reden, auch die gute Regentin, der doch schon viel schwierige Dinge vorgekommen waren. Und da noch feine Redensarten drechseln zu müssen. Sie winkte plötzlich einem ihrer Sekretäre, so einem, der, was Staats- und Regierungsgeschäfte anbetraf, mit allen Hunden gehetzt war, und gab ihm Befehl, ihr während der Mahlzeit heimlich eine erfundene Botschaft zu überbringen.

Das Essen wurde aufgetragen, ohne daß die Herrin daran rührte, deren Herz übervoll war und dem Magen allen Platz wegnahm. Sie dachte nur an den schönen und gattlichen Mann und hatte nach nichts Appetit als nach ihm. Jakob aber aß für sieben aus mehr als einem Grund. Kommt dann plötzlich der Bote, und die Frau Regentin in ein Toben auszubrechen, wütige Blicke zu werfen und ganz in der Art des seligen Königs, zornig auszurufen: „Wird man denn nie einen Augenblick Ruhe haben in diesem Staat? Herrgottsakra, wird einem jede Feierstunde verdorben?" und dann aufzuspringen, mit großen Schritten auf und ab zu gehen.

„Meinen Zelter! Wo ist mein Stallmeister? Natürlich, er muß gerade jetzt in der Picardie sein." Dann, sich an Jakob wendend, „Ihr sollt mein Stallmeister sein, Herr von Baune. Ihr wollt dem König dienen, die Gelegenheit

ist gut. Himmelsakra, kommt. Ein Aufstand ist ausgebrochen, ich brauche treue Diener."

In kaum der Zeit, die ein alter Bettler gebraucht haben würde, um ein Dutzend Ave zu beten, war alles fertig, die Pferde gesattelt und gesäumt, die Regentin auf ihrem Zelter, der junge Touraner ihr zur Seite, und auf und davon im Galopp nach dem Schloß Amboise, ein großer Haufen Kriegsvolk hintendrein.

Um hier kurz zu sein und ohne Umschweife zur Hauptsache zu kommen, ist zu sagen, daß der Junker von Baune um ein Dutzend Klafterlängen von der Regentin entfernt einquartiert wurde, weit weg von den Mauern und Wällen. Die Hofleute aber und alles Volk fragte sich voll Verwunderung, wo denn nur der Feind versteckt sei; der Mann der Dutzendprahlerei, der sich beim Wort genommen sah, hätte es ihnen sagen können.

Im ganzen Königreich war die Tugend der Regentin bekannt und über jeden Verdacht erhaben. Die strenge Frau galt für mindestens so uneinnehmbar, um in einem damals geläufigen Sprichwort zu reden, wie die Festung von Péronne. Zur Stunde nun, da alle Feuer gelöscht, das ganze Schloß stumm und alles geschlossen war, die Ohren und die Augen, verabschiedete die Frau Regentin ihre Zofen und ließ ihren Stallmeister kommen, der sich wohl hütete, zu zögern. Dann saßen sie, die hohe Frau und der Abenteurer, unter dem Mantel des hohen Kamins, Seite an Seite auf der samtüberzogenen Bank, und die neugierige Regentin, indem sie den Junker mit einem zärtlichen Blick streichelte:

„Seid Ihr auch nicht in allen Gliedern zerschlagen?" fragte sie. „Es war recht grausam von mir, einem treuen Diener, den meine Leute vorher auf den Tod verwundet

hatten, gleich darauf einen zwölf Meilen weiten Ritt zuzumuten. Wahrlich, das tat mir so leid, daß ich nicht schlafen gehen mochte, ohne Euch vorher gesehen zu haben. Habt Ihr wirklich nicht Schmerz und Wunde?"

„Meine Ungeduld ist mein Leiden," entgegnete der Dutzendmann, „doch sehe ich wohl, meine hohe und schöne Herrin, daß Euer Diener Gnade gefunden hat vor Euren Augen."

„Hört einmal," sprach sie, „habt Ihr nicht ein wenig gelogen, als Ihr mir sagtet . . ."

„Was?"

„Als Ihr mir sagtet, daß Ihr mir wohl ein Dutzend Mal nachgefolgt wäret, in Kirchen und an andern Orten, wohin ich mich mit meiner Person verfügte."

„Aber ganz gewiß," antwortete er.

„Da muß ich mich füglich verwundern," erwiderte die Königstochter, „daß ich erst heut' einen braven Jüngling bemerkt habe, dem doch die Tapferkeit auf dem Gesicht geschrieben steht. Ich widerrufe nichts von allem, was Ihr etwa gehört haben mögt, als ich Euch auf den Tod verwundet glaubte. Ihr habt mein Wohlgefallen erregt, ich will Eure Wohltäterin sein."

Da merkte Jakob von Baune, daß die Stunde des kleinen Teufels, den die unwissenden Heiden Gott Amor nannten, gekommen sei; er warf sich der Regentin zu Füßen, küßte ihre Hände, ihre Knie und alles, und mit Küssen und Liebkosungen bewies er der etwas ältlichen Tugend seiner Herrscherin mit vielen treffenden Argumenten, daß eine Dame, die die Last eines Staates auf ihren Schultern trug, das Recht habe, sich einigermaßen zu wehren. Die Regentin aber wollte ihrer Souveränität nichts verdanken, sie wollte mit Gewalt genommen sein,

um die ganze Sünde auf ihren Geliebten abschieben zu können. Im übrigen könnt ihr euch denken, daß sie sich mit Wohlgerüchen und Spezereien weislich versehen hatte, recht wie eine Königin geschmückt war, und daß das Feuer der Liebe ihr aus allen Poren leuchtete und ihre Hautfarbe besser illuminierte, als die kostbarste Schminke. Auch geschah es, trotz ihrer Verteidigung, die ja nicht allzu ernst gemeint war, daß sie wie eine Rose genommen und auf das königliche Lager getragen wurde, allwo die gute Dame und der Junker von dem Dutzend die Brautnacht ihrer Gewissensehe im Sturm einläuteten.

Und da, unter Spiel und Kampf, unter Lachen und Gerauf, behauptete die Regentin, eher an die Jungfrauschaft der Königin Maria zu glauben, als an das Dutzendversprechen ihres Ritters. Jakob von Baune aber fand die hohe Dame unter den Bettüchern auf einmal gar nicht mehr alt, so hatte der Schein der Nachtampel sie verwandelt. Ach, so manche Frauen, die bei Tag fünfzig haben, haben um Mitternacht kaum zwanzig, wie andre, die um Mittag zwanzig sind, hundertjährig werden, wenn die Sterne aufgehen. Er war also glücklicher von diesem Zusammentreffen als einer, der zum Galgen geführt wird, von einer Begegnung mit dem König, und beteuerte von neuem seine Wette; die Frau Regentin aber war nicht wenig verwundert und versprach ihm, außer redlicher Mithilfe, die Herrschaft von Ridel-Alzay mit zugehörigen Lehen, sowie die Begnadigung seines Vaters, alles, wohl zu merken, wenn sie ihrerseits die Wette verlöre.

Jakob von Baune war ein guter Sohn, er sprach bei sich: „Das, um meinen Vater aus der Ungnade zu lösen, das für den Lehensbrief, das für die Zehnten und Gülden, das für den Wald von Alzay, item für das

Fischrecht, item für die Flußinsel, noch eins für das Weideland; gewinnen wir auch die Ablösung der Gerichtsbarkeit auf der Herrschaft Distelhofen, die mein Vater so teuer gekauft hat; dann für ein Hofamt . . ."

Als er ohne Hindernisse in der Abzahlung so weit gekommen war, fühlte er wohl, daß sein Beutel leer werde. Er sagte sich aber, daß es nicht nur um seine, sondern auch um die Ehre der Krone und des Königreichs gehe; darum gelobte er seinem Patron, dem heiligen Jakobus, auf Ridel-Alzay, das von da ab auch Fidel-Alzay genannt wurde, eine Kapelle zu seinen Ehren zu erbauen, und davon ermutigt leistete er der Regentin einen neuen Vasalleneid, er leistete ihn deutlich, aufrichtig und ohne Umschweife. Das letzte Wort aber und den Epilog gedachte der freche Touraner bis zum Erwachen aufzusparen, wo er seiner Lehensherrin ohnedies einen Morgengruß und Tribut schuldete als neugebackener Lehensmann von Ridel-Alzay. Das war wohl und weise gedacht, aber die Natur ist manchmal tückisch und unberechenbar; sie gebärdet sich oft geradezu wie ein Pferd, das, wenn es sich einmal hingeworfen hat und die Viere von sich reckt, durch keine Macht der Peitsche in die Höhe zu kriegen ist, das lieber krepiert, als sich rührt, sondern sich nur aufrichtet, wenn es ihm eben gefällt. Und siehe, als die Salutkanone von Schloß Alzay am andern Morgen die Tochter Ludwigs des Eilften begrüßen sollte, da wurde es, trotz aller schuldigen Reverenz ein blinder Schuß, womit übrigens im allgemeinen die Souveräne begrüßt zu werden pflegen. Aber die Regentin, die sich nun von ihrem Lager erhoben und mit Jakob von Baune an den Frühstückstisch gesetzt hatte, beschwerte sich höchlich über den mangelhaften Morgensalut und behauptete, wenn auch nur, um ihren

Stallmeister ein wenig zu necken, daß er weder seine Wette noch infolgedessen Lehensherrschaft und was davon abhängen sollte, gewonnen habe.

„Beim heiligen Leib des heiligen Praktikus," rief der Junker, „Ihr werdet nicht leugnen, daß ich fast gewonnen habe; doch weder Euch, hohe Herrin, noch mir steht es an, in eigner Sache Richter zu sein. Unser Fall ist aber ein Allodialfall und gehört vor Euren hohen Rat, da das Lehen von Ridel-Alzay reichsunmittelbar von der Krone abhängt."

„Bei der heiligen Jungfrau," schwur die strenge Frau lachend, und es kam selten vor, daß sie lachte, „ich mache Euch zu meinem Hausverwalter, ich stelle die Verfolgung Eures Vaters ein, ich belehne Euch mit der Herrschaft Alzay und verschaffe Euch ein Hofamt beim König, wenn Ihr Euch getraut, die Sache, ohne meiner Ehre nahe zu treten, vor den hohen Rat zu bringen. Aber wenn Ihr auch nur mit einem einzigen Wörtlein, nur mit einem Spritzerchen den blanken Schild meiner Frauenehre trüben solltet, so schwöre ich ..."

„Gehängt will ich werden," rief der Mann vom unvollständigen Dutzend, indem er ebenfalls lachte, „gehängt will ich werden, wenn meine hohe Herrin auch nur eine Spur von Unwillen gegen mich empfinden sollte."

In der Tat war es der Tochter Ludwigs des Eilften vielmehr um ihren königlichen Vorteil zu tun, als um ein vollzähliges oder nicht vollzähliges Dutzend von Zuckernüssen oder Knackmandeln, woraus sie sich in Wahrheit gar nichts machte, besonders jetzt im Augenblick, wo sie sich daran satt gegessen hatte, ohne, wie sie bestimmt dachte, den königlichen Beutel dafür aufmachen zu müssen. Sie verzichtete darum darauf, es noch einmal, wie ihr

der Touraner anbot, auf die Wette ankommen zu lassen. Auch war sie als Weib viel zu neugierig darauf, was er dem hohen Rat für eine Rede vorbringen werde.

„So werde ich also sicher", sprach der Geselle, „Euer Hausverwalter sein."

Die Schloßhauptleute, Sekretäre, Räte und andres Volk, die durch Amt und Dienst der Regentin verpflichtet waren, hatten sich alle zusammen, nachdem sie mit Erstaunen die plötzliche Abreise ihrer Herrin vernommen, unverweilt auf den Weg nach Schloß Amboise gemacht, voll Neugierde, was diesen überstürzten Aufbruch veranlaßt habe, und hielten sich hier in aller Frühe zur Ratssitzung bereit, wozu die Regentin sie auch sofort zusammenrief, um jeden Verdacht zu vermeiden, als ob sie gewillt sei, ihrer zu spotten. Sie band ihnen auch keine andre Bären auf, als die Hochweislichen sich freiwillig aufbinden ließen. Gegen Ende der Sitzung erschien der neue Wappenträger, um seine Herrin zurückzubegleiten. Die hohen königlichen Räte hatten sich bereits von ihren Sitzen erhoben, der kühne Touraner aber nahm ohne Umstände das Wort und bat sie um ihr Urteil in einer Streitfrage, die sowohl für ihn als für das königliche Krongut von höchster Wichtigkeit wäre.

„Er spricht die Wahrheit," sagte die Regentin, „hört ihn."

Und ohne sich um die Formenfaxen und andern Hokuspokus eines hohen Gerichtshofs weiter zu kümmern, begann Jakob von Baune ungefähr folgendermaßen seine Rede:

„Sehr edle Herren, ich bitte euch inständigst, mir aufmerksamst zuzuhören, wenn ich auch gleich nur von Nußschalen reden werde, und mir die Ungefügigkeit meiner

Rede in Gnaden zu verzeihen. Ein Edelmann, der mit einem andern Edelmann in seinem Baumgarten lustwandelte, gewahrte vor sich einen schönen Nußbaum Gottes, einen Nußbaum, wohlgewachsen, schön zu sehen und anzuschauen, wenn er auch gleich ein wenig hohl war, einen grünen, frischen Nußbaum, der einen guten Geruch ausstreute, einen Nußbaum, der auch euch angestanden haben würde, wenn ihr ihn gesehen hättet — ein wahres Wunder von einem Nußbaum, der wahrlich dem Baum der Erkenntnis glich, dem Baum des Guten und des Bösen, den der Herr unser Gott verboten hatte und um dessentwillen unsre Stammutter Eva mitsamt ihrem Herrn Gemahl aus dem Paradies verstoßen wurde. Dieser Nußbaum, meine ehrwürdigen und hohen Herren, wurde der Gegenstand eines kleinen Streits zwischen den beiden Edelleuten und einer wichtigen Wette, wie man sie unter Freunden einzugehen pflegt. Der jüngere von beiden rühmte sich, in die Krone des belaubten Nußbaums zwölfmal hintereinander einen Stock zu werfen, den er in der Hand trug, wie jeder von uns gelegentlich einen Stock in der Hand trägt, wenn er in seinem Baumgarten lustwandelt; und verschwur sich, mit jedem Wurf des genannten Stocks wolle er unfehlbar eine Nuß herunterwerfen . . . Habe ich den Streitpunkt klar und richtig expliziert, definiert und annunziert?“ fragte er mit einer leichten Wendung gegen die Regentin.

„Ja, meine Herren,“ nickte diese, erstaunt über die Gewandtheit ihres Stallmeisters.

„Der andre wettete dagegen,“ fuhr der Touraner fort. „Und also fing der erste an zu werfen und warf seinen Stock mit solcher Zuversicht und Gewandtheit und also geschickt und sicher, daß alle beide ihr Vergnügen

dran hatten. Und siehe, durch die besondere Gunst der Heiligen, die ohne Zweifel desgleichen ein Vergnügen hatten, sie an der Arbeit zu sehen, geschah es, daß bei jedem Streich eine Nuß zur Erde fiel, und waren zuletzt ein volles und rundes Dutzend Nüsse. Doch wollte es das Unglück, daß die letzte Nuß hohl war, ohne Keim und Samen, woraus ein neuer Nußbaum hätte kommen können, wenn ein Gärtner sie in die Erde gelegt hätte. Hat nun der Mann mit dem Stock gewonnen? Dixi, ich habe gesprochen. An euch, meine Herren, das Urteil."

„Alles ist gesagt," antwortete der hochgelahrte und beider Rechte Doktor, mit Namen Fumatus, sive Rauchfleisch, ein Touraner, der zurzeit die Siegel des Königreichs in Verwahrung hatte. „Dem andern bleibt nur eines übrig . . ."

„Was," fragte die Regentin hastig.

„Zu bezahlen, hohe Herrin."

„Er ist allzu fein," sprach die Regentin, indem sie ihrem Stallmeister einen leisen Backenstreich versetzte; „er kommt sicher eines Tags an den Galgen."

Sie dachte zu scherzen. Aber ihr Wort wurde das wahrhaftige Horoskop des Stallmeisters, der, nachdem er auf der Staffel der königlichen Gunst höher gestiegen war als manch einer, zuletzt noch die Leiter hinaufstieg, wo oben der hänfene Strick hängt, und zwar infolge der Rache eines andern alten Weibs und der niederträchtigen Verräterei eines Herrn von Ballin, seines Schreibers, dessen Glück er gemacht hatte. Dieser Ganelon und untreue Diener lieferte, wie erzählt wird, der Herzogin von Angoulême die Quittung aus für das Geld, das ihr Jakob von Baune ausgezahlt hatte, der unterdessen Baron von Semblançay, Schloßherr von Carte und Alzay und

einer der höchsten Würdenträger des Staats geworden war. Von seinen zwei Söhnen war der eine Erzbischof von Tours, der andre Obersäckelmeister des Staats und Gouverneur des Lands Touran. Aber das hat mit dieser Geschichte am Ende nichts zu tun.

Um auf diese zurückzukommen, so ist zu sagen, daß die Frau Regentin, die Regentin ein wenig spät und Frau noch später geworden war, mit großer Befriedigung die hohe Wissenschaft und Tüchtigkeit in öffentlichen Geschäften bei ihrem Günstling und Geliebten gewahr wurde; sie machte ihn zum Verwalter der königlichen Kasse, in welchem Amt er sich so umsichtig zeigte, und auf fast mirakulöse Art die königlichen Taler verdutzendfachte, daß er eines Tags zum Generalverwalter der Finanzen ernannt wurde, die er ebenfalls sehr vermehrte, fast wie seine eignen, die er darüber keineswegs vergaß, was nur recht und billig war. Auch zahlte die gute Regentin ihre Wette und ließ ihrem Stallmeister die Herrschaft von Fidel-Alzay ausliefern, dessen Schloß, wie jedermann weiß, als erstes in Touran von bombardierenden Kanonieren zusammengeschossen war. Wegen dieses höllischen Wunders mit Blitz und Donner wären die neumodischen Kriegskumpane vor dem geistlichen Gericht des Kapitels, wenn der König sich nicht dazwischen gelegt hätte, fast als Ketzer und der teuflischen Zauberei überwiesen, verurteilt worden.

Der Baron von Semblançay baute das neue Schloß mitten in den Fluß Indre hinein, nur weil ein Nachbar, der königliche Generalpächter Bohier, das Schloß Chenonceaulx sozusagen rittlings über dem Fluß errichtet hatte; er baute sein Schloß auf Pfähle und so fest und wohlgefügt, daß es heute noch aufrecht steht, als das schönste Kleinod

dieses freundlichen grünen Flußtals. Jakob von Baune gab dafür auch dreißigtausend Taler aus, die Frondienste seiner Untergebenen ungerechnet. Ihr müßt aber wissen, daß dieses Schloß eines der schönsten, der herzigsten, der entzückendsten, eines der kunstreichst erbauten Schlösser des entzückenden Touraner Lands ist und sich gleich einem fürstlichen Liebchen in der Indre badet bis auf den heutigen Tag, geschmückt mit spitzbogigen Fenstern und Altanen, wie Spitzen gearbeitet, mit stolzen Kriegern auf den Türmen, die sich als Wetterfahnen drehen, weil sich nichts so leicht nach dem Winde dreht wie ein Kriegsmann. Dennoch war es noch nicht ganz vollendet, als der gute Semblançay gehängt wurde, auch hat sich niemand seither gefunden, der genug Taler gehabt hätte, um es vollends auszubauen. Das Schloß hat trotzdem den König Franziskus, den ersten dieses Namens, als Gast beherbergt, und noch heut' zeigt man das Zimmer, worin der König geschlafen hat. Der gute Semblançay, derselbe, der später gehängt wurde, erfreute sich der Gnade, vom König nicht anders als „mein Vater" angeredet zu werden, so ehrwürdig war sein Aussehen im Schmuck seiner weißen Haare. Als nun der König, den der Baron Semblançay zärtlich liebte, sich damals anschickte, schlafen zu gehen, sagte er zu seinem Wirt, da eben die Schloßglocke Mitternacht schlug:

„Es scheint, daß Eure Uhr Zwölf schlägt, mein Vater."

„Ach, königlicher Herr," antwortete der Säckelmeister und Finanzverwalter, „zwölf wohlgezählten und wohlgezielten Schlägen eines Hammers, der jetzt alt und morsch ist, verdanke ich mein Baronat, das Geld, womit ich mein Schloß erbaut habe, und die Ehre, Euch zu dienen."

Der gute König war neugierig, was diese rätselhaften Worte sagen wollten, und indessen er unter die Bettücher kroch, erzählte ihm Jakob von Baune die Geschichte, die ihr bereits kennt.

Der genannte König Franz der Erste war ein großer Freund von guten Geschichten und die seines Wirts fand er besonders drollig und erlustigte sich um so mehr darüber, als um diese Zeit seine Frau Mutter, die Herzogin von Angoulême, auch eine zweite Jugend in sich spürte und dem Konnetable von Bourbon nicht wenig zusetzte in Absicht eines oder mehrerer Dutzend, wovon ihr wißt. Das aber war die böse Liebe einer bösen Frau, wodurch das Königreich in Gefahr kam, der gute König gefangen wurde und der arme Semblançay, wie ich es schon gesagt habe, am Galgen baumeln mußte.

Ich habe es mir besonders angelegen sein lassen, deutlich darzutun, wie das Schloß von Fidel-Alzay gebaut wurde, daß jedermann erkenne Grund und Ursprung des außerordentlichen Reichtums, mit dem Semblançay die Welt in Erstaunen setzte und den er zum Teil aufwandte zum Schmuck und zur Zierde seiner Vaterstadt, wo er denn auch mit ungeheuren Summen die beiden Türme der Kathedrale ausbauen ließ.

Auf dem genannten Schloß Alzay aber wurde die lustige Geschichte nie anders erzählt und sie hat sich fortgepflanzt von Vater zu Sohn, von einem Schloßherrn zum andern. Und also könnt ihr sie heute noch dort hören. Die Spatzen auf der Dachtraufe erzählen sie und die königlichen Bettgardinen kichern sie — man hat sie aus Ehrfurcht unberührt gelassen bis auf den heutigen Tag. Es ist deshalb erstunken und erlogen, wenn man, wie einige möchten, das genannte „Touraner Dutzend“

einem deutschen Ritter zuschreibt, der dadurch das Herzogtum Österreich an das Haus Habsburg gebracht haben soll. Derjenige neuere Schriftsteller, der diese **Mystificatio**, will sagen diesen Mist, ausgegraben hat, hat sich trotz seiner Gelehrsamkeit von obskuranten Chronisten an der Nase führen lassen; denn die Kanzlei des römischen Reichs tut in ihren Akten und Protokollen dieses Modus bei der Erwerbung Österreichs keinerlei Erwähnung. Was ich aber dem genannten neueren Schriftsteller besonders übel nehme, ist der Umstand, daß er uns glauben machen wollte, ein deutscher Bierschlauch könnte ein Werk leisten, dessen nur ein touranischer Weinhahnen fähig ist. Und also habe ich mich aufgerufen gefühlt, zum Vorteil des Lands, zum Ruhm von Fidel-Alzay oder Allzeit-Fidel, zur Ehre des Schlosses und zu Gunsten der Fama des Hauses von Baune, wovon andre berühmte Geschlechter sich abgezweigt haben, die Geschichte in ihrer wahren historischen und honorischen wie auch integren, d. h. unverdreckten Gestalt wiederherzustellen. Sollte es nun schönen Damen einfallen, dem Schlosse Fidel-Alzay daraufhin einen Besuch abzustatten, so kann ich ihnen die Versicherung geben, daß sie immer noch einige der gedachten Dutzende, wenn auch stark verzettelt, in dem schönen Lande antreffen werden.

Wie eine schöne und tugendsame Frau zur Hure gemacht werden sollte.

Über die Ermordung des Herzogs von Orleans, des Bruders Karls VI., kennen nur wenige die volle Wahrheit. Dieser gewaltsame Tod hatte verschiedene Ursachen, deren wichtigste aber ist der Gegenstand folgender Geschichte.

Dieser Prinz war, daran ist kein Zweifel, der größte und unverschämteste Matratzenheld, der geriebenste Lüstling und Wüstling aus dem königlichen Geschlecht des weiland heiligen Ludwig, der zu seinen Lebzeiten König von Frankreich war, ohne übrigens diejenigen mit Feuer und Schwert zu vertilgen, die es den lasterhaftesten Ausschweiflingen dieser illustren Familie gleich taten, als welche Familie mit den lästerlichen und auch sonst ganz besonderlichen Eigenschaften unsrer braven und immer lustigen Nation so verwandtschaftlich verwachsen ist, daß man sich eher die Hölle ohne den Junker Teufel denken kann, als das schöne Frankreich ohne diese tapfern, glorreichen und unwiderstehlichen Unterrockshelden und Strohsackpurzler von Königen. Lacht also mit mir, meine Freunde, nicht nur über die armseligen Philosophaster, die behaupten, unsre Väter seien besser gewesen wie wir, sondern auch über die Leimsieder von Philanthropaster, die den Satz vertei-

digen, daß die Menschen in der Vervollkommnung fortschritten. Das sind alles Blinde, die das Gefieder der Austern und die Muschelschalen der Vögel gar schlecht beobachtet haben, als welche sich in alle Ewigkeit nicht ändern, so wenig wie unser eignes Gehaben und Gebaren. Darum eßt warm, trinkt frisch, lacht lieber als ihr weint, und bedenkt, daß eine Unze Schwartenmagen mehr wert ist als ein Zentner Melancholie.

Die Ausschweifungen des genannten Prinzen, des Geliebten der Königin Ilsebill, die sich wahrlich aufs Handwerk verstand, verwickelten ihn in mancherlei ergötzliche Abenteuer; denn dieser königliche Sprößling war stets zu den tollsten Tollheiten aufgelegt, er hatte einen wahrhaft alcibiadischen Witz und war mit einem Wort ein echter Franzose der alten Rasse.

So war er es, der zuerst den Gedanken faßte, sich auf den Poststationen nicht nur Pferde, sondern auch Weiber in Bereitschaft halten zu lassen, derart, daß, wenn er von Paris nach Bourdeaulx reiste, er überall, wo er aus dem Sattel stieg, außer einer guten Mahlzeit auch ein Bett vorfand, nicht nur mit weißem Leinen, sondern auch mit weißen Armen und Beinen. Der glückliche Prinz. Er starb im Sattel. Und im Sattel hatte er sein Leben verbracht, die Zeit zwischen den Bettüchern mit eingerechnet. Von seinen ausgelassenen Possen aber hat der allerfürtrefflichste König Loys der Eilfte eine der verwunderlichsten in das Buch der „Hundert Neuen Historien" eingeschmuggelt, welche kostbaren Geschichten während seiner Verbannung in Burgund unter den Augen des Prinzen niedergeschrieben wurden, während er und sein Vetter Karl, wenn sie bei der Vesper Langweile hatten, sich die galanten Hofgeschichten ihrer Zeit erzählten, und

die Höflinge, wenn es an wahrhaftigen fehlte, ihnen erfundene zum besten gaben, eine toller als die andre. Aus schuldigem Respekt vor dem königlichen Blut hat der genannte Prinz Loys die Sache, die der Dame von Cany zugestoßen ist, einem Bürgersmann in die Schuhe geschoben und zwar unter dem Titel „Die Kehrseite der Medaille“, wie jedermann in den „Hundert Neuen Historien“ nachlesen kann, wo sie eine der lustigsten und best gedeichselten ist und nicht mit Unrecht an der Spitze der ganzen Sammlung steht.

Hört nun aber die meinige.

Hatte da der mehrfach genannte Herzog von Orleans einen treuen Diener und Vasallen, der ein picardischer Edelmann war, genannt Raoul von Hocquetonville. Dieser heiratete, sehr zum Schaden des Herzogs, ein Fräulein aus dem herzoglichen Hause von Burgund, die im Gegensatz zu dem, was bei reichen Erbtöchtern herkömmlich ist, von einer so verblüffenden Schönheit war, daß in ihrer Gegenwart alle Damen des Hofs, die Königin und Prinzessin Valentine nicht ausgenommen, wie in den Schatten gestellt erschienen. Aber die reiche Sippschaft und Erbschaft, wie auch Schönheit und anmutsvolles Wesen waren das geringste bei der Dame von Hocquetonville; diese seltenen Vorzüge erhielten durch eine engelhafte Unschuld, keusche Erziehung und anmutsvolle Bescheidenheit erst ihre Weihe und wahren Wert.

Der seltene Blütenschmelz dieser vom Himmel gefallenen Blume stach alsobald dem Herzog in die Augen, der sich an ihrem Duft bis zur Tollheit berauschte. Er verfiel in Melancholie, fand auf einmal alle Hurenhäuser stinkend, und wenn er seiner Bayerin, der Königin Ilsebill, die doch kein schlechter Brocken war, noch hie

und da ihren Gefallen tat, geschah es nur mißmutig und widerwillig. Er geriet nach und nach in eine wahre Wut und schwur, daß er, sei es mit geheimer Zauberei oder offenbarer Gewalt, mit List und Hinterlist — oder auch mit ihrer einfachen Einwilligung, die sehr anmutreiche Dame haben wolle, als welche allein schon durch ihre graziöse Erscheinung ihm Schlaf und Ruhe raubte, daß all seine Nächte trist und trostlos wurden.

Er begann zunächst damit, sie mit zuckrigen Worten zu ködern, erkannte aber bald an ihrem heiteren und offenen Wesen, daß sie bei sich fest entschlossen war, tugendhaft zu bleiben; sie zeigte gar kein Erstaunen über seine Anträge und trug auch nicht nach der Art dummer Gänse eine geheuchelte Entrüstung zur Schau.

„Mein hoher Herr," sagte sie lächelnd, „ich muß Euch frei heraus erklären, daß ich mit unerlaubter Liebe nichts zu tun haben will, nicht aus Verachtung der Ergötzungen, die man uns dabei verspricht, und die wahrlich nicht gering sein müssen, da eine Menge Frauen alles dieser Sache opfern, sich und ihr Haus, Ehre, Zukunft und Glück, vielmehr allein aus Liebe zu meinen Kindern, denen ich Vorbild und Exempel sein soll. Ich will nicht, daß mir die Schamröte auf die Stirne tritt, wenn ich einst meinen Töchtern einrede, daß unsre wahre Glückseligkeit allein in der Tugend liegt. Und sehet, hoher Herr, da wir mehr alte Tage haben als junge, müssen wir nicht mehr an jene denken als an diese! Durch diejenigen, so mich erzogen haben, habe ich das Leben nach seinem wahren Wert schätzen gelernt und weiß, daß alles darin vergänglich ist, außer die ehrbaren Zuneigungen in der Familie. Ich bedarf der Achtung aller, mehr als jede aber die meines Gemahls, der für mich die Welt ist. Darum bin ich ent-

schlossen, ehrbar zu bleiben in seinen Augen. Ihr kennt nun meinen Bescheid, hoher Herr, und so bitte ich Euch inständig, mich in Frieden meinen häuslichen Pflichten nachgehen zu lassen; wenn nicht, so will ich ohne Erröten alles meinem Herrn und Meister gestehen, der sich auf der Stelle von Euch zurückziehen wird."

Auf diese tapfere Rede hin wurde der Bruder des Königs nur noch verliebter und er beschloß bei sich, der edlen Frau eine Falle zu stellen, wo sie unfehlbar, tot oder lebendig, in seine Gewalt fallen mußte. Er war sicher, daß ihm das vornehme Wild nicht entgehen werde. Denn er rühmte sich mit Recht einer großen Wissenschaft und Gelahrtheit in dieser Art Jagd und Venerie, der lustigsten von allen, wo man Witz und List aller andern Jagden brauchen kann, da, wohlgemerkt, das hübsche Wild sich auf alle Arten fangen läßt: mit der Hatz, mit Vorspiegelungen und mit Lockfeuern, bei Nacht und bei Tag, in der Stadt und auf dem Lande, im Dickicht und an Flußufern, mit Netzen am Boden und mit hochsteigenden Falken, auf dem stillen Anstand und mit Hussassa und Halali, mit dem Schießgewehr und mit Lockvögeln, mit Angeln, mit Schleiern und Leimruten, mit Schalmeien und Hörnern, im Schlaf und im Flug, mit Fallen und Fangeisen, kurz, mit allen Listen und Hinterlisten, die man seit der Verbannung Adams aus dem Paradies erfunden hat. Und zuletzt erhalten sie den Gnadenstoß, die armen Opfer.

Der königliche Frechling piepste also nicht mehr von seiner Liebe, aber er wußte es so einzufädeln, daß die Dame von Hocquetonville ein Amt in der Hofhaltung der Königin übertragen erhielt. Und da begab es sich nun eines Tags, daß die mehrfach genannte bayerische Ilsebill nach Vincesne ging, um den kranken König zu besuchen,

also daß der Herzog als Herr ihres Palastes allein zurückblieb. Bestellte nun der königliche Sallensteller für diesen Abend beim Koch ein wahrhaft königliches Mahl und gab Befehl, daß es in den Gemächern der Königin aufgetragen werde. Dann ließ er seine spröde Dame durch einen Pagen der Königin nach dem Schloß ordinieren. Die Gräfin von Hocquetonville dachte nicht anders, als daß sie in Angelegenheiten ihres Amts oder als Gast einer augenblicklich ersonnenen Belustigung von der Frau Königin gerufen werde und kam in aller Eile herbei. Der heimtückische Liebhaber hatte Anstalt getroffen, daß niemand sie von der Abwesenheit ihrer Patronin unterrichten konnte, und so begab sie sich unverzüglich nach dem Saal des Palastes, der an das Schlafzimmer der Königin grenzte. Dort fand sie den Herzog von Orleans allein. Sie argwohnte sofort ein tückisches Unternehmen und trat rasch in das Schlafzimmer, fand aber keine Königin, sondern hörte nur hinter sich das satanische Lachen des Herzogs.

„Ich bin verloren," sprach sie bei sich.

Dann wollte sie fliehen.

Aber der ausgelernte Frauenjäger hatte überall ergebene Diener aufgestellt, die, ohne zu wissen worum es sich handelte, alle Türen des Schlosses verriegelten und verbarrikadierten. Und wahrlich, die Dame von Hocquetonville wäre in einer Wildnis besser daran gewesen, als in diesem Palast, der so groß war, daß er ein ganzes Viertel von Paris einnahm und wo sie sich, außer von Gott und den Heiligen, von aller Hilfe verlassen sah. Da verzagte ihr Mut und zitternd am ganzen Körper sank die arme Dame in einen Stuhl, während der Prinz langsam, langsam, mit der heitersten Miene von der Welt

die Fäden, die er so fein gesponnen, zusammenzuziehen begann. Als aber der Herzog Miene machte, ihr nahe zu treten, zu nahe zu treten, erhob sie sich stolz, gebrauchte ihre Zunge als Schwert und ihre Blicke als Dolche.

„Ihr werdet mich haben, aber nicht bei lebendigem Leibe," rief sie aus. „Ach, hoher Herr, zwingt mich nicht zu einem Kampfe, dessen Ausgang keinen Zweifel leidet. Noch ist die Möglichkeit, mich zurückzuziehen, ohne daß der Graf von Hocquetonville den Schimpf ahnt, den Ihr mir für immer angetan habt. Ihr, Herr Herzog, schaut viel zu viel in die Augen schöner Frauen, um noch Zeit übrig zu haben, den Blick der Männer zu studieren. Ihr seid ohne Ahnung, wer der ist, der Euch so treu dient. Der Herr von Hocquetonville ist im stande, sich für Euch in Stücke hauen zu lassen, so sehr ist er Euch ergeben aus Dankbarkeit für Eure Wohltaten und auch weil Ihr ihm besser gefallt, als ein andrer. Aber so stark wie seine Liebe, so heftig ist sein Haß, und ich bin überzeugt, daß er Manns genug ist, Euch ohne Furcht den Schädel zu spalten für einen einzigen Angstschrei, den ich Euretwegen ausstoßen müßte. Wollt Ihr meinen Tod und den Eurigen, Ungeheuer? Seid sicher, daß ich mein Unglück nicht würde verheimlichen können, es würde sichtbar auf meiner reinen Stirne geschrieben stehen. Und nun, noch einmal, wollt Ihr mich freigeben oder nicht?"

Der Wüstling tat einen hellen Pfiff, das war seine ganze Antwort. Die Dame aber stürzte in das Zimmer der Königin, dort ergriff sie — das Zimmer war ihr ein bekannter und vertrauter Ort — ein eisernes Werkzeug mit scharfer Spitze; und als der Herzog ihr folgte, um zu sehen, was ihre Flucht zu bedeuten habe:

„Wenn Ihr diesen Strich überschreitet," rief sie ihm entgegen, indem sie auf eine Fuge des Fußbodens deutete, „so werde ich mich töten, seid dessen sicher."

Der Herzog aber nahm in aller Gelassenheit einen Stuhl und fing an zu unterhandeln und auf sie einzureden, in der Hoffnung, die Lebensgeister des scheuen Weibs aus ihrer kühlen Ruhe aufzupeitschen, und durch verführerische und laszive Bilder ihr Gehirn, ihr Herz und all ihr Blut in Aufruhr zu bringen. In wohlgesetzten und feingewählten Ausdrücken, wie es Prinzen gewohnt sind, erklärte er ihr, daß den tugendhaften Frauen die Tugend wahrlich allzu teuer zu stehen komme, indem sie, mit Rücksicht auf eine unsichere Zukunft, die höchsten Ergötzlichkeiten der Gegenwart verschmähten; denn ihre Eheherren hüteten sich wohl aus Gründen der hohen Politik, will sagen Politik der Ehe, ihre Neugierde zu reizen und hielten die Schatulle mit den wahren Kleinodien der Liebe aufs sorgfältigste vor ihnen versteckt. Denn diese Kleinodien hätten ein allzu heftiges Feuer und strahlten eine solche Wonne und wollüstige Regung in Herz und Hirn, daß es so einer armen Frau aus den lauen Regionen der Häuslichkeit dabei wind und wehe würde. Eine solche Ehemanns- und Ehestandspolitik sei aber eine rechte Scheußlichkeit von seiten des Gemahls, der im Gegenteil, aus Dankbarkeit für das tugendsame Leben und die unschätzbaren Verdienste der Frau, sich kreuzlahm und lendenlahm arbeiten müßte, um ihr, im üppigsten Übermaß, die seltensten und ausgesuchtesten Leckerbissen der Liebe auf ihren Tisch zu besorgen. Er versicherte ihr, wenn sie erst die leckeren Dinge kennen lernte, die ihr bis jetzt böhmische Dörfer waren, so würde sie gern all ihr übriges Leben für einen Pfifferling hingeben, und dann schwur er, wenn

sie ihm zu Willen sein wolle, stumm zu sein wie das Grab, so daß sie den Handel in jedem Sinn wagen könne.

Als der geriebene Lüstling sah, daß sich die Dame keineswegs die Ohren verstopfte, fing er an, ihr im Stil der Arabesken- und Grotesken-Malerei, die damals sehr beliebt war, die lasziven Erfindungen der famosesten Ausschweiflinge zu schildern und auszumalen. Seine flammenden Worte begleitete er mit flammenden Blicken, immer einschmeichelnder wurde seine Rede, er berauschte sich selber an der Erinnerung seiner wahrhaft satanischen Laster wie derjenigen seiner edlen Freunde. Mit nichts verschonte er die Dame von Hocquetonville, nicht einmal mit den lesbischen Schleckereien und Leckereien auf der Tafel der Königin Ilsebill. Immer einschmeichelnder, immer eindringlicher wurde die Eloquenz des Versuchers, und einen Augenblick schien es ihm, als ob seiner Dame die scharfe Waffe aus der Hand gleiten wolle. Er trat ihr rasch näher. Sie aber war voll Scham, daß er sie über einer augenblicklichen Träumerei ertappt hatte:

„Schöner Herr," sagte sie, „ich danke Euch. Ihr lernt mich meinen edlen Gemahl doppelt und dreifach lieben; aus Euren Reden ersehe ich, wie hoch er mich achtet und welche Ehrerbietung er mir erzeigt, indem er es verschmäht, das eheliche Lager mit den Gemeinheiten und Scheußlichkeiten verworfener Dirnen und den Hurensitten von Euresgleichen zu beschmutzen und zu verunehren. Ich hielte mich für geschändet und der ewigen Verdammnis sicher, an solche unreinen Sachen nur zu denken. Etwas andres ist die Frau und etwas andres das Liebchen eines Manns."

„Dennoch wette ich," sagte der Herzog lächelnd, „daß Ihr von heute ab Eurem Gemahl bei dem gewissen Spiel lebhafteren Widerpart leisten werdet."

Die Dame erbebte am ganzen Körper bei diesen Worten.

„Ihr seid ein Monstrum," rief sie aus. „Ich verachte und verabscheue Euch! Meine Ehre könnt Ihr mir nicht nehmen, dafür wollt Ihr mir meine Seele besudeln. Ah, hoher Herr, diese Stunde wird Unheil über Euch bringen.

Wenn ich auch zu verzeihen wüßt',
Euch Gott vermaledeien müßt'!

Seid nicht Ihr es, der das Verslein gemacht hat?"

„Schöne Frau," sprach der Herzog blaß vor Zorn, „ich kann Euch binden lassen . . ."

„Oh nein," rief sie, indem sie ihr Eisen schwang, „ich halte meine Freiheit in meiner Hand."

Der Lotterbube lachte.

„Habt keine Angst," sagte er, „ich kann Euch mit den Gemeinheiten und Scheußlichkeiten verworfener Dirnen, wovor Euch so sehr graut, und mit den Hurensitten von meinesgleichen, wie Ihr liebenswürdig sagt, in allernächste Berührung bringen."

„Nicht bei lebendigem Leibe."

„Im Gegenteil, mit Leib und Seele. Mit Seele und Leib sollt Ihr dabei sein, auf beiden Beinen, mit beiden Händen, mit Euren beiden Brüsten wie Elfenbein, mit Euren beiden Schenkeln, weiß wie Schnee, mit Euren Zähnen, mit Euren Haaren, mit allem . . . Freiwillig sollt Ihr dabei sein und schamlos Eurer Lüsternheit die Zügel schießen lassen, einer wildgewordenen Stute gleich, die wiehernd über alle Stränge schlägt, aufsteigt, sich bäumt, die Nüstern bläht . . . ich schwöre es bei St. Lucifer."

Und wieder pfiff er. Den Leibdiener, der erschien, nahm er auf die Seite und befahl ihm insgeheim, den

Herrn von Hocquetonville aufzusuchen, ferner den Savetz, den Tannepurg, den Hinzpeter und andre feine Gesellen seiner Bande und sie hierher zum Nachtmahl einzuladen, danach aber, wenn das geschehen, eine Anzahl hübscher Weiberhemden nebst Inhalt herbeizuschaffen.

Er selber kehrte wieder auf seinen Stuhl zurück in einer Entfernung von zehn Schritten von der Dame, die er, auch während er heimlich mit dem Pagen verhandelte, nicht aus dem Auge verloren hatte.

„Raoul ist eifersüchtig," sagte er, „ich möchte Euch also einen guten Rat geben. Hinter diesem Verschluß" — er zeigte auf eine heimliche Türe — „bewahrt die Königin ihre Salben, wohlriechende Öle und kostbare Spezereien. Dort in dem andern Kämmerlein wäscht und badet sie sich in kosmetischen Essenzen und verrichtet ihre andern weiblichen Obliegenheiten. Ich weiß aus vielfacher Erfahrung, daß eine jede von euch in ihrem geheimen Müschelchen einen ganz besondern und eignen Duft mit sich trägt, woran man euch erkennt. Wenn also Raoul, wie Ihr sagt, wie sieben Teufel eifersüchtig ist, könnt Ihr nichts besseres tun, als Euch da drinnen nach Gefallen zu bedienen."

„Was soll das heißen?"

„Ihr werdet es erfahren, wenn es an der Zeit ist. Ich bin Euch nicht bös und ich gebe Euch mein ritterliches Wort, daß ich Euch mit allem schuldigen Respekt behandeln und auch über meine abgesägten Hosen schweigen will in saecula saeculorum. Kurz, Ihr werdet bald sehen, daß der Herzog von Orleans ein guter Kerl ist, der sich an den Damen, die ihn verachten, auf eine edle Weise rächt, indem er ihnen den Schlüssel zum Paradies in die Hand gibt. Nur empfehle ich Euch, spitzt Eure

Ohren und gebt wohl acht auf die lustigen Reden, die man im Nebenzimmer zum besten geben wird; vor allem aber tut keinen Muckser, wenn Euch Eure Kinder lieb sind."

Das königliche Schlafzimmer hatte keinen zweiten Ausgang und die Fenster waren eng vergittert, so daß der Herzog, der die Türe hinter sich abschloß, sicher sein konnte, die Dame in gutem Gewahrsam zu halten, als welcher er vor dem Weggehen noch einmal anempfahl, ja recht mäuschenstill zu sein.

Kam alsdann ein Bruder Lustig nach dem andern, und bald war die ganze herzogliche Bande beisammen und fand auf zierlich gedeckter und hell erleuchteter Tafel ein üppiges Nachtmahl in vergoldeten Schüsseln und in silbernen Kannen königlichen Wein die Fülle.

„Zu Tisch, zu Tisch, meine Freunde," rief ihr herzoglicher Meister. „Ich habe mich gelangweilt und da habe ich an euch gedacht, um in eurer Gesellschaft zu bankettieren und zu pokulieren nach antiklustigem Brauch aus der Zeit, wo Griechen und Römer ihre Paternoster an Sankt Priapus richteten und an den gehörnten Gott, der Bacchus mit Namen heißt in allen Ländern und Sprachen. Nichts soll fehlen bei unserm Gelag und zum Nachtisch soll es Schnepfen geben, von der Art derer mit drei Schnäbeln, wovon, wie ich aus langjähriger Erfahrung weiß, einer immer besser schnäbelt als der andre."

Daran erkannten sie ihren Meister, Meister in jeder Beziehung; sie stimmten bei seiner ausgelassenen Rede ein unbändiges Gelächter an mit Ausnahme des Herrn Raoul von Hocquetonville, der, hervortretend, zu dem Prinzen also sprach:

„Mein Herr und Meister," sagte er, „ich mag Euch gern zur Seite stehen in der Männerschlacht, nicht aber

in einem Gefecht mit Unterröcken, gern beim Waffenklingen, aber nicht beim Becher- und Fächerschwingen. Die guten Gesellen hier haben keine Frau zu Hause; so steht es nicht mit mir, ich habe eine edle Gemahlin, der allein gehör' ich mit meiner Person, ihr bin ich Rechenschaft schuldig über mein Tun und Lassen."

„Und ich," antwortete der Herzog, „bin ich nicht verheiratet? Seit wann halten meine Freunde mir Strafpredigten?"

„Oh, teurer Herr," rief Raoul, „Ihr seid ein Fürst, Ihr tut, was Euch gefällt."

Bei diesen herzhaften Worten ihres Gemahls lief es der eingesperrten Dame heiß und kalt zugleich über den Rücken.

„Oh, mein Raoul," sprach sie bei sich, „du bist ein edler Mann."

„Du bist", sprach der Herzog, „ein Mann, den ich liebe, den ich für meinen treuesten und besten Diener halte, wir andern" — dabei warf er den drei Edelleuten einen Blick zu —, „wir sind rechte Luder. Aber, setze dich, Raoul, wenn die Schnabelviecherchen kommen, die schon Viecherchen höheren Grades sind, sollst du Urlaub haben, wir wollen dich deiner Hausfrau nicht vorenthalten. Aber, beim Tod Gottes, siehst du, ich hatte dich für einen Tugendhelden gehalten, dem alle außerehelichen Liebesergötzungen böhmische Dörfer sind, und so hatte ich dir hier in dem Schlafgemach der Königin eine Königin andrer Art zugedacht, eine Königin von Lesbia, eine wahre Teufelinne und Ausbund von einer Weibsmaschine. Und da wollte ich, daß du, der allzeit wenig Geschmack an den Konfitüren der Liebe finden konnte und nur von Jagden und Schlachten träumte, daß du wenigstens einmal in deinem Leben deine Nase mit dieser absonderlichen Spezerei in Berührung brächtest, denn wahrlich, es ist eine

Schande für einen meiner Leute, in der vornehmsten Wissenschaft seines Herrn und Meisters ein Unwissender zu sein."

Raoul setzte sich. Er wollte seinem Herrn gern in allem, was recht und billig war, zu Gefallen sein.

Und also ging es nun los in der Tafelrunde mit Lachen und lüderlichen Reden über die Frauen; denn so war es bei ihnen Herkommen. Sie erzählten ihre Abenteuer und Wüstheiten, und außer der Dame ihres Herzens schonten sie keine Frau, sondern verrieten mit Geprahl die absonderlichen Bettgeheimnisse einer jeden. Sie gestanden sich Scheußlichkeiten und Niederträchtigkeiten der schmutzigsten Art, die immer saftiger wurden, je weniger Saft in den Bechern und Kannen blieb. Dem Herrn von Hocquetonville stieg die Schamröte ins Gesicht. Aber allmählich und unmerklich gewöhnte er sich fast ein klein wenig daran, die empörenden Dinge zu hören. Trotz all seiner Tugend regte sich in ihm etwas wie Neugierde, immer mehr schlug ihm der Schmutz über dem Kopf zusammen, daß er darin untertauchte, wie ein Heiliger in seinem Gebet. Mit heimlicher Freude und Genugtuung sah das der Prinz.

„Oho, Raoul," sagte er scherzend, „bei uns heißt's „gleiche Brüder, gleiche Kappen", oder auch umgekehrt, und außer bei Tafel sind wir sehr verschwiegene Leute. Genier' dich nicht, wir werden der Gnädigen nichts verraten. Beim Leib des Herrn, du sollst heut' die Wonnen des Paradieses kennen lernen.

Hier drinnen" — er deutete bei diesen Worten nach der Kammertüre, hinter welcher er die Dame von Hocquetonville gefangen hielt —, „hier drinnen ist eine Dame des Hofs und Freundin der Königin, eine Venuspriesterin, wie es größer keine je gegeben, die in ihrem Handwerk

alle übertrifft, Courtisanen, Freudenmädchen, Straßenhuren, Kupplerinnen und wie man sie alle nennen mag in dem zahlreichen und umfänglichen Geschlecht der Horizontalen ... Sie ist gezeugt worden in einem Augenblick, wo das Paradies berauscht war, wo die Natur neu wurde, wo Blumen und Bäume Hochzeit hielten, wo in Brunst loderte alle Kreatur. Sie ist im stande, einen Altar für ein Bett anzusehen. Aber sie ist zu große Dame, um sich sehen zu lassen, und ist eine zu bekannte Dame, darum bleibt sie stumm, die Schreie der Lust ausgenommen, weil der Klang ihrer Stimme sie verraten würde. Man braucht auch bei ihr kein Licht, ihre Augen leuchten wie Flammen, und noch weniger bedarf es ihrer Worte, sie spricht mit ihrem Leib eine wilde Sprache gleich den Tieren des Waldes. Das aber will ich dir sagen, Raoul, mit einem so aufbäumenden Roß ist jeder verloren, der sich nicht in der Mähne des tollen Tieres festhält. Du würdest, ohne zu wissen wie, aus dem Sattel fliegen, und mit einem einzigen Ruck ist sie im stande, dich, wenn du etwa Pech am Hintern haben solltest, an einen Balken der Zimmerdecke zu leimen. Es ist ein Weib, das nur lebt, wenn es eine Matratze unter sich hat. Sie ist mannstoll. Unser armer Freund selig, der Junker von Bärenklau, hat sich an ihr den Tod geholt; in weniger als einem halben Frühling hat sie ihm das Mark aus den Knochen gesaugt. Aber, bei Gott auch, welcher Mann gäbe nicht ein Drittel seines Lebens dafür, sich an das Bankett setzen zu dürfen, zu dem sie die Fackeln anzündet. Wer sie gekannt hat, gibt die ewige Seligkeit für sie hin wie einen Spauz.

„Sagt mir nur," erwiderte Raoul, „wie es in einer so natürlichen und ewig gleichen Sache so ungeheure Unterschiede geben kann."

Ein wieherndes Gelächter der Tafelrunde antwortete ihm. Und dann, vom Wein erhitzt und aufgefordert durch einen Wink ihres Meisters, begannen sie die ganze Geheimwissenschaft des Lasters vor den Ohren des unschuldigen Schülers auszukramen. Sie wurden davon noch berauschter als vom Wein und erzählten Dinge und hatten Ausdrücke und Redewendungen, daß die Skulpturen des Kamins und des Getäfels, die doch von Holz und Stein waren, hätten erröten mögen. Sie selber hatten längst alle Scham im Wein ertränkt. Alle aber übertraf der Herzog. „Die Dame, die in der Kammer eines Verliebten harrte,“ sagte er, „sei die Kaiserin aller Venuskünste und so unerschöpflich, daß sie jede Nacht deren neue erfinde, eine unerhörter als die andre.“

Unterdessen waren die Kannen leer geworden und Raoul ließ sich, ohne viel Widerstreben, von dem Prinzen in die Kammer stoßen, der also die Dame nötigte, sich zu entscheiden für den einen oder andern Dolch, für Leben oder Sterben.

Als der Graf Hocquetonville gegen Mitternacht das Gemach verließ, war sein Herz traurig, weil er seine Frau betrogen hatte. Der Herzog von Orleans aber ließ durch eine geheime Gartentüre die Dame von Hocquetonville nach ihrem Palast geleiten, wo sie noch rechtzeitig vor ihrem Gemahl ankam.

„Dies wird unselig ausschlagen für uns alle,“ hatte sie dem Herzog ins Ohr gesagt, als er sie an die Pforte brachte.

Und gerade ein Jahr später war es, daß Raoul von Hocquetonville, der inzwischen den Dienst des Herzogs mit dem Johanns von Burgund vertauscht hatte, in der alten finstern Tempelgasse als erster mit seinem Beil das Haupt

des Herzogs traf, des königlichen Bruders, seines früheren Herrn, und ihn tödlich verwundete, wie jedermann weiß.

Schon vorher war die Dame von Hocquetonville gestorben; gleich einer Blume, die ein giftiges Insekt gestochen, war sie hingewelkt. Noch heut' ist in einem Kloster zu Péronne ihr Grabstein zu sehen und darauf folgende Inschrift zu lesen, die ihr Gemahl eingraben ließ:

Hier liegt
Berta von Burgund
die edle und anmutige Frau
des
hochedlen Herrn Raoul
Grafen von Hocquetonville
Ach, betet nicht für ihre Seele
Sie
Ist im Himmel neu erblüht
Den elften Januar
Im Jahr des Heils
MCCCCVIII
Im Alter von XXII Jahren
Mit Hinterlassung zweier Töchter und ihres Gemahls,
Die um sie trauern.

Die Inschrift war in schönem Latein abgefaßt. Aber zur Bequemlichkeit der Leser war es nötig, sie zu verdeutschen, wobei man beachten mag, daß anmutig ein schwacher Ausdruck ist für formosa.

Der Herr Herzog von Burgund, genannt Ohnefurcht, dem eines Tags vor seinem Tode der Graf von Hocquetonville sein Herz ausgeschüttet und der sich sonst nicht leicht weich machen ließ von menschlichen Dingen, hat dennoch öfter bekannt, daß ihn diese Grabschrift auf

Monate hinaus traurig gemacht habe und daß unter den Scheußlichkeiten seines Vetters von Orleans eine sei, die alle andern übertreffe und für welche er, wenn es möglich wäre, diesen Unmenschen von neuem töten würde, der das Gift des Lasters in ein Gefäß göttlichster Tugend geträufelt und zwei edle Herzen vergiftet hatte, das eine durch das andre. Er dachte bei diesen Worten an die Dame von Hocquetonville, aber auch an die seinige, deren Bildnis von dem frechen Vetter in demselben Kämmerlein aufgehängt worden war, wo er auch die Bilder seiner Huren aufzuhängen pflegte.

Die ganze Geschichte hatte etwas so Scheußliches, daß der Thronfolger Loys, nachheriger König Ludwig XI., dem sie vom Grafen von Charoloir erzählt wurde, seinem Sekretär verbat, sie in seine Sammlung der „Hundert Neuen Historien" aufzunehmen, aus Rücksicht auf seinen Onkel, den Herzog von Orleans und dessen Bastardsohn Dunois, der ihm ein väterlicher Freund und Gesellschafter war. Aber die Persönlichkeit der Dame von Hocquetonville ist so schön im Licht ihrer Tugend und von so melancholischer Liebenswürdigkeit, daß man die Aufzeichnung ihrer Historie an diesem Ort verzeihen wird trotz der teuflischen Erfindung und Rache des mehrfach genannten Herzogs von Orleans.

Das gerechte Ende dieses Lüstlings hat übrigens zwei große Kriege verursacht, denen erst Ludwig der Eilfte mit der Macht seines Schwertes ein Ende setzte.

Aus dieser Geschichte sehen wir, daß nichts geschieht, in Frankreich und anderwärts, wo nicht das Weib im Spiel ist, und außerdem: daß wir für unsre Missetaten früher oder später teuer bezahlen müssen.